

Helmut F. Skala

*Das Leben aber ist
doch weit mehr als
seine Anekdoten*



*Für meine geliebte Christa
in großer Dankbarkeit für
fünfundvierzig wunderschöne Jahre
trauter und fester Gemeinsamkeit
zu Papier gebracht!*

Herausgeber und Copyright
Helmut F. Skala,
Baden bei Wien; 2022.
Veröffentlicht und gedruckt über Bookmundo

Fotos:
Umschlag-Vorderseite und Seite 403 - Helmut F. Skala
Umschlag-Rückseite - Stefan Nowatschin

ISBN 9 789493 672953

Inhalt

Das Leben aber ist doch weit mehr als seine Anekdoten	9
Eine faire Warnung.....	11
Prolog.....	15
Kultus und Unterricht am Minoritenplatz	21
Ein Amtsgebäude wird zum Haus des Lebens	21
Eine nützliche Flaniermeile um den Minoritenplatz	23
Der Sektionschef war eine Säule des Beamtentums	26
Das ewige Beamtenprivileg	29
Als Minister noch Exzellenzen waren	35
Hier wird kein Deutsch gesprochen	35
Fredl und sein „Adolf der Gründer“	36
Frühstück beim Minister	40
Parteimitglieder und Wähler	41
Burgenländische Temperamente.....	44
Ein Ministerium im Reisefieber	46
Eine Demonstration kommt selten allein.....	47
Mehr Showman als Minister	53
Die ministeriellen Tapetentüren	58
Die „wilde“ Hilde	60
Wenn Ministerinnen zum Aufbruch drängen	62
Ein Minister ohne Sekretäre	64
Ein fröhliches Kulinarium im Zita Heim	66
Das „Know how“ ist wichtig!.....	70
Die Strumpfhose der Vizekanzlerin	72
Wie man am besten Wahlen verliert	76
Herbert von Karajan als Schirmherr	79
Leider nicht lernfähig	82
Schulpolitik als Tummelplatz selbsternannter Experten.....	89
Die Schule, das unerschöpfliche Thema	89

Zwischen Obrigkeitsglaube und Formlosigkeit	91
Bart oder nicht Bart, das ist hier die Frage	93
Die Evolution von Schultypen.....	95
Eine Union ohne Gott.....	99
Die Kunst des Möglichen	102
Pendelausschläge.....	103
Berufsbildner sind besondere Lehrpersonen	104
Freuden und Leiden eines Lehrervertreters	109
Es begann in der Herrengasse in Wien.....	109
Im Nieselregen auf dem Ballhausplatz	112
Pädagogische Wunderwaffen	115
Der Erlass und die Spinne	118
Der kleine Dicke aus Niederösterreich	121
Welche Weinsorte ist das?.....	126
Der Mutterschutz im Nonnenkloster	130
Im Dirndl nach Istanbul	133
Wie man in Sizilien zu einem Kind kommt.....	137
Auf die Standesvertretung kann man sich verlassen	141
Grenzüberschreitungen.....	145
Rund um die Welt	145
Die Zeit vor Schengen.....	149
Nie ohne Pass unterwegs!	154
Ein VIP-Empfang auf afrikanisch.....	157
In finsterner Nacht durch Afrika.....	161
Kaiserliches Afrika	164
„Schwarzgelbowitz“ in Afrika	170
Von Sanitätern gut bewacht	174
Bundespräsident Waldheim und Venezuela	177
Ausreisen ist manchmal schwieriger als das Einreisen	183
Wer kennt schon Viktor Klima?	187
Von Botschaft zu Botschaft	189

In den Tiefen und Untiefen der Politik	195
Der letzte Satz entscheidet.....	195
In der Hofburg	199
Ein Kruzifix für den Bundespräsidenten.....	202
Gewerkschafter, Minister und Rebell	207
Wohin politische Vorbilder führen können	211
Political Correctness einst und jetzt	214
Ich bin ein Schwein!	218
Glasnost in der Praxis	225
Auch Schulen muss man führen!.....	232
Parteifreunde und Todfeinde	236
Im Fürstentum zu Wiener Neudorf.....	239
Begnadete Redner	243
Ein Urgestein aus Tirol	249
Auf den Spuren Lenins	254
Die Tücken von Grabreden	258
Versprecher sind nur allzu menschlich	261
Ein Buch mit leeren Seiten	265
 Sakrales und Profanes.....	 271
Der Nachtflug nach Rom	271
Ein Buch für den Papst.....	274
Audienz im Morgengrauen	279
Ein Handkuss für den Papst	282
Der Heilige Vater nicht im Mittelpunkt.....	287
Die Volkshymne im Marmorsaal.....	291
Von Klosterneuburg nach Mendoza	301
Eine Morgenmesse im Krakauer Bischofpalais.....	303
Mariazell in Washington, D.C.	307
Der Landeshauptmann und sein Herzogshut.....	312
Geistliche Witze und apostolische Intermezzi.....	315
A böhmischer Heiliger?	319
Der Bischof von Erfurt	323
Hannibal ante portas	327

Humanes und weniger Humanes	331
Mein totes Äffchen	331
Von den Weingärten in den Bombenhagel	332
Das Standrecht und meine Großmutter	337
Das Ende mit Schrecken	340
Weinleichen	344
Brisante Beute	347
Mein geschundenes Riedenthal	349
Eine Auferstehung	355
Heimkehr und Neubeginn	355
Einmal Pfadfinder, immer Pfadfinder	358
Im Dienste der Britischen Krone	363
Zwischen Hochschule und Universität	368
Gefährliche Witze	373
Immer diese Österreicher	376
Zwischen Beruf und Berufung	381
Mit der Waffel!	381
Wenn man in ein Tier verwandelt wird	386
Soll und Haben	393
Eine Hand wäscht die andere	396
Die Ottos von Österreich	399
Meine Schul-Kids	408
Begegnungen an die ich mich gerne erinnere!	417
Gegen und mit dem Strom der Zeit	423
Die Schule als Familienersatz?	427
Non, je ne regrette rien!	430
Epilog	433
Der Autor	439
Personenverzeichnis	441

Das Leben aber ist doch weit mehr als seine Anekdoten

Ja, das Leben ist weit mehr als seine Anekdoten. Aber gerade die Anekdoten, die kleinen Geschichten des Alltags, wecken unsere Erinnerungen an das Leben und sind daher für uns wichtig. Denn wie heißt es doch so schön im Epilog von Heinrich Spoerls Feuerzangenbowle: *„Wahr sind nur die Erinnerungen, die wir mit uns tragen; die Träume, die wir spinnen, und die Sehnsüchte, die uns treiben. Damit wollen wir uns bescheiden.“*

Diese Aufzeichnungen sollen uns ein wenig in die Erinnerungen entführen, die Träume und die Sehnsüchte aber sollen in unserem Innersten unser höchst persönliches Geheimnis bleiben. Schriftliche Erinnerungen an Mitmenschen gibt es in vielfältiger Form. Als gedrucktes Wort ist ein Lebenslauf, zumindest was amtliche Daten betrifft, eine durch Zahlen bestätigte, nüchterne Abfolge des Lebens. Beschreibungen in Geschichtsbüchern von bedeutenden Menschen, die oft zu Unrecht für wichtig gehalten werden und wurden, sind meist in die Kategorie Dichtung und Wahrheit einzureihen - während Biographien sehr oft als bloße Wunschbilder der Eitelkeit zu sehen sind. Das ehrlichste Erinnern, weil das zutiefst Menschliche aufzeigend, ist die Anekdote über Menschen, ohne Rücksicht auf deren vermeintliche Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit.

Anekdoten sind auch weit langlebiger, authentischer und zudem meist amüsanter als die offizielle Geschichtsschreibung. Anekdoten sind daher auch die menschlichste Form des Erinnerns. Selbstverständlich ist aber das Leben weit mehr als eine bloße Aneinanderreihung von Anekdoten.

Nach Martin Buber ist alles wirkliche Leben Begegnung. Aus meinen persönlichen, doch recht vielfältigen Begegnungen mit so manchen bedeutenden und vielen weniger bedeutenden, manch sympathischen und auch weniger sympathischen, liebenswerten und auch einigen widerlichen Menschen habe ich versucht, Erinnerungen an einige von ihnen wachzuhalten. Diese Erinnerungen sollen ihre menschliche und zuweilen auch allzu menschliche Seite aufzeigen. So manche der Genannten weilen nicht mehr unter uns und sind bereits in Vergessenheit geraten. Umso mehr verdienen sie es, dass man

sich ihrer erinnert. Denn auch die weniger Bedeutenden haben oft „nur“ aus der zweiten Reihe der Gesellschaft, meist viel nachhaltiger als jene aus der ersten Reihe, das Geschehen ihrer Zeit und die Zukunft mitgestaltet. Vielleicht ist damit auch da und dort ein kleiner Beitrag zur wahren Zeitgeschichte verbunden.

Eine faire Warnung

Um unnötigen Enttäuschungen vorzubeugen, möchte ich vorweg einige faire Warnungen an die verehrte Leserschaft aussprechen.

Ich habe mich bei meiner bescheidenen Beherrschung des geschriebenen Wortes keiner der im Wettstreit befindlichen Varianten des Genderns der deutschen Sprache, mit denen ihre angeblich maskuline Dominanz gebrochen werden soll, verschrieben. Selbst auf die Gefahr hin, als unverbesserlicher Traditionalist zu gelten, verharre ich auf jener Schreibweise, die mir meine verehrten Lehrerinnen und Lehrer im Deutschunterricht mit viel Geduld sowie Mühe und wechselndem Erfolg dereinst beigebracht haben. Dafür bin ich allerdings in der Lage deutsche Bücher, die selbst vor mehr als hundert Jahren die Druckerpresse verlassen haben, sowohl von deren Wortinhalten wie auch von ihrem Schriftbild her zu verstehen und sinnerfassend zu lesen.

Ich wende mich daher sehr bewusst und mit erlesener Höflichkeit, so wie bisher üblich, schlicht an die sehr geschätzten Damen und Herrn sowie an meine Freundinnen und Freunde!

Meine große Hochachtung und meine ergebene Wertschätzung der holden Weiblichkeit gegenüber drücke ich auf ganz andere und ehrliche Weise aus, aber nicht durch eine mutwillige Veränderung und Verhunzungen unserer deutschen Sprache, die ein entscheidendes und kostbares Kulturgut darstellt.

In meiner Kindheit wurden zwar die Mauern des Burgtheaters, dem einstigen Gralshort der deutschen Sprache, von britischen und amerikanischen Bomben schwer beschädigt, nicht aber unsere Muttersprache. Nun wird sie allerdings mittels ausufernden Anreicherungen durch Anglizismen sowie willkürlichen Vereinfachungen tatsächlich konsequent und gezielt zerstört. Damit geht auch ein wesentliches Element unserer überlieferten großartigen Kultur und unseres Selbstverständnisses zugrunde.

Die Macht über die Sprache zu erlangen und sie zu beherrschen ist bekanntlich das Ziel jeder Herrschaft. Denn wer diktieren kann, was gesagt und wie

etwas gesagt sowie was geschrieben werden darf, der beherrscht auch das Tun und Handeln der Menschen.

Auch besserwisserische und moralisierende Nachgeborene erlauben sich heute aus sicherer zeitlicher Distanz arrogante Urteile darüber, wie sich unsere Altvordenen dereinst hätten verhalten sollen und wie auch nicht.

Selbsternannte Zeitgeistführer erklären in autoritärer Weise bisher gängige Begriffe ganz einfach zu „Unworten“, die man nicht verwenden darf sowie was „politisch korrekt“ ist. Sie maßen sich sogar das Urteil darüber an, welche Denkmäler heute nicht mehr tolerierbar und daher zu entfernen sind. Dies setzen sie als lautstarke „qualifizierte Minderheit“ auch erfolgreich durch. Solch ein „betreutes Denken“ führt jedoch mittels eifriger Unterstützung durch viele Medien direkt in die geistige Knechtschaft der Menschen

Natürlich verberge ich in dieser Schrift auch in keiner Weise meine gesellschaftliche Prägung, noch meine politische Einstellung. Beiden bin ich nie untreu geworden. Meine politische Einfärbung ist im Geiste von Julius Raab und Leopold Figl stets tiefes, christlich-soziales Schwarz geblieben, sosehr sich rundum im politischen Spektrum der Parteien, die Österreichische Volkspartei eingeschlossen, die grotesksten ideologischen Verfärbungen und Umfärbungen entwickelt haben. Als christlicher Lehrgewerkschafter und als selbständiger Freiberufler habe ich immer zu jener gesellschaftlichen Mitte gehört, die leider im Aussterben begriffen ist. Ich habe mich aber auch nie gescheut, mit politisch gänzlich andersdenkenden Menschen besten freundschaftlichen Umgang zu pflegen. Denn Viktor Frankl hat dazu sehr trefflich festgestellt: *„Es gibt nur zwei Rassen von Menschen, die Anständigen und die Unanständigen.“*

Jene von mir in diesem Buch vorgestellten Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben agiert haben, werden von mir meist bei ihrem Namen genannt, denn sie müssen dies, gemäß gängiger Rechtsprechung, aushalten, öffentlich auch apostrophiert zu werden.

Manche Mitmenschen aber, die im Folgenden ebenfalls beschrieben sind, werden sich auch ohne die Nennung ihres Namens wiedererkennen und so in guter oder weniger guter Erinnerung bleiben.

Manchmal konnte ich mir aber doch die eine oder andere böse und kritische Darstellung, manchen Seitenhieb sowie das Verspritzen von ein wenig Gift nicht verkneifen. Vor allem über solche Menschen, die sonst ohnehin schöngefärbt in biographischen Schmeicheleien dargestellt werden. Dies ist halt meiner persönlichen, ebenfalls nur allzu menschlichen Ader, die ich nicht verleugnen kann und will, zuzuschreiben.

Wenn von mir auch Fehlleistungen, Ungeschicklichkeiten und Marotten von Mitmenschen beschrieben werden, so geschieht dies nicht um diese bloßzustellen, sondern um ihre menschlich-sympathische Seite zu zeigen. Es liegt mir jedoch wirklich fern, mit meinen Erzählungen Mitmenschen bewusst kränken, verächtlich machen oder verspotten zu wollen.

Da sich die Erzählungen über das Erleben über mehrere Jahrzehnte erstrecken, habe ich als kleine Orientierungshilfe viele der beschriebenen Persönlichkeiten in einem Personenverzeichnis erfasst und kurz vorgestellt.

Natürlich gebe ich in meinen Erzählungen nur meine höchst subjektiven und persönlichen Wahrnehmungen weiter, die selbstverständlich auch durch meine wertemäßige Grundhaltung begleitet und beeinflusst werden.

Es soll, wie bereits gesagt, die wahre und menschliche, manchmal auch allzu menschliche und daher meist sehr liebenswerte und sympathische Seite der uns begegnenden Mitmenschen aufgezeigt werden.

Deswegen sind es auch keine großartigen und sensationellen Erlebnisse, die ich in den folgenden Episoden zu beschreiben versuche, auch keine besonderen Enthüllungen oder Neuigkeiten, sondern jene Begebenheiten, die unserem Alltag jene Würze verleihen, die ihn erst erträglich machen. Manchmal werden sie aber auch durch höchst subjektive Feststellungen ergänzt.

Ich hoffe, dies ist mir, auch mit der stets gebotenen Heiterkeit, ein wenig gelungen.

Prolog

Mein Leben ist und war zu einem Großteil von der Pädagogik und dem Umfeld der Schule geprägt. Das hat dazu geführt, dass ich natürlich stets vielen Menschen begegnen durfte, diese Begegnungen auch stets gesucht habe und bemüht war, diese aktiv zu gestalten. Dazu gehört vor allem das Weitergeben von Wissen, nämlich das Teilen des Wissens, also das Mitteilen. Es ist dies für mich auch die wahre Freude am Lehren - „GAUDEO DISCERE!“.

Das Bedürfnis, ja diese Freude an der Mitteilbarkeit ist bereits in den Genen einer jeden vollblütigen Lehrerpersönlichkeit sehr tief verankert. Dies bedingt jedoch, dass man selbst nie aufhört zu lernen. Schon Seneca wusste dies nur zu gut: „DOCENDO DISCIMUS!“

Man lernt tatsächlich am meisten selbst, wenn man andere unterweist!

Mein persönlicher Mitteilungsdrang als Lehrperson hat sich natürlich auch im Ruhestand nicht verflüchtigt. Ich habe es daher unternommen, einige Anekdoten, Schnurren, aber auch so manch persönliche Gedanken, die ich meist in gemütlichen Runden von mir gegeben habe, auf das Anraten meiner lieben Frau Christa hin schriftlich festzuhalten. Ich bin aber fest davon überzeugt, dass sie damit mein manchmal tatsächlich überbordendes Mitteilungsbedürfnis und die damit unvermeidlichen Redundanzen in meinen Erzählungen keineswegs zügeln, einschränken oder abwürgen, sondern nur in etwas strukturierte Bahnen lenken wollte.

Ob allerdings diese Geschichten und Begebenheiten, die da schwarz auf weiß festgehalten worden sind, es wirklich wert sind, gelesen zu werden, das sei dem Urteil der geschätzten Leserschaft anheimgestellt, mich jedenfalls haben all diese Ereignisse, Erinnerungen und Begegnungen bis heute stets treu, dankbar und wertvoll begleitet. Allerdings habe ich mir beim Schreiben den Luxus gegönnt, manchmal auch in ein ausgiebiges Schwadronieren zu verfallen und meine persönliche Sicht darzustellen.

Natürlich handelt es sich vornehmlich um solche Erinnerungen und Begegnungen, auf die man sehr gerne zurückblickt, über die hässlichen und unangenehmen Ereignisse breitet das Leben, Gott sei Dank, meist einen gnädigen Schleier des Vergessens.

Da ich Mitte Juli 1938 zur Welt kam, waren damals manche der Meinung, ich wäre in einer „großen Zeit“ geboren worden, nämlich in „Großdeutschland“. Nun, diese große Zeit entpuppte sich sehr bald als überaus anstrengend, gefährlich, entbehrungsreich und voller Not und Elend.

In welche Zeit ich tatsächlich hineingeboren wurde, bekam ich schon im Mutterschoß zu spüren. Es war gleich am Tag nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht und der Annexion Österreichs, als das neue Regime bereits sein wahres Gesicht zeigte. Vorher wurde von der Propaganda dem Arbeitslosenheer in Österreich vorgegaukelt, mit dem Anschluss erwarte es ein Paradies ohne Arbeitslose, mit Sozialversicherung und Familienförderung - durchaus verlockende Aussichten in der tristen wirtschaftlichen Situation Österreichs. Meine Familie wohnte damals in der Brigittenau in Wien, im XX. Bezirk, einem traditionellen Arbeiterbezirk. Mein älterer Bruder Rudi war als Kind sehr kränklich, daher musste unser jüdischer Hausarzt, Dr. Habek mit ihm sehr oft aufgesucht werden. Krankenversicherung gab es zu dieser Zeit keine, und unser Vater hatte auch nicht immer ausreichende Einnahmen und kontinuierliche Aufträge als selbstständiger Schneidermeister. Das Hauptinteresse bei der damals herrschenden tristen Wirtschaftslage lag daher verständlicherweise beim täglichen Existenzkampf. Die politischen Ereignisse und Umwälzungen waren daher sekundär. Auch war der Informationsstand mit heute nicht vergleichbar, denn selbst die tägliche Zeitung stellte für die breite Masse der Bevölkerung bereits Luxus dar.

Die bange Frage nach der Höhe des jeweils zu bezahlenden Arzthonorars wurde von Dr. Habek stets folgendermaßen kommentiert: *„Machen Sie sich keine Sorgen, zahlen Sie erst dann, wenn Sie es wieder können!“*

Er stand damit für die gute und menschliche Tradition vieler jüdischer Ärzte, die damals in den Arbeiterbezirken Wiens gewirkt haben.

Meine Mutter, die in Begleitung meiner Großmutter am Tag nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht zum Einkaufen unterwegs war, stieß beim Pater-Abel-Platz auf einen lärmenden Menschauflauf. Dieser Platz hat, wie auch viele andere Straßen in Wien, eine wiederholte Umbenennung erfahren, je nach der gerade vorherrschenden politischen Großwetterlage. Heute heißt er wieder Friedrich-Engels-Platz, nachdem er einmal auch den Namen Kaiser-Platz getragen hat.

Natürlich neugierig geworden, schoben sich die zwei Frauen durch die Menge, die immer wieder in lautes Gejohle ausbrach, um zu sehen, was da vorging. Vor ihnen aber knieten nun jüdische Mitbürger und schrubbten gedemütigt mit Zahnbürsten die aufgemalten Parolen auf dem Gehsteig für die von Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg anberaumte Volksabstimmung weg. Ein Polizist stand in aller Seelenruhe dabei und beobachtete untätig diese widerliche Szene. Der nationalsozialistische Terror hatte bereits voll eingesetzt und Widerstand wurde brutal unterdrückt. Die geplante Volksbefragung ist von Hitler mit dem Einmarsch der Wehrmacht verhindert worden, und wurde etwas später durch eine Abstimmung ersetzt, bei der meist nicht mehr geheim und unter massivem Druck das Abstimmungszeichen bei dem großen Kreis für „Ja“, das hieß für den Anschluss, und nicht beim winzigen Kreis für ein „nein“ geleistet wurde.

Meine Mutter konnte sich bei diesem elenden Anblick, der so gedemütigten Menschen, unter denen sich auch unser Hausarzt befand, nicht zurückhalten und rief laut: *„Ja, um Gotteswillen, das ist ja unser Doktor Habek!“* Kaum hatte sie das ausgesprochen, stand schon bedrohlich blickend ein stämmiger SA-Mann an ihrer Seite, fasste sie am Arm und brüllte im tiefsten Wiener Dialekt: *„Wenn er Ihnen leidtut, dann können'S ihm gleich helfen!“*

Meine Großmutter war aber eine stattliche Frau und als Wirtstochter den Umgang mit solchen miesen Typen durchaus gewöhnt. Sie schrie daher ebenso drohend diesen Schläger in brauner Uniform an: *„Finger weg von meiner Tochter. Die erwartet von einem richtigen Wiener ein Kind! Hände weg da!“* Gleichzeitig schob sie meine Mutter zielstrebig durch diese Ansammlung sensationsgieriger, gefühlloser und zum Großteil wohl bloß nur

feiger Menschen hinaus. Dabei hat sie meine Mutter gescholten: „*Weil du nie den Mund halten kannst!*“

Am Rande dieser grölenden Masse hatte inzwischen ein Kraftrad der deutschen Wehrmacht angehalten. Im Beiwagen saß ein Offizier, der die beiden Frauen zu sich rief und mit unverkennbar „reichsdeutschem“ Idiom fragte: „*Gute Frauen, können Sie mir mal sagen, was denn da vor sich geht?*“ Meine Großmutter erklärte ihm, dass dort Juden gezwungen werden, die Gehsteige mit Zahnbürsten zu säubern.

Da schüttelte dieser Offizier ungläubig den Kopf und meinte: „*Ne, aber das will unser Führer nicht!*“. Dann salutierte er und gab den Befehl zum Weiterfahren.

Dieser Mann in der deutschen Wehrmachtsuniform hat sich leider wie Millionen andere auch sehr getäuscht. Denn „sein Führer“ hat das alles nicht nur gewusst, sondern sogar befohlen. Dieser Offizier hatte damals die „große Zeit“ des Nationalsozialismus noch nicht in seiner wahren Gefährlichkeit und Realität begriffen oder begreifen wollen.

Ob ihm sein naiver Glauben an den Führer und an dessen Endsieg erst nach Stalingrad verloren gegangen ist oder ob er schon im Frankreich-Feldzug gefallen ist, wer weiß es?

Menschen als Masse sind unberechenbar, manipulierbar und unverantwortlich. Das wussten schon die alten Römer, denn im Parlament zu Rom habe ich den leider allzu wahren Spruch gelesen: „*Senatores boni viri, senatus mala bestia!*“

Die Arbeitslosigkeit fand allerdings tatsächlich rasch ihr Ende. Die meisten werkten sehr bald fleißig in der Rüstungsindustrie, die konfiszierten reichlichen Goldvorräte der Österreichischen Nationalbank finanzierten diese, und wer aufmuckte, steckte alsbald im KZ in Dachau. Sehr bald fand sich die männliche Bevölkerung, ein Jahrgang nach dem anderen, auf den Kasernenhöfen wieder, um auf preußische Weise zu Kanonenfutter gedrillt zu werden. Dies wurde schließlich bis zum erbärmlichen letzten Aufgebot mit dem

Namen Volkssturm fortgesetzt, wobei auch Kinder und Greise rekrutiert und sinnlos verheizt wurden.

Den „Volksgenossen“ im bisherigen sogenannten „Altreich“ hat Joseph Göbels mit seiner effizienten Propagandamaschine tatsächlich weismacht, dass der Einmarsch der Wehrmacht in Österreich weite Teile der Bevölkerung der nunmehrigen Ostmark aus einer grassierenden Hungersnot gerettet hat. Dazu ließ die Wehrmacht filmgerecht den sogenannten „Hilfszug Bayern“ seine Feldküchen auffahren und Gratisportionen verteilen. Der Ansturm der Wienerinnen und Wiener, die aber keineswegs an Hunger gelitten hatten, wurde dabei natürlich propagandagerecht gefilmt und die Annexion so auch noch als humanitärer Akt dargestellt. Die Propaganda hat damit sehr geschickt, die leider nicht ausrottbare Gier und Schamlosigkeit der Menschen angesprochen, die ungeniert diesen vordergründigen und zugleich hinterhältigen „Linsengerichten“ zugesprochen haben.

Das gierige Gedränge um diese Feldküchen war allerdings damals leider nicht die einzige degoutante Verhaltensweise einer großen Zahl von Menschen, für die man sich aufrichtig schämen musste. Leider hat sich an dieser Charakterlosigkeit vieler Menschen auch heute nicht viel geändert.

Allerdings sollte man sich auch davor hüten mit dem Wissen von heute über die Menschen von damals moralisierend und besserwisserisch den Stab zu brechen.

Diese neue Zeit, in die ich nun hinein geboren wurde, hatte man sich allerdings sehr bald ganz anders vorgestellt, doch nun war es zu spät!

Aber trotzdem war diese Zeit für mich und meine Familie, vielleicht sogar mehr als im später erarbeiteten Wohlstand, stets auch mit Hoffnung, Zuversicht, Gottvertrauen und sogar Glück begleitet. Nur eines war diese Zeit nie, nämlich „groß“!

Lange Jahre lebte ich auch durchaus vergnügt und unbekümmert in einem ungewissen behördlichen Status. Da ich in der ersten Republik gezeugt und im Großdeutschen Reich zur Welt gekommen war, verfügte ich damals noch über keinen Staatsbürgerschaftsnachweis. Als Vorläufer dieses amtlichen

Dokuments, dass mir erst 1955 sehr unfeierlich mit der Post zugeschickt wurde, gab es nur eine Zeit lang den „Auszug aus der Heimatrolle“. Der neue Staatsbürgerschaftsnachweis war dann auch die Grundlage für meinen ersten Reisepass.

Die behördliche Gleichschaltung und Umwandlung Österreichs in die Ostmark war nämlich bürokratisch weit zeitaufwendiger als der Einmarsch der deutschen Wehrmacht im März 1938. Mir wurde nämlich im Juli 1938 als einziges gültiges Dokument meiner behördlich anerkannten Existenz noch ein „Geburts- und Taufschein“ der katholischen Kirche ausgestellt. In diesem Dokument waren die Worte „Bundesstaat Österreich“ und „Bundesunmittelbare Stadt Wien“ in gotischen Lettern vorgedruckt. Vom Taufpriester wurden allerdings zwei davon fein säuberlich gestrichen, nämlich die Wörter „Bundesstaat“ und „Bundesunmittelbare“. So war ich auch während des Tausendjährigen Reiches amtlich einer aus Österreich und keiner aus der Ostmark!

Kultus und Unterricht am Minoritenplatz

Als begeisterte Lehrperson, die ich Zeit meines Lebens war, bin und bleibe, beginne ich daher mit Erinnerungen an jene Begegnungen, die sich im und um das altherwürdige Haus des Unterrichtsministeriums ereigneten, und zwar vornehmlich in der Zeit nach dem erfolgreichen Wiederaufbau unserer Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg.

Ein Amtsgebäude wird zum Haus des Lebens

Den ehrwürdigen Minoritenplatz umfängt schon allein wegen seiner Lage in der Innenstadt ein geschichtsträchtiges Flair. Nämlich ein Hauch von verfallener Macht aus einer längst vergangenen Zeit, der mit der heutigen Schnelllebigkeit und Sachlichkeit eine geruhsame Symbiose eingeht. Man kann diesen Platz nicht gerade als schön bezeichnen, er ist vielmehr beeindruckend.

Benannt ist der Platz, wie könnte es anders sein, nach der seine Mitte beherrschende Minoritenkirche. Sie wirkt von außen ein wenig düster und ist bar jeder himmelwärts strebende Gotik und auch fern der Üppigkeit eines äußerlichen Barock, sondern sie steht da wie eine Festung. Um sie herum führt ein spärliches Grün in einem sogenannten Besslerpark einen mühsamen Überlebenskampf.

Gegenüber dem Eingang dieses Gotteshauses erhebt sich der gewaltige Block des Palais Starhemberg, in dem seit langer Zeit das Unterrichtsministerium beheimatet ist. Dieses Haus wechselte mehrmals seinen Eigentümer. Seit 1872 ist es Sitz des Ministeriums für „Cultus und Unterricht“, wobei es als Bildungsministerium neben dem Unterrichtswesen meist auch für Wissenschaft und Forschung zuständig war. Das Palais wurde um A. D. 1650 für Konrad Balthasar Graf Starhemberg erbaut. Sein Sohn, Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, der die Verteidigung Wiens während der Türkenbelagerung 1683 befehligte, residierte in diesem Hause.

Um dieses Haus für „Cultus und Unterricht“ ranken sich viele Legenden, Anekdoten und Geschichten, zumal das Thema Unterricht und Schule seit

jeher auch jedermann als Experten ausweist, der eine Schule zumindest sporadisch von innen kennengelernt hat. Das befähigt natürlich, mit dieser Erfahrung mehr, meist aber auch weniger intelligente Zensuren über das segensreiche Wirken dieses Ressort abgeben zu dürfen. Aber so manche im Hause selbst Wirkende fällten bisweilen harte und auch ungerechte Urteile über die Qualität seiner Bewohner. Da früher so mancher ministerielle Mitarbeiter mit seinen Kompetenzen und Pflichten anscheinend nur unzureichend ausgefüllt war, was heute natürlich nicht mehr vorkommt, betätigten sich etliche von ihnen auch zweitberuflich im Bereich von Kunst und Literatur.

Einer von diesen, er hatte sich dem Bühnenwerk verschrieben, fällte etwas despektierlich, öffentlich und laut vernehmlich sein Urteil über das Haus seines Wirkens anlässlich der Uraufführung seines Theaterstückes. Als nämlich eine Panne beim Hochziehen des Vorhanges passierte – dieser blieb leider in Kniehöhe der Akteure hängen – konnte man einige Zeit nur die Beine der Schauspielerinnen und Schauspieler wahrnehmen. Da ertönte aus der Loge des nebenberuflichen Urhebers dieses Bühnenwerkes laut und vernehmlich folgender resignierender Kommentar: *„Wie bei uns im Ministerium, lauter Füß‘, aber leider keine Köpf!“*

Nun, dem muss ich aus jahrzehntelanger Erfahrung entschieden widersprechen, denn dem Ressort dieses ehrwürdigen Hauses standen zumindest zu meiner Zeit durchwegs fähige Köpfe vor, wenn ich nur Dr. Heinrich Drimmel und Dr. Alois Mock von der rechten sowie Dr. Rudolf Scholten von der linken Reichshälfte nennen darf. Lediglich ihr Amtsverständnis war, ihrer Persönlichkeitsstruktur entsprechend, durchaus unterschiedlich. Aber auch die Beamtenschaft dieses Hauses hat ihre Pflichten zwar manchmal etwas schrullig, aber stets sehr kompetent und loyal wahrgenommen.

Dieser ehrwürdige Platz der Minoriten war und ist aber auch Schauplatz so mancher wilder und lauter Demonstration. Über all dieses Geschehen wird etwas später noch Genaueres berichtet.

Einer der profiliertesten Residenten dieses Hauses war sicherlich Dr. Heinrich Drimmel. Er bewohnte es in zwei Funktionen, nämlich als Ressortchef und als Beamter des Unterrichtsministeriums. Neben seiner beruflichen Karriere und nach dem Ende seiner politischen Funktionen war er bis ins hohe

Alter auch Autor eines umfangreichen historischen Schriftwerkes. Sein autobiographisches Buch aber trägt den Titel „Die Häuser meines Lebens“, wobei das Palais Starhemberg wohl sein bedeutendstes Haus war.

Auch mich sollte dieses denkwürdige Haus viele Jahrzehnte lang begleiten. Denn formell gehörte ich als Vorsitzender der gesetzlichen Bundespersonalvertretung der Lehrerinnen und Lehrer für berufsbildende mittlere und höhere Schulen unmittelbar dem Ressort an, allerdings völlig weisungsfrei. Meine Büroräumlichkeiten hatte ich aber nicht im Palais Starhemberg, jedoch in seiner Nähe.

Meine Beliebtheit im ehrwürdigen Hause hielt sich aber in Grenzen. Wäre dies anders gewesen, so hätte ich als gewählter Standesvertreter sicher etwas falsch gemacht, denn ich war ausschließlich meiner Lehrerschaft gegenüber verantwortlich. Eine gewisse Achtung und auch Wertschätzung wurde mir allerdings durchaus entgegengebracht, da ich bei allen Divergenzen gegenüber der Beamtschaft des Hauses nie die Grenzen der Fairness überschritten und stets zu meinem Wort gestanden habe. Den Ruf eines harten Verhandlers hatte ich aber durchaus zu Recht.

Leider ist dieses ehrwürdige Gebäude zu Beginn der Zwanzigerjahre dieses Jahrhunderts zum bildungspolitischen „Durchhaus“ geworden. Über das Treiben seiner Bewohner in dieser Zeit sei allerdings gnädiges Schweigen geübt.

Eine nützliche Flaniermeile um den Minoritenplatz

Meist beherrscht friedliche und beschauliche Ruhe diesen geschichtsträchtigen Bereich. Eine Eigenheit dieses Platzes und seiner Seitengassen war, zumindest zu meiner Zeit, dass man zwischen 11 Uhr und etwa 14 Uhr vor allem die Beamtschaft der mittleren Dienstklassen, also Abteilungs- und Gruppenleiter, manchmal sogar Sektionschefs des Unterrichtsressorts und auch anderer Dienststellen per pedes gemütlich dahinschlendernd antreffen konnte. So konsumierten sie ihre offiziell mit 30 Minuten festgesetzte Mittagspause. Sie ließen sich dabei oft auch sehr gerne in

Gespräche verstricken, die manchmal als etwas ausgedehnte Pause in einer der zahlreichen einladenden Lokalitäten rund um diese Flaniermeile sehr fruchtbar und ausgiebig fortgesetzt wurden.

Der Personenkreis ging aber über das Unterrichtsressort weit hinaus, denn zum Einzugsbereich des Minoritenplatzes gehörten auch das benachbarte Außenministerium, bis hin zum Innenministerium in der Herrengasse und vor allem auch das Bundeskanzleramt, welches meist die dienstrechtlichen Agenden für den gesamten Öffentlichen Dienst wahrzunehmen hat. Bis zur Übersiedelung der Niederösterreichischen Landesregierung in die neue Landeshauptstadt St. Pölten bevölkerte auch deren Beamtenschaft diese ergiebigen Jagdgründe. Solche waren sie nämlich für einen erfahrenen Standesvertreter der Lehrerschaft, der ich inzwischen geworden war. Denn es handelte sich tatsächlich um ein ergiebiges Revier, um unkompliziert Kontakte zu erjagen.

Denn um wichtige Besprechungstermine oder gar Verhandlungstermine rasch zu erhalten, bedurfte es auf dem formellen Dienstweg oft wochenlanger Vorbereitungen und koordinierender Telefonate, bis ein solcher Termin dann endlich zustande kam. Ein zufälliges Zusammentreffen auf den Jagdgründen dieser Flaniermeile und auch die genauere Kenntnis der Lieblingslokalitäten der dort wandelnden Beamtenschaft war jedenfalls von großem Nutzen. So konnte man der aufwendigen Mühsal entgehen, einen offiziellen Vorsprachetermin oder gar einen Verhandlungstermin auf dem aufwendigen Dienstweg zu erreichen. Vor allem aber war dies ein wertvoller und stets sprudelnder Quell von Insiderinformationen, die spätere, offizielle Termine um vieles einfacher machten.

Einmal erlebte ich sogar den allerhöchsten rüden, aber dienstlichen Auftrag mit, bereits laufende offizielle Gespräche aus dem ehrwürdigen Ministerium auszulagern. Dieser erfolgte nämlich in Form eines veritablen Hinausschmisses durch den Präsidialsektionschef, Dr. Adolf März. Dieser war die rechte und die linke Hand von Minister Sinowatz.

Mindestens einmal im Jahr fanden damals routinemäßige Zusammenkünfte zwischen dem Ressort und dem erlauchten Kreis der Landesschulinspektoren statt. Teilnehmer waren die in ihren Bundesländern gleich souveränen

Barockfürsten agierenden Inspektoren und seitens des ehrwürdigen Ministeriums die zuständigen Abteilungsleiter. Dies waren wichtige Ministerialräte mit ihrem geschäftigen Stab an Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Als zuständiger Standesvertreter war ich zu solchen Treffen dieser etwa fünfzehn Personen umfassenden und daher höchst elitären Runde ebenfalls gnädigst eingeladen.

Einmal fand eine solche Zusammenkunft wieder einmal im ersten Stockwerk des Hauses Minoritenplatz 5 statt, wo auch der jeweilige Minister residierte und sich neben dem Audienzsaal einige kleinere Besprechungsräume befinden. Mitten in den Vortrag des zuständigen Ministerialrates platzte, ohne anzuklopfen und ohne Gruß, der Präsidialsektionschef herein. Er befahl in barschem Ton: *„Verlassen Sie sofort diesen Raum. Den brauch jetzt ich!“* Danach verließ er, die Tür laut hinter sich zuknallend, wieder den Raum.

Angeblich, so erfuhr man erst später, war ein überraschender Besuch einer wichtigen Delegation aus dem Ausland eingetroffen, und dieser Besuch musste natürlich in den entsprechenden Räumlichkeiten empfangen werden. Die Landesschulinspektoren hätten sich bei diesem eigenwilligen Auftritt des Sektionschefs am liebsten unter den Tischen verkrochen und der arme Herr Ministerialrat war einige Zeit starr vor Schreck und sprachlos. Nach kurzer Schockstarre begannen einige der ministeriellen Mitarbeiter, ihre Utensilien devot zusammenzupacken, und räumten ergeben ihre Plätze. Wir, die somit Hinausgeworfenen, die aus ganz Österreich angereist waren, begannen aber zu murren. Denn es könne doch nicht wahr sein, dass dieses gerade erst begonnene Treffen schon wieder beendet würde. Inzwischen hatte sich aber auch der geschockte Ministerialrat so weit gefangen, dass er meinen Vorschlag, die Besprechung doch ganz einfach im nahe gelegenen, legendären Café Central fortzusetzen, sofort und gerne aufgriff.

Das Treffen der allerhöchsten Landesschulinspektoren wurde daraufhin in besagtem Lokal fortgesetzt und fand ein fruchtbares, ja sogar gemütliches Ende. Allerdings wurden, schlauerweise, zukünftig diese Treffen nicht mehr im Palais Starhemberg zelebriert, sondern in Sitzungsräumen anderer Bürogebäude des Ressorts, von denen es in der Innenstadt mehr als genügend gab und gibt.

Nun werden aber manche hämisch sagen, diese Flaniermeile sei ja geradezu der Beweis für jenes stets belächelte Bild vom bequemen Beamten, welches in der Gesellschaft so gerne kritisch gezeichnet wird. Dabei wird aber vergessen, dass mit dieser „Flaniertradition“ viele Probleme im Vorfeld des schwerfälligen Kanzlei- und Kompetenzablaufes höchst zufriedenstellend gelöst werden konnten oder erst gar nicht entstanden sind. Mit diesem sogenannten „Kleinen Dienstweg“ hat man nämlich auch viel Zeit und nicht unwesentlichen Verwaltungsaufwand eingespart.

Ja, das so gerne generell unterstelle „savoir-vivre“ der Beamtenschaft sowie dieses gemütliche Flanieren und dabei vom Staat noch dazu gut und sicher versorgt zu werden, anstatt hart arbeitend und transpirierend den Tag vom frühen Morgen bis spät am Abend am Schreibtisch zu verbringen, das war, und ist es bei manchen leider noch immer, das typische Beamtenklischee.

Ich frage mich allerdings auch, woher dann in so vielen Nachfolgeländern der alten Donaumonarchie das wehmütige Erinnern an die Zeit der gelobten, guten Habsburgischen Verwaltung herrührt. Es ist dies weit mehr als ein nostalgisches Gedenken, denn es war tatsächlich eine verlässliche und gut funktionierende Verwaltung. Diese war allerdings einer zwar manchmal flanierenden, doch durchaus erfolgreichen und menschlichen Beamtenschaft zu verdanken. Sie hat dabei sympathischerweise auch auf das preußische „Zack Zack“ der typischen Beamten unserer nördlichen Nachbarn verzichtet, sondern hat es stets wohl überlegt, human und kommod angelegt.

Und sie hat zusätzlich zur Erfüllung ihrer Kernaufgaben auch der gemeinsamen deutschen Sprache ein unverwechselbares österreichisches, ja schönbrunnerisches Timbre beschert, welches auch einen großen Teil der deutschsprachigen Literatur sehr lange wohltuend und durchaus segensreich beherrscht hat.

Der Sektionschef war eine Säule des Beamtentums

Das von Österreichs Kaiser Josef II. geprägte und kultivierte Beamtentum hat eine starke Ähnlichkeit mit einer traditionellen christlichen Ehe.

Es ist also eine lebenslange Bindung, verbunden mit verlässlicher Treue sowie mit ernsten Pflichten, aber auch mit bestimmten Rechten.

Dieses „Josefinische“ Beamtentum prägte jahrhundertlang erfolgreich und entscheidend unsere Verwaltung und somit auch die Gesellschaft Österreichs. Die so gewachsene Verwaltungskultur war durchaus erfolgreich und beeinflusst noch bis heute die Strukturen in den ehemaligen Ländern des Habsburgerreiches.

Allerdings wurde auch diese bewährte Einrichtung von einer immer mehr auf Neid und Egoismus basierenden Gesellschaft Schritt für Schritt gegen Ende des 20. Jahrhunderts ausgehöhlt. In den Medien wurden vor allem und ausschließlich die vermeintlichen Privilegien angeprangert und damit der Neid geschürt. Die weit schwerer wiegenden Pflichten, wie zum Beispiel die lebenslange Bindung oder das strenge Disziplinarrecht, wurden aber hinterhältigerweise stets verschwiegen. Ein Beamter geht nämlich auch nicht in Pension oder in Rente, sondern er darf sich in den Ruhestand zurückziehen oder wird in diesen versetzt.

Zu den wenigen Privilegien dieses natürlich sicheren, da lebenslangen Arbeitsplatzes, mit einer dafür eher bescheidenen Besoldung gehörte es auch, dass man nach Erreichung des Ruhestandsalters selbst entscheiden konnte, ob man noch einige, im Gesetz festgelegte Jahre hindurch aktiv bleiben will oder sich in den Ruhestand begibt. Diese meist fünf Jahre zwischen dem 60. und dem 65. Lebensjahr wurden daher auch sehr gerne als die freiesten Jahre eines Beamten bezeichnet.

Diese Ausgewogenheit zwischen Pflichterfüllung und Eigenverantwortung hat auch entscheidend zur ausschließlichen Loyalität gegenüber den Gesetzen des Staates beigetragen, gleichgültig, welche politische Partei gerade die Parlamentsmehrheit innehatte. Dies hat auch zum Vertrauen der Bevölkerung gegenüber der Verwaltung beigetragen, welches, im Gegensatz zur Politik, nicht immer gegeben war und ist.

Die Unabhängigkeit der Beamten, vor allem der leitenden, allen voran der Sektionschefs, gab diesen auch den entsprechenden starken Stellenwert, ja im begrenzten Bereich auch durchaus Macht, also ein „Imperium“. Leider

wurde dieses bewährte Berufsbeamtentum unter dem Vorwand der Demokratisierung immer mehr ausgehöhlt. Mit der Ernennung der Sektionschefs nur mehr auf Zeit während der Kanzlerschaft von Dr. Wolfgang Schüssel sowie dem Bevölkern der Ministerbüros mit nicht beamteten, parteipolitischen Mitarbeitern wurde sein stilles Ableben eingeläutet und von allen nachfolgenden Regierungen emsig fortgesetzt. Minister werden in einer Demokratie nach parteipolitischem Kalkül ernannt. Sie müssen keineswegs vom Fach sein, denn sie entscheiden politisch und werden von der Mehrheit des Parlaments getragen. Leitende Beamte aber müssen vor allem zu den Besten ihres Faches gehören. Sie brauchen nicht unpolitisch zu sein, allerdings müssen sie parteiunabhängig sein. Mit der nun parteipolitischen Dominanz der parteipolitisch besetzten Ministerbüros, oft ohne fachlich ausreichende Qualifikationen, führen jedoch meist fachlich „Blinde“ ebensolche Minister. Damit wurde die Verwaltung leider immer mehr auch zum Spielball parteipolitischer Interessen. Dieser sittliche Verfall des einstigen Ethos unabhängiger Beamter, als Diener des Staates, hat leider auch vor der Justiz nicht Halt gemacht. Statt zu verwalten treiben parteipolitische Seilschaften und Netzwerke mit Unterstützung der Medien ihr Unwesen und liefern sich auf Kosten der einstigen Qualität der Verwaltung interne Machtkämpfe. So landen ungeniert vertrauliche und personenbezogene Informationen gezielt in den Redaktionen eines sogenannten investigativen Journalismus, der sich natürlich hinter dem Redaktionsgeheimnis versteckt. Sie sehen ihre Hauptaufgabe auch nicht im Informieren, sondern in gezielter Meinungsmache. Ja, man ist sogar noch stolz darauf, als vierte Gewalt im Staat apostrophiert zu werden. Heutzutage ist man daher leider gut beraten, sich jede mündliche und schriftliche Äußerung sehr genau zu überlegen und am besten, wie in den Zeiten meiner Kindheit, überhaupt zu unterlassen, denn sie können jederzeit, wenn dies politisch opportun ist, im Zeitalter des „Datenschutzes“ an die Öffentlichkeit gezerzt werden. Strafprozesse mit politischem Hintergrund, die über Jahrzehnte hingeschleppt werden, runden dieses Bild unseres derzeitigen Rechtsstaates nur ab. Ich habe daher Zeit meines Lebens um die Medien einen großen Bogen gemacht und war daher natürlich auch nicht ihr Liebling.

Doch zurück zum Berufsbeamtentum. Die bewährte, gleichzeitige Dualität von Unabhängigkeit und gebotener Loyalität des einstigen Beamtentums beschreibt zwar etwas rustikal, aber trefflich, eine kleine Anekdote, die aus der Zeit der Monarchie überliefert ist.

Ein neu installierter Minister begegnet am ersten Tag seiner Amtszeit den höchsten Beamten seines Ministeriums, nämlich den Präsidialsektionschef. Dabei stellt sich heraus, dass beide, bereits etwas betagte Herren, doch alte Schulfreunde sind.

Der Minister ist daher außer sich vor Freude und hofft auf eine gute Zusammenarbeit unter alten Spezis. Diese sichert ihm der ebenso positiv angetane Sektionschef natürlich gerne zu, und man schwärmt noch ein wenig von längst vergangenen gemeinsamen Jugendtagen.

Als sich jedoch der Sektionschef verabschiedet und bereits im Gehen ist, meint der neue Minister allerdings: *„Lieber Freund, eines noch. Es ist zwar sehr schön, wenn sich alte Schulfreunde hier gemeinsam wiederfinden, aber immerhin in der Öffentlichkeit habe ich doch als Minister zu repräsentieren, da wäre als Anrede das formellere Sie wohl angebrachter als das vertraute Du hier unter uns!“*

Der Sektionschef hält daraufhin vor der Tür mit einem kurzen Ruck, bereits im Hinausgehen befindlich, inne, dreht sich etwas erstaunt noch einmal bedächtig zu seinem alten Spezi um und meinte ganz ruhig und lächelnd:

“Selbstverständlich, Herr Minister. Eure Exzellenz gestatten mir aber noch ein letztes vertrautes Du zum Abschied. Leck mich am A.....!“

Dieses klassische Zitat des Götz von Berlichingen in voller Länge genüsslich auf den Lippen, schritt er beschwingt und erhobenen Hauptes durch die Tür hinaus und ging schnurstracks in seinen wohlverdienten Ruhestand.

Heute ist diese Spezies leider zum Spielball der Parteipolitik geworden!

Das ewige Beamtenprivileg

Wenn man sich in unseren Landen nur auf Weniges wirklich verlassen darf, auf den Neid kann man sich wirklich verlassen. Dieser Neid wurde geradezu kultiviert, und seine subtilste, ja hinterhältigste Form, ist das

Verhindern. Ein aus den USA zurückgekehrter Burgenländer, er war dort ein erfolgreicher und stolzer Farmer gewesen, hat mir den Mentalitätsunterschied zwischen der US-Gesellschaft und unserer österreichischen an einem kleinen Beispiel illustriert.

Auf der halbjährlich stattfindenden Viehauktion in Texas hat ein erfolgreicher Farmer einen großartigen neuen, zusätzlichen Zuchtbullen ersteigert. Es war dies sein zweiter und er hat dies voll Freude und Stolz in der Nachbarschaft kundgetan. Um seine Freude auch mit den anderen zu teilen, lud er zu einem feuchtföhlichen Barbecue auf seine Farm ein. Alle seine Nachbarn eilten gerne herbei. Sie kamen mit ihren üppigen Autos, manche sogar mit dem Flugzeug und freuten sich mit ihm. Sie gratulierten ihm auch voll Anerkennung und neidlos zu diesem Neuerwerb. Auf der Rückfahrt zu ihren Farmen allerdings nahm sich jeder von ihnen vor, bei der nächsten Versteigerung ebenfalls einen zweiten Zuchtstier zu ersteigern, möglichst einen noch besseren, einen noch kostbareren als den des feiernden Nachbarn. Auch das ist eine Form des Neides, allerdings mit einem positiven Antrieb. Im englischsprachigen Raum ist dieses Erfolgsstreben unter dem Slogan „to keep up with the Joneses“ bekannt.

Bei uns allerdings würde, im Gegensatz zur texanischen Mentalität, eine solche erfolgreiche Ersteigerung aus guten Gründen eher nicht an die große Glocke gehängt, ja sogar schamvoll verschwiegen werden. Denn man will ja den Neid der lieben Nachbarschaft nicht unnötig wecken. Denn diese würde nämlich, den Erwerb eines solchen zweiten Stieres nicht nur mit Neid, sondern mit Argwohn und Misstrauen quittieren.

Man würde nicht wie in Amerika danach streben, ebenfalls einen zweiten Stier zu erwerben, sondern sogar nachforschen, ob es nicht eine Beschränkung, ja sogar eine rechtliche Bestimmung gibt, die besagt, dass man bloß einen Stier halten dürfe. Also ein Neid mit negativem, verhinderndem, manchmal sogar mit einem gehässigen Antrieb.

Unter fleißiger Mitarbeit der Medien wurde seit jeher der schon immer latent vorhandene Neid auf die Beamten befeuert. In eher harmloser Form hat er sich auch in Form von Beamtenwitzen, so wie auch über andere Berufsgruppen, von Generation zu Generation fortgepflanzt, aber so richtig angeheizt

wurde dieser Neid kurioserweise, als der allgemeine Wohlstand nach dem zweiten Weltkrieg seinen Höhepunkt erreichte. Der ach so sichere Arbeitsplatz und die dank der Gewerkschaftsarbeit gar nicht mehr so geringe Besoldung, die klingenden Amtstitel und der üppige Ruhegenuss, der bewusst und fälschlich - sowie unzulässigerweise mit einem Pensionsanspruch verglichen wurde und wird, stehen permanent im Fadenkreuz der Kritik. All dies gipfelte darin, dass das Wort Pragmatisierung zum Unwort, ja zu einer Obszönität hochstilisiert wurde sowie in der politischen Diskussion mit ungerechtfertigten Privilegien gleichgesetzt wurde und noch immer wird.

Die Pragmatisierung, so die Definition, ist ein veralteter Begriff aus dem Beamtendienstrecht und bezeichnet lediglich die Begründung eines öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnisses, welches nach einer Probezeit definitiv, also unkündbar wird. Wobei im derzeitigen Beamtendienstrecht das Wort Pragmatisierung gar nicht verwendet wird, sondern nur von der Verleihung einer Planstelle die Rede ist. Ich habe daher einmal folgende Probe im Kollegium des Landesschulrates angestellt.

Dieses war ein politisch zusammengesetztes Gremium, welches auch für das Personalwesen zuständig war, also auch für die Pragmatisierung der Lehrerschaft, die so den Beamtenstatus erhielten. Bislang war es Usus, einen Beamten des Landesschulrates den Antrag zur Pragmatisierung vortragen zu lassen. Dieser hat das meist mit der zwar gebräuchlichen, aber nicht dem Gesetzestext entsprechenden Wendung eingeleitet: *„Zur Pragmatisierung werden vorgeschlagen.“* Darauf folgte die Verlesung der Liste mit den Namen der zu Ernennenden.

Beschlüsse des Kollegiums wurden meist einstimmig gefasst, da es sinnvollerweise im Vorhinein klärende Gespräche zwischen den Chefs der Fraktionen gab. Der einzige Vertreter einer damals noch sehr kleinen Partei, die militant gegen die Pragmatisierung polemisierte, pflegte daher bei diesem Antrag reflexartig seine Gegenstimme zu erheben. Ich habe daraufhin den Präsidenten gebeten, doch einmal mich den Antrag stellen zu lassen. Ich begann allerdings mit den Worten: *„Zur Verleihung einer Planstelle nach BDG § 6 ff. werden vorgeschlagen!“*

Siehe da, der Antrag wurde einstimmig angenommen. Zum Ende der Sitzung stellte besagter Parteienvertreter etwas erstaunt und blauäugig die Frage, ob es diesmal keine Pragmatisierungen gebe. Ich habe mit ihm darauf ein langes und aufklärendes Gespräch über das Beamtendienstrecht geführt.

Zu seiner Ehre sei gesagt, er hat auch zukünftig nicht mehr dagegen gestimmt, gleichgültig, ob der Antrag die Bezeichnung Pragmatisierung oder Verleihung einer Planstelle hatte.

Dem Vorrecht der Unkündbarkeit des Beamten stehen allerdings eine Reihe von Pflichten gegenüber, die anderen Dienstnehmern nicht auferlegt werden, so zum Beispiel ein strenges Disziplinarrecht, welches im schlimmsten Fall den Verlust aller erworbenen Rechte, auch jenes auf Ruhegenuss, nach sich zieht.

Vor allem der Ruhegenuss war jahrzehntelang der Stein des Anstoßes und die Quelle des Neides; Beamte bezogen nämlich keine Pension, sondern die Fortzahlung des Aktivbezuges, sie werden daher auch nur in den Ruhestand versetzt und nicht in Pension geschickt. Sie können daher, dank des lebenslangen Dienstverhältnisses, auch jederzeit wieder in den aktiven Dienst zurückbeordert werden, wenn dies im öffentlichen Interesse ist und die Betroffenen dazu in der Lage sind. Nun kommt dies heute in der Praxis zwar nie vor, allerdings in Krisenzeiten sehr wohl. Dies war zum Beispiel während des zweiten Weltkrieges durchaus der Fall, als man nämlich die jüngeren Lehrer zur Wehrmacht einzog und an die Front schickte. Als Ersatz für sie wurden Ruheständler in die Klassen geholt.

Mein erster Chef im Wirtschaftstreuhandwesen, Präsident Erich Falkenberg, war ein begnadeter Hobbymathematiker, wir werden ihm später noch begegnen, hat mir einmal eine dazu passende Geschichte erzählt. Er traf am Höhepunkt des Zweiten Weltkrieges einen bereits im Ruhestand befindlichen, befreundeten Gymnasialprofessor für Latein und Griechisch, der das achtzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte. Dieser teilte ihm mit, dass er nun wieder im Schuldienst sei und Unterricht erteile. Neben den beiden Sprachen, müsse er aber auch Mathematik unterrichten. Ungläubig meinte Falkenberg, dass das ja gar nicht sein Fach sei und ob er dies auch beherrsche.

Der alte Herr meinte aber, es sei nicht allzu schwierig, denn er habe ja die Unterlagen eines eingerückten Kollegen bekommen, mit schönen Gleichungsbeispielen inklusive einem Heft mit den Lösungsergebnissen. Es funktionierte prinzipiell ganz gut, nur manchmal stimmen die in der Klasse erzielten Lösungen mit jenen, die ihm sein Kollege hinterlassenen hatte, nicht gänzlich überein. Das Angebot von Herbert Falkenberg, dem auf den Grund zu gehen, wurde dankbar angenommen. Die beiden trafen sich und gingen all die schönen Beispiele durch. Es handelte sich um Gleichungen mit Klammerausdrücken. Dabei stellte sich heraus, dass der Altphilologe den Grundsatz, solche Gleichungen nämlich immer von innen nach außen aufzulösen, verwechselt hatte. Siehe da, umgekehrt vorgegangen stimmten nun die Ergebnisse mit jenen des Lösungsheftes exakt überein und die Welt war wieder heil.

Nach eine Woche trafen sich beide Herrn wieder, und auf die Frage, wie denn der Altphilologe diesen peinlichen Irrtum in der Klasse aufgeklärt habe, meinte dieser, das sei ganz einfach gewesen. „Ich habe meinen Schülern mitgeteilt“, so erzählte ihm der Ruheständler, „dass laut Führerbefehl ab sofort die Gleichungen von innen nach außen und nicht umgekehrt aufzulösen sind.“

Die Schüler waren begeistert und die Ergebnisse im Klassenzimmer waren nun richtig.

Allerdings waren solche Ansagen wie jene dieses Ruheständlers im zutiefst humorlosen Regime des „Dritten Reiches“ nicht ganz ungefährlich und hätten durch böswilliges, leider in allen Diktaturen übliches und typisches „Ver-nadern“ durch übelwollende Zeitgenossen auch sehr schlimm enden können. Viele sind damals wegen weit harmloserer Witzeleien im KZ gelandet.

Als Minister noch Exzellenzen waren

Hier wird kein Deutsch gesprochen

Das Schicksal wollte es, dass ich zwar in der ersten Republik gezeugt, aber leider bereits im „Großdeutschen Reich“ geboren wurde. Meine ersten vier Schuljahre gestalteten sich daher bedauerlicherweise diesen Zeitumständen unterworfen und somit ungewollt mehr als abwechslungsreich. Das erste Schuljahr in Wien war geprägt von strammer Haltung und dem „Deutschen Gruß“ zu Unterrichtsbeginn. Wegen der stärker werdenden Bombenbedrohung und dem fast täglichen Fliegeralarm endete der Schultag immer öfter sehr bald nach dem „Tausendjährigen Grußritual“ oder fing erst überhaupt gar nicht an.

Zwar erlebte ich das erste halbe Schuljahr ohne unmittelbare Bombenangst im malerischen Ulrichskirchen im Weinviertel. Allerdings war unser betagter Lehrer aus dem Ruhestand reaktiviert worden und mühte sich redlich ab, alle vier Jahrgänge gemeinsam in einem Klassenzimmer zu unterrichten. Die zweite Hälfte dieses Jahres wurde wieder in Wien verbracht, dies hauptsächlich im Luftschutzkeller und vom Kampf um Wien geprägt. An einen geregelten Schulunterricht war daher überhaupt nicht zu denken.

Als ich mich in der dritten Klasse befand, hieß unsere Heimat wieder Österreich. Dieses Jahr war allerdings mit Kälteferien von mehreren Monaten gesegnet. Überdies gab es einen verheerenden Engpass an Lehrpersonen, da ein Großteil der Lehrerschaft aus politischen Gründen entlassen worden war und erst nach einiger Zeit als sogenannte „Minderbelastete“ wiedereingestellt wurde. Es war auch alles wieder nur österreichisch und rein gar nichts mehr war deutsch. Es hing auch wieder ein Kreuz im Klassenzimmer, dort, wo vorher der „Führer“ hing, und nach einem, Gott sei Dank nur kurzen kommunistischen Intermezzo gab es einen Unterrichtsminister der Österreichischen Volkspartei, nämlich Dr. Felix Hurdes. Es war dies eine Zeit, in der Minister noch sehr respektvoll mit Exzellenz angesprochen wurden.

In der vierten Klasse begann so etwas wie ein geregelter Unterricht, der aber vom eklatanten Mangel an den lebensnotwendigsten Dingen und auch an geeignetem Unterrichtsmaterial begleitet war.

Als halber Analphabet mit nur sehr bescheidenen Kenntnissen, zum Beispiel auch in unserer Muttersprache Deutsch, musste ich daher die Aufnahmeprüfung in das Gymnasium schaffen. Dazu kam, dass es damals auch gar keinen Deutschunterricht gegeben hat, sondern nur einen Gegenstand „Unterrichtssprache“, der im Lehrplan und in den Zeugnissen so festgeschrieben war. Der Unterrichtsminister Dr. Felix Hurdes wollte nämlich in einer Zeit, in der man wegen noch so geringer, vermeintlicher Anklänge an das untergegangene Dritte Reich von der russischen Besatzungsmacht sehr rasch und leicht ein Eisenbahnticket ohne Rückfahrt nach Sibirien verpasst bekam, diese unberechenbaren Befreier nicht reizen. Um die Sowjets nicht unnötig mit dem nunmehrigen Unwort „Deutsch“ zu provozieren, hat er daher den Gegenstand Deutsch ganz einfach in einen Gegenstand Unterrichtssprache umgetauft. Wir sprachen aber nicht unterrichtssprachlich, sondern der Volksmund hat spöttisch festgestellt, dass wir nunmehr „hurdestanisch“ sprechen. So wurde auch aus mir ein sprachlicher Hurdestani!

Und es hat auch geraume Zeit gedauert, bis ich all die Defizite, die durch diese Lebensumstände entstanden sind, einigermaßen ausgleichen konnte. Gänzlich ist mir dies bis heute nicht gelungen.

Fredl und sein „Adolf der Gründer“

Die Ära von Dr. Bruno Kreisky, der als Bundeskanzler am Ballhausplatz residierte, verschonte natürlich auch den Minoritenplatz nicht. Sie begann mit dem Einzug des Burgenländers Dr. Fred Sinowatz in das Palais Starhemberg. Es war dies nicht nur ein politischer Paradigmenwechsel, sondern auch einer in den Umgangsformen und in der Sprache. In der Kunst machte sich unter der missbrauchten Parole „der Kunst ihre Freiheit“ eine rasante Verrohung der Sprache, begleitet von einer Formlosigkeit des Benehmens breit. Ein besonderer Repräsentant dieses Genres war einer der Sekretäre von Sinowatz, der sich darin gefiel, zotenhafte Gedichte über Herbert von Karajan und die Hochkultur zu verfassen. Dr. Fred Sinowatz war als Landesrat vom legendären Landesfürsten des Burgenlandes, von Landeshauptmann Theodor Kery, einem Gefolgsmann von Bruno Kreisky, nach

Wien weggelobt worden. Auf dem heiklen und glatten Wiener Parkett aber hatte es dieser urwüchsige Burgenländer sicher nicht leicht. Auf der einen Seite war er mit jungen „poetischen“ Sekretären der 68er-Generation umgeben, aber er war auch mit einem erfahrenen und starken Präsidialsektionschef gesegnet, nämlich mit Dr. Adolf März.

Besagte Jungsekretäre hatten auch die Idee einer Antiraucherkampagne des Unterrichtsministeriums, die mit den Worten „Leute, ihr raucht’s zu viel!“ agitierte. In diesem Plakat wurde in einer Zeit, zu der ab dem 16. Lebensjahr das Rauchen erlaubt war und in den Schulen die Pausenhöfe eher einer Selchkammer glichen, auf die Schädlichkeit des Nikotingenusses hingewiesen. Die Diktion dieses Aushanges war bewusst in der Sprache der Jugend abgefasst und endete mit der Grußformel „Euer Fred“. Somit war der Unterrichtsminister fortan als der „Fredl“ vom Minoritenplatz punziert.

In die Zitate-Walhalla der Zweiten Republik ging er allerdings mit seiner später berühmt gewordenen Aussage ein, als er nämlich als Bundeskanzler feststellte: *„Es ist alles sehr kompliziert!“*

Als Unterrichtsminister war er aber durchaus erfolgreich. Er setzte nämlich die Empfehlungen eines OECD-Berichtes über den Zustand des österreichischen Schulsystems, den noch seine Vorgänger initiiert hatten, in die Tat um. Die OECD empfahl nämlich, dass in jedem Verwaltungsbezirk Österreichs zumindest eine höhere Schule zu etablieren sei. Dies führte daher zu einer unglaublichen Zahl an Neugründungen, verbunden mit einer noch unglaublicheren Bautätigkeit. Geld spielte ja bei der Regierung Kreisky keine Rolle, auch wenn der Schuldenstand der Republik Rekordhöhen erreichte. Treibende Kraft bei diesem Schulbauprogramm aber war Sektionschef Dr. Adolf März, der nicht nur sehr aktiv und kompetent, sondern auch einem guten Gläschen nie abgeneigt war.

Die Jagdgründe von Adolf März bei der Umsetzung der OECD-Empfehlungen erstreckten sich auf alle Bundesländer und seine Partner waren vor allem Bürgermeister, die sich um den Standort einer dieser neu zu gründenden Schulen bemühten und ihn daher freundlichst umwarben. Solche Bewerbungen erfolgten natürlich immer vor Ort und auf Einladung der

Bürgermeister. Diese verliefen, wenn sie erfolgreich waren, aber immer sehr ausgiebig lange, und daher notgedrungen auch weit mehr als feuchtfrohlich. Der Minister pflegte daher, wenn er am Montag frühmorgens aus dem burgenländischen Neufeld angereist kam und seine ministeriellen Räume betrat, den Ausspruch zu machen: *„Na, bin schon neugierig, wie viele Schulen der Adolf über das Wochenende diesmal wieder gegründet hat!“*

Die Kultur des Kommunizierens von Dr. März war stets sehr direkt, bestimmt, aber immer leutselig.

Ein junger Direktor einer berufsbildenden Schule in Niederösterreich erlebte den Herrn Sektionschef auf ganz besondere Art. Er war Teilnehmer einer ministeriellen Veranstaltung unter der Leitung von Dr. März. Nach dem Ende des offiziellen Teils wurde in einem inoffiziellen mit einem feuchtfrohlichen Beisammensein, also einem richtigen Mulatschak, bis in die späten Nachtstunden hinein gefeiert. Besagter Direktor musste dabei nach einiger Zeit einem menschlichen Bedürfnis nachgeben. An dem dafür geschaffenen Örtchen gesellte sich, für ihn überraschend, Sektionschef Adolf März sehr gut gelaunt zu ihm. Neben ihm stehend meinte er, während er ebenfalls sein Geschäftchen verrichtete, freundlich und gesellig: *„Na, kleiner Direktor, bist du mit deiner Schule zufrieden, hast du alles, was du brauchst?“* Verlegen und auch etwas eingeschüchtert stammelte dieser: *„Ja, ja, ich habe alles. Wir sind gut ausgestattet.“* Doch März drängte weiter: *„Das gibt es nicht! Ein guter Direktor hat doch immer offene Wünsche!“* Dabei klopfte er dem, neben ihm noch immer mit seinem Bedürfnis beschäftigten Direktor andauernd und heftig aufmunternd auf die Schulter. Da der Sektionschef weiter über den sonderbaren, so wunschlosen Direktor räsonierte, dachte dieser in seiner Verzweiflung nach, was er denn noch brauchen könne. Denn er wollte doch auch in den Augen des gewaltigen Sektionschefs ein guter Direktor sein. Da ihm aber gerade nichts Anderes einfiel, entfuhr ihm schließlich ein: *„Sprachlabor haben wir keines!“*

Diese Einrichtungen waren damals der letzte Schrei eines modernen fremdsprachlichen Unterrichts.

„Na, ich sag's doch!“ brummte darauf nun zufrieden der schon sehr beschwingte Präsidialsektionschef und verließ zufrieden und in jeder Hinsicht

erleichtert die lauschige Begegnungsstätte. Den kleinen Direktor ließ er, dank seines dauernden freundlichen Schulterklopfens, allerdings mit ziemlich feuchten Hosenbeinen zurück. Auch der Direktor war nun in jeder Hinsicht erleichtert, aber doch auch ein wenig verstört und verunsichert.

Als am darauffolgenden Tag unser lieber Direktor wieder an seiner Schule seinen Amtsgeschäften nachging, hatte er die Ereignisse des vorigen Tages beinahe schon vergessen. Da eröffnete ihm seine Sekretärin ein wenig aufgeregt, dass vom Ministerium bereits zweimal angerufen worden sei und man ihn dringend zu sprechen verlangt habe. Als junger, aber bereits zumindest soweit schon erfahrener Direktor ahnte er bei ministeriellen Anrufen alles, aber nur nichts Gutes. Sein Erstaunen aber war groß, als ein Beamter des Ministeriums aus der Abteilung Raum ihn höflich, aber sehr bestimmt aufforderte, unverzüglich einen Lageplan mit genauen Abmessungen der Räume zu melden, in denen sein neues Sprachlabor eingerichtet werden soll. Denn man brauche diese Unterlagen, um unverzüglich die Ausschreibung und Auftragsvergabe in die Wege leiten zu können.

Ja, auch so wurden damals Schulen gegründet und ausgebaut.

Kein Wunder, wenn der Herr Sektionschef alsbald, geradezu aristokratisch, als „Adolf der Gründer“ landauf und landab in aller Munde war.

Eine ähnlich entscheidende und dominante Position konnte viel später dank seiner fachlichen Kompetenz nur mehr Wolfgang Stelzmüller als Sektionschef in der Ära von Ministerin Gehrer einnehmen, allerdings bereits mit befristeten Verträgen.

Unter Kanzler Schüssel war es nämlich leider zu einer Abkehr vom Berufsbeamtentum und in den Ministerien zur Etablierung von parallelen Sekretariaten und Kabinetten gekommen. Dort machten sich sehr bald willfähige politische Mitarbeiter breit. Sie waren meist sehr unerfahren, dafür aber umso selbstbewusster, und hatten von den Abläufen einer ordnungsmäßigen Verwaltung wenig Ahnung. Ihr „erfolgreiches“ und „segensreiches“ Wirken sollte sich noch bitter rächen und ist in der Zeit nach Bundeskanzler Sebastian Kurz in vollem Umfang an den Tag gekommen.

Frühstück beim Minister

Unterrichtsminister Sinowatz war sehr heimatverbunden und reiste daher jeden Tag von seinem Wohnsitz in Neufeld im Burgenland nach Wien an. Es war noch in der Faschingszeit, als ein wichtiger Besprechungstermin der Lehrervertretung mit ihm notwendig war. Allerdings war sein Terminkalender mehr als voll, sodass nur ein früher Morgentermin an einem Freitag möglich war. Die Lehrerdelegation war pünktlich um 7 Uhr vor dem Ministerbüro versammelt, als uns eine Sekretärin mitteilte, dass der Herr Minister bald erscheinen wird und wir inzwischen schon um den kleinen Besprechungstisch in seinem Arbeitszimmer Platz nehmen sollten. Nun dachten manche von uns, die ebenfalls nach Wien angereist waren, dass sich der Minister wegen des Frühverkehrs, noch dazu an einem Freitag, etwas verspäten würde. Doch da ging auch schon die Tür auf und Dr. Sinowatz erschien ein wenig übernächtigt und unrasiert mit den Worten:

„Entschuldigen Sie, aber ich musste mich ein wenig frisch machen.“

Das Geheimnis seiner Verspätung war damit gelüftet. Er war gar nicht über Nacht zu Hause in Neufeld gewesen, sondern hatte auf einem der traditionell jeweils an Donnerstagen in Wien stattfindenden Nobelbälle die ganze Nacht durchgefeiert. Wir hatten dafür natürlich größtes Verständnis. Leutselig fragte uns der Minister, ob wir wegen des so frühen Termins überhaupt zu einem Frühstück gekommen wären oder vielleicht wie er zu keinem. Unsere Antworten erst gar nicht abwartend, klingelte er sogleich dem Amtsdieners und gab ihm diskret seine Weisungen.

Nun hatten wir natürlich die berechtigte Hoffnung, dass alsbald kräftiger Kaffee und vielleicht sogar das eine oder das andere Frühstückskipferl serviert würden. Diese Hoffnung erwies sich aber als trügerisch, denn der Amtsdieners erschien in Begleitung einer Sekretärin mit einem Tablett, auf dem sich mehrere Flaschen besten burgenländischen Weines befanden. Die Sekretärin steuerte die entsprechenden Gläser bei. Diese wurden gut gefüllt und auf ein herzliches Wohl angestoßen. Die anschließende Besprechung schritt dank dieses Frühstücks sehr flüssig und durchaus erfolgreich voran und endete in einem geradezu freundschaftlichen Klima. So ließ uns der Minister

zumindest am Ausklang seiner durchwachten Ballnacht auch ein wenig Anteil nehmen.

Unsere im Anschluss an diesen Ministertermin geplante Nachbesprechung über die Ergebnisse dieser Begegnung musste allerdings wegen der eingetretenen Spätwirkungen des ministeriellen Weines auf einen späteren Termin verschoben werden.

Fred Sinowatz hat uns aber mit diesem außergewöhnlichen Frühstück in seiner Funktion als Sportminister auch eine zusätzliche Lektion erteilt.

Man soll nämlich ein einmal begonnenes Trainingsprogramm nie abrupt abbrechen, sondern es stets behutsam ausklingen lassen, so wie er es nach seiner fröhlichen und durchtrainierten Ballnacht getan hat.

Parteimitglieder und Wähler

Die Höhere Technische Lehranstalt Mödling war und ist neben dem Technologischen Gewerbemuseum in Wien das Flaggschiff der Berufsbildenden mittleren und höheren Schulen Österreichs. Mit ihren zehn Abteilungen und mehr als 400 Lehrerinnen und Lehrern stellt diese Lehranstalt natürlich einen entscheidenden Faktor bei jeder Personalvertretungswahl dar. Es war daher selbstverständlich, dass ich mich um diese Schule und ihre Lehrerinnen und Lehrer besonders gekümmert habe, war doch deren Stimmverhalten bei den Personalvertretungswahlen durchaus entscheidend. Dabei kam mir zustatten, dass ich kein Lehrer an dieser Lehranstalt war, denn der Prophet im eigenen Lande gilt ja bekanntlich sehr wenig. Allerdings war ich als Kollege von der benachbarten Handelsakademie stets willkommen. Es hat daher keine Dienststellenversammlung mit meist weit über hundert Lehrerinnen und Lehrern an dieser HTL stattgefunden, zu der ich nicht eingeladen war und referieren durfte. Das allein war aber nicht der Grund, dass meine Liste der Christlichen Gewerkschafter an diese Schule regelmäßig Wahlergebnisse weit jenseits der Marke von 75% an Zustimmung erzielen konnte. Denn während andere Wählergruppen erst wenige Wochen vor der Wahl zum Stimmenfang an die HTL kamen, hielt ich regelmäßige

Sprechstunden an dieser Schule ab. Dies wurde honoriert, denn ich erhielt auch die Stimmen von vielen Kolleginnen und Kollegen, die bei anderen Wahlen alles andere als die Volkspartei wählten. Die sozialistische Fraktion hat sich daher an dieser Dienststelle nicht leicht getan. Sie hatte ihre Anhänger hauptsächlich in den Lehrwerkstätten. Ihr Fraktionsführer kam daher auch aus diesem Bereich und war ein kämpferischer, in der Wolle gefärbter Sozialist. Außerdem gab er sich äußerlich und mit seiner Rhetorik als ein verspäteter Klassenkämpfer der 30er-Jahre. Als er einmal im Kollegium des Landesschulrates von der Mehrheit überstimmt wurde, hielt er mir das Bürgerkriegsjahr 1934 und Engelbert Dollfuß vor. Mein Hinweis, dass mich als Jahrgang 1938 dafür wohl keine Verantwortung träfe und er zu dieser Zeit bestenfalls ein naseweiser Lehrbub gewesen sein könne, verursachte bei ihm einen unkontrollierten Zornausbruch.

So kam es, dass er eines Tages seinen Parteifreund Fred Sinowatz vor seinen Karren spannte und mich und meine Fraktion wegen angeblichen „Gesinnungsterrors“ und „Parteibuchwirtschaft“ verunglimpfte.

So wurde ich eines Tages, ohne einen Grund dafür zu erfahren, zum Minister „geladen“.

Ich wartete in einem Besprechungszimmer neugierig darauf, was er mir mitzuteilen hätte.

Plötzlich flog die Tür auf und wie ein Racheengel drängte Sinowatz seine massige Gestalt durch die Tür. In seinem Schlepptau hatte er den Präsidialsektionschef Adolf März.

Ohne Begrüßung und im Stehen ergoss er eine Fülle von Vorwürfen über mich. Ich würde an der HTL Mödling Gesinnungsterror ausüben, und es könne doch nicht mit rechten Dingen zugehen, dass dort eine Betriebsgruppe des Arbeiter- und Angestelltenbundes der Volkspartei mit über 150 Mitgliedern existiere und die Sozialistische Fraktion so an die Wand gedrückt werde. Dabei fuchtelte er mit einer Namensliste wütend vor mir herum.

„Wie ist das möglich?“, so tönte es laut und drohend aus dem Mund des Ministers.

Ich versuchte, ihm sachlich und ruhig zu erklären, dass sowohl die Mitgliedschaft zur Christlichen Fraktion der Gewerkschaft wie auch zum Arbeiter-

und Angestelltenbund auf Freiwilligkeit mündiger Menschen beruht, die wohl selbst wissen, wozu sie sich bekennen würden.

Als ich ihn allerdings höflich ersuchte, mir doch diese Liste der AAB-Mitglieder, die er mir gerade vorhielt, zur Verfügung zu stellen, da mir diese unbekannt sei, dürfte ich den Bogen wohl überspannt haben. Denn Sinowatz bekam einen noch roteren Kopf und schnaubte nur: *“Das wäre ja noch schöner! Rechtfertigen Sie sich beim Herrn Sektionschef!”*

Mit diesen Worten verließ er grußlos und wutschnaubend das Zimmer und ließ mich mit dem Sektionschef allein zurück.

Interessanterweise hatte ich zu diesem Beamten ein gutes und korrektes Verhältnis. Daher erklärte ich ihm lachend, dass ich diese Liste sehr wohl kennen würde und ich auch ahnte, wer hinter dieser Verunglimpfung stünde. Ich fügte aber auch hinzu, dass ich natürlich als Funktionär an einer hohen Mitgliederliste interessiert sei, aber weit wichtiger sei für mich die Zahl der Stimmen bei den Wahlen und nicht die Anzahl der Mitglieder. Denn aus Erfahrung wüsste ich, dass Mitgliedschaften, die auf Zwang und Nötigung beruhen, kontraproduktiv seien. Als Beispiel erzählte ich ihm, dass in einem südlichen Bundesland meines Wahlbereiches bei der letzten Personalvertretungswahl die Sozialistische Fraktion nicht einmal von allen eingeschriebenen Mitgliedern des Bundes Sozialistischer Akademiker gewählt worden war. Dies möge er doch dem Herrn Minister als meinen Beitrag zu dieser kuriosen Begegnung ausrichten.

Sektionschef März war der ganze Vorgang sichtlich zuwider. Er erklärte lächelnd, dass er mir nur beipflichten könne, jedoch meine interessante Mitteilung an den Minister sicher nicht weitergeben werde, denn er brauche Sinowatz am heutigen Tag noch bei einigermaßen guter Laune für einige heikle Entscheidungen.

Die HTL Mödling aber blieb weiter in jeder Hinsicht unser sicheres und verlässliches Flaggschiff der Berufsbildung und unser festes politisches Bollwerk.

Burgenländische Temperamente

Allerdings ergaben sich mit Fred Sinowatz so manche weit weniger fröhliche Begegnungen, vor allem später als Bundeskanzler. Einer meiner ersten Verhandlungstermine allerdings, an dem ich als noch ganz frischer und unbedarfter Personalvertreter teilnehmen durfte, führte mich, wie konnte es anders sein, in das Palais Starhemberg. Es residierte damals Tür an Tür neben Sinowatz als Unterrichtsminister auch Hertha Firnberg als Wissenschaftsministerin. Unsere Delegation hatte sich bereits im Ministerzimmer von Sinowatz versammelt, als wir überlaute Stimmen auf dem Gang vernahmen. Es war dies Sinowatz, der Arm in Arm mit Firnberg herantrottete. Er räsonierte dabei lauthals über die Unkultur der Lehrervertretung, die auf der einen Seite das Gespräch mit ihm führen will und auf der anderen Seite ihn am gleichen Tag in den Zeitungen, noch vor dem Zusammentreffen, angreift. Es war bei diesem Termin auch die Gewerkschaft der Gymnasiallehrer eingebunden, und - was wir nicht gewusst haben - einer ihrer Funktionäre hat ohne unser Wissen im Vorfeld ein Interview in einer Morgenzeitung gegeben, welches natürlich nun den Minister, nicht ganz zu Unrecht, auf die Palme brachte. Wohlweislich hat aber besagter Funktionär den gemeinsamen Termin mit uns in defätistischer Art geschwänzt. Unsere Beteuerungen, dass diese Zeitungsmeldung doch nicht auf dem Mist der Anwesenden gewachsen sei, tat der Minister mit der Bemerkung ab: *„Aber er gehört doch zu euch!“* Worauf einem aus unserer Runde die Bemerkung entschlüpfte, dass es doch keine Sippenhaftung mehr geben dürfe!

Das brachte das Fass zum Überlaufen. Nun war Dr. Sinowatz von Natur aus mit einer sehr markanten Physiognomie gesegnet. Nämlich mit einer sehr breiten, flachen Nase und dunkel umränderten Augen, die stets ein wenig rötlich funkelten. So stand er nun leicht vorgeneigt und bullig mit blutroten, zornigen Augen vor uns. Er erinnerte in dieser Haltung an einen andalusischen Kampfstier aus den Gefilden der Mancha. Es war dies der andere Sinowatz, nicht der gemütliche und joviale Fred! Er war geradezu zum Fürchten und er erklärte wutschnaubend, dass er unter solchen Umständen nicht zu Gesprächen bereit sei.

Wir zogen daher mit gesenkten Köpfen wie eine geschlagene Fußballelf, uns aber durchaus unschuldig fühlend, von dannen.

Die Verhandlung wurde allerdings in Ruhe einige Tage später auf Beamten-ebene erfolgreich zu einem guten Ende gebracht.

Eine andere Episode mit Fred Sinowatz, allerdings bereits als Bundeskanzler, ist mir ebenfalls in guter Erinnerung. Der Chef der Gewerkschafter an Allgemeinbildenden höheren Schulen war damals Alfred Haider, unter Freunden nur „Ali“ genannt. Er stammte aus dem burgenländischen Seewinkel. Im Zuge einer turbulenten und mit viel Engagement geführten Verhandlungsrunde im Bundeskanzleramt wollte der Kanzler nicht und nicht auf ein von Ali Haider mehrmals vorgebrachtes Argument eingehen. Im immer heftiger werdenden Wortwechsel passierte es, dass Ali die Faust eher unbeabsichtigt, aber umso heftiger auf den Tisch sausen ließ, sodass die Wassergläser klirrten. Ali Haider ist darüber selbst am meisten erschrocken, und in die eingetretene Stille entfuhr es Sinowatz etwas gepresst: *„Das aber geht so doch nicht!“*

Haider stammelte nach einer Schrecksekunde: *„Ich bitte vielmals um Entschuldigung!“*, und fügte noch treuherzig hinzu: *„Mir ist die Hand ausgekommen. Ich bin halt ein Burgenländer!“*

Dem Kanzler aus dem Burgenland sah man kurz seine Unschlüssigkeit an, ob er nämlich ernsthaft bleiben sollte oder aber nicht. Er verließ allerdings ohne weiteren Kommentar, nur immer wieder leicht den Kopf schüttelnd den Verhandlungssaal. Vielleicht dachte er schon damals, dass alles doch sehr kompliziert sei!

So erfolgreich Fred Sinowatz als Unterrichtsminister war, umso glückloser war er als Kanzler. Mit der unter seiner Kanzlerschaft losgebrochenen, unverzeihlichen Kampagne gegen Kurt Waldheim wurde leider viel innenpolitisches Porzellan zerschlagen. Mit diesem Sündenfall wurde aber vor allem dem Ansehen Österreichs auf dem internationalen Parkett schwerer Schaden zugefügt.

Wenige Wochen vor seinem Tod konnte ich Fred Sinowatz noch einmal im Hotel de France in Wien begegnen. Es war eine Veranstaltung der „Österreichisch-Deutschen Kulturgesellschaft“, deren Vorstandsmitglied ich viele Jahre lang sein durfte. Es war ein Vortrag zu Ehren des verstorbenen Bundespräsidenten Deutschlands, Johannes Rau.

Dr. Sinowatz kam mir ganz langsam und gebeugt, sichtlich krank und sich schwer auf einen Stock stützend entgegen. Ich ging auf ihn zu und begrüßte ihn freundlich mit den Worten: *„Herzlich willkommen und einen Guten Abend Herr Bundesminister, vielleicht können Sie sich noch an mich erinnern?“*

Er sah mich kurz an, lächelte mild und meinte:

„Aber freilich, freilich. Die berufsbildenden Schulen. Ja, ja, da haben wir schon was zusammengebracht, gemeinsam!“

Dass ich ihn bloß als Minister und nicht als Kanzler angesprochen habe, sei keine Respektlosigkeit gewesen, beeilte ich mich noch entschuldigend hinzuzufügen. Aber er sei mir halt als Minister doch in weit prägenderer Erinnerung.

Er hat dazu nur leise und dabei lächelnd geantwortet: *„War mir eh lieber!“*

Ein Ministerium im Reisefieber

Der wortgewaltige Dr. Helmut Zilk ging, wie bei all seinen Aktivitäten, auch sein neues Amt als Unterrichtsminister und als Nachfolger von Dr. Fred Sinowatz mit unerhörter Rasananz und Zielstrebigkeit an.

Bereits am Tag nach seiner Angelobung eilte er wie ein Tornado vom Präsidialsektionschef Dr. März begleitet, durch alle Stockwerke des Hauses. Er klopfte an jede Tür, um die dort agierende Mitarbeiterschaft persönlich kennenzulernen. Bereits nach dem ersten Stockwerk wendete er sich empört mit der Frage an den Sektionschef, warum denn jede zweite Tür versperrt sei. Wo die mit all ihren Titeln und Namen am Türschild prangenden Beamten denn seien, begehrte er sehr ungehalten zu wissen. Etwas verlegen meinte sein höchster Beamter, dass er dies leider nicht wisse, aber vermutlich seien die Betroffenen auf Dienstreise außer Haus.

Äußerst verärgert ordnete der Minister auf der Stelle an, dass alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ab sofort dienstliche Terminverpflichtungen außer Haus schriftlich zu melden hätten. Außerdem sei über ihrem Türschild dann stets ein begründender, schriftlicher Hinweis über ihre Abwesenheit und deren Dauer anzubringen. Es gehe doch nicht an, stellte der Minister empört fest, dass sich das halbe Ressort auf permanenter Dienstreise befinde und man nicht einmal wisse, wohin und warum!

Dieser Weisung des Ministers war erstaunlicherweise ein durchschlagender Erfolg beschieden, denn es kam zu einem starken Rückgang der Dienstreisen und nur wenige Türen des Ministeriums in diesem ehrwürdigen Palais am Minoritenplatz waren ab nun versperrt.

Nach nur 16 Monaten als Minister verließ Dr. Zilk allerdings schon wieder das Palais Starhemberg und wurde Bürgermeister der Stadt Wien.

Der signifikante Gäste- und Umsatzschwund in den umliegenden Gaststätten und Cafés während der kurzen Amtszeit Dr. Zilks blieb allerdings trotz intensiver Nachforschungen für die Markt-Analysten und die Betriebsprüfer des Finanzamtes bis heute ein ungelöstes Rätsel.

Eine Demonstration kommt selten allein

Es war wieder einmal so weit: Die Standesvertretungen der Lehrerschaft, also Personalvertretung und Gewerkschaft, stießen beim Dienstgeber mit ihren natürlich wie immer berechtigten Forderungen, auf taube Ohren. Von der Dienstgeberseite stand uns Standesvertretern immer das Triangel, bestehend aus Ressortchefs des Unterrichtsministeriums, des Finanzministeriums sowie jenen des Bundeskanzleramtes bzw. deren höchsten Beamten, als Verhandlungsriege gegenüber.

Es war also diesmal direkter Arbeitskampf angesagt. Aus leidvoller Erfahrung wusste man aber vor allem im Bereich der berufsbildenden Schulen mit ihrer Schülerschaft jenseits des 14. Lebensjahres, dass diese einen Streik der Pädagogen mit Fassung tragen würden. Auch in der Öffentlichkeit würde damit keine allzu große positive Resonanz zu erzielen sein. Das Marschieren

durch die Straßen mit Transparenten und das lautstarke Skandieren von meist eher einfältigen Parolen war zu dieser Zeit auch nichts Außergewöhnliches mehr, sondern fast alltäglich. Also war guter Rat teuer.

Der zündende Gedanke war nun, dass man doch die – dank der Lehrerschaft – so hervorragenden Leistungen unserer Schulen natürlich der breiten Öffentlichkeit einmal präsentieren, ja im wahrsten Sinne des Wortes demonstrieren sollte. Man kreierte also eine neue Form der Demonstration, um die Berechtigung der Forderungen zu unterstreichen, es wurde mit dem Herzeigen der Leistungen also eine „Positiv-Demonstration“ veranstaltet. Wir folgten damit auch dem alten Leitspruch der Naturwissenschaft: „Die Demonstration ist ein wichtiges pädagogisches Moment“.

Die meisten Schulen waren von dieser Idee sehr angetan und meldeten sich spontan zur Teilnahme, konnten sie doch bei dieser Gelegenheit ihr Profil öffentlich darstellen. Es waren dies vor allem jene Schulen, die herzeigbare und nützliche Produkte als Ergebnisse des Lehrplanes vorführen konnten. Dazu zählten vor allem die technisch-gewerblichen Schulen und auch jene für Tourismus, die Produkte ihrer Werkstätten, Labors und Küchen präsentieren konnten.

Innerhalb kürzester Zeit wurde das Vorhaben umgesetzt und am frühen Morgen des Demonstrationstages waren die Teilnehmer der Schulen vom Bodensee bis zum Neusiedler See emsig dabei, ihre Stände mit Informationsmaterial und Schulprodukten direkt vor dem Ministerium aufzubauen. Zur praktischen Demonstration waren Hobelbänke genauso wie Drehbänke und Buffettische herangekarrt und Lautsprechanlagen installiert worden. Alsbald glich der Minoritenplatz vor dem Ministerium teils einem Jahrmarkt und teils einem Messegelände. Es herrschte als angenehme Begleitmusik emsiges Werken, wie Hämmern, Sägen, Feilen, Schmieden und Kochen. Es gab also, mit einem Wort, fachpraktischen Freiluft-Unterricht.

Unterrichtsminister Dr. Helmut Zilk hatte die Gewohnheit, frühmorgens zu Fuß in das Ministerium zu pilgern. Als Organisator hielt ich natürlich Ausschau nach ihm. Bald schritt er von der Bankgasse kommend heran und lauschte argwöhnisch dem Lärm, der ihm bereits entgegenschlug. Noch ehe er um die Ecke kam, hatte ich ihn aber abgefangen und versuchte ihm zu

erklären, was ihn vor seinem Ministerium erwarten würde. Er war von meinen Ausführungen aber keineswegs beeindruckt und knurrte nur: „*Jede Woche das gleiche Theater!*“

Es fanden damals nämlich in Wien fast wöchentlich Demonstrationzüge von Studenten statt, die den Minoritenplatz nicht verschonten.

Mit mürrischem Blick blieb er allerdings beim ersten Stand einer der teilnehmenden Schulen kurz stehen und nahm die Erläuterungen darüber, was hier gezeigt und gemacht wird, etwas skeptisch zur Kenntnis. Beim zweiten Stand verweilte er schon etwas länger und weniger grantig, ja er stellte sogar interessiert Fragen. Beim dritten Stand meinte er, allerdings noch immer etwas finster blickend: „*In einer Stunde bin ich wieder da. Ich habe einen Termin mit dem Landeshauptmann von Salzburg.*“ und entschwand durch den pompösen Eingang des Palais.

Er ließ uns mit diesen Worten etwas ratlos zurück, denn man konnte diese Ankündigung durchaus auch als gefährliche Drohung auffassen.

Nach etwas mehr als einer Stunde erschien Zilk mit einer vollkommen anderen Laune wieder, nämlich einer sehr guten. Er schritt nun verständnisvoll zuhörend von Stand zu Stand, ließ sich alles erklären und fand viele anerkennende Worte. Er machte auch von meinem Angebot Gebrauch, doch die eine oder andere Schülerarbeit als Präsent mitzunehmen, und entschied sich interessanterweise für einen sehr schön getischlerten, kleinen Kindersessel. Mit diesem Sesselchen in der Hand, so schnell konnten wir da gar nicht schauen, erklimmte er das errichtete Podium, krallte sich das Mikrophon und begann, das hohe Lied auf die Leistungen der Schulen, natürlich seiner Schulen, zu singen. Er stellte überzeugend fest, wie notwendig es doch sei, dieses hervorragende Wirken einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren und zugänglich zu machen. Mit einem Wort, Zilk stand wie ein Zirkusdirektor inmitten des um ihn herrschenden Trubels und hatte das Sagen. Unsere Demonstration war von ihm im Handumdrehen zu einer Leistungsschau der hervorragenden Schulen des tüchtigen Herrn Ministers mutiert. Es war ihm ganz einfach, neben der exzessiven Neigung zur Show, auch das Gespür zu eigen, eine Situation und Stimmungen sofort richtig einzuschätzen und für sich zu nutzen.

Nach diesem professionellen Auftritt von Minister Zilk war unsere Demonstration nun sogar allerhöchst und ministeriell eröffnet, denn nach und nach erschienen auch die hohen Beamten der betroffenen Ministerien, um ebenfalls den Leistungen der Schulen des Unterrichtsministers ihre Anerkennung zu zollen. Auch der für unsere Belange im Bundeskanzleramt zuständige Sektionschef zog mit einem interessanten Nachbau einer gotischen Gewichtsuhre als kleine Aufmerksamkeit zufrieden und gütig lächelnd von dannen. Dies wäre heute natürlich nicht mehr möglich. Es würde nämlich sofort die Korruptionsstaatsanwaltschaft tätig werden und dieser brave Beamte von den Medien in allen Instanzen schuldig gesprochen werden.

Was aber für das Dreigestirn der Ressortchefs von Unterrichts- und Finanzministerium sowie des Bundeskanzleramtes bzw. seine höchsten Beamten noch wichtiger war: Sehr bald fanden wieder Gespräche und durchaus zielführende Verhandlungen statt, die auch zu passablen Lösungen führen sollten.

Bundeskanzler Kreisky wird heute verklärt und als ein politischer Säulenheiliger stilisiert, mit dem erst die Kultur nach Österreich eingekehrt ist. Allerdings konnte er, neben seinem grandiosen Populismus, auch abgrundtief hassen und böse sein. Von Helmut Zilk zum Beispiel hat Kreisky nicht allzu viel gehalten und ihn wegen seiner Neigung zur „Show“ in Anlehnung an Molnars „Liliom“ höchst abfällig als einen „Hutschenschleuderer“ bezeichnet.¹

Aber nicht nur die Vertretung der Lehrerschaft verfiel manchmal in den Kampfmodus, sondern auch die Schülervertretungen. Eine besondere Eigenheit der Berufsbildenden höheren Schulen, der BHS, war und ist es, dass sie nicht nur mit der Matura abgeschlossen werden, sondern auch umfangreiche Berufsberechtigungen mit ihrem Abschluss verbunden waren und sind. Diese Berechtigungen ermöglichen einen unmittelbaren Berufseinstieg. Dies war in einer Zeit, in der der Zugang zu Berufen über eine damals sehr restriktive Gewerbeordnung gesetzlich geregelt war, natürlich sehr wichtig.

¹ Ulrich Brunner, „Lernen S‘ Geschichte, Herr Reporter!“. S.143, Wien 2020

Dieser zusätzliche Bonus rechtfertigte auch die um ein Jahr längere Schulzeit einer BHS im Vergleich zu den Gymnasien. Diese traditionellen Berechtigungen der BHS sollten aber nun durch eine Gesetzesnovelle beschnitten werden, was natürlich die Schülerschaft sehr erbost auf den Plan rief. Die Lehrerinnen und Lehrer solidarisierten sich mit den Schülerinnen und Schülern, ging es doch auch um das Prestige und die Attraktivität dieses Schulwesens.

Eine machtvolle Demonstration, beginnend am Minoritenplatz und mit einem anschließenden Marsch zum dafür hauptverantwortlichen Wirtschaftsministerium quer durch die Innenstadt wurde von der Schülerunion ordnungsgemäß angemeldet. Sie wurde interessanterweise auch polizeilich genehmigt, obwohl am Minoritenplatz gerade eine große Baustelle für die Schaffung eines Zugangs zur U-Bahn eingerichtet war.

Frühmorgens schon fanden sich tausende aufgebraachte junge Menschen vor dem Unterrichtsministerium ein. Die Organisatoren hatten einen großen Lastwagen, der auch als Bühne mit einer Lautsprechanlage diente, angemietet. Dieser wurde etwas seitlich vom Eingang vor dem ehrwürdigen Palais Starhemberg platziert. Natürlich zeigte die Lehrerschaft ihre Verbundenheit mit den Schülern mit der Anwesenheit ihrer Standesvertreter. So war daher auch ich, in Begleitung meines sozialistischen Stellvertreters, ausgerückt, um diese Schüleranliegen zu unterstützen. Vor dem Tor des Ministeriums wurde ich zu meiner Überraschung von einem ehemaligen Schüler angesprochen, der meine Klasse, die ich als Vorstand betreut hatte, leider vorzeitig verlassen hat. Allerdings nicht durch mein Mitwirken, sondern auf das Betreiben von Kolleginnen hin, die seine aufgeweckte Mentalität nicht goutierten. Dieser Schüler, Ernsti, blieb mit seiner Klassengemeinschaft weiterhin freundschaftlich verbunden, auch als er später den erfolgreichen Beruf eines Polizeibeamten ergriff.

Er war damals gerade bei der Kriminalpolizei gelandet und stand nun lachend neben mir. Gut gelaunt meinte er nach einer herzlichen Begrüßung: „Jaja, der Herr Professor, auch bei jedem Spektakel an vorderster Front mit dabei!“

Inzwischen skandierte die tausendköpfige, erboste Menge, aufgepeitscht durch die über Lautsprecher verstärkten Parolen des Organisators, ihren immer stärker und bedrohlicher werdenden Unmut.

Organisator der Kundgebung war der damals als Jungfunktionär sehr engagierte Roman Kunyik. Er sollte später ein wichtiger Mitarbeiter im Parlamentsklub der Volkspartei werden. Mein ehemaliger Schüler zog mich aber plötzlich weg von meinem Stellvertreter und von meinem prominenten Platz, ganz vorne beim Tor zum Ministerium. Er bugsiierte mich in die Richtung der etwas weiter hinten aufgebauten Bühne. Ich war zunächst der Meinung, er wolle dort ein wenig ungestörter mit mir reden. Dort war es aber genauso laut wie vor dem Tor. Auf meine Frage, warum er mich denn hierher gezogen habe, meinte er nur lachend: „*Das werden Sie gleich seh'n!*“ Kaum hatte er dies ausgesprochen, flogen bereits die ersten Paradeiser und Eier, aber leider auch immer mehr andere, weit gefährlichere Gegenstände in die Richtung zur Fassade des Ministeriums. Mein Stellvertreter bekam leider, da die Zielgenauigkeit der Demonstranten sehr zu wünschen übrig ließ, auf seinem prominenten und daher exponierten Platz etliche große Portionen an Eiern und Paradeisern ab. Dies war ihm auch für später eine Lehre, an Demonstrationen nicht modisch gestylt, sondern nur mit entsprechender Bekleidung teilzunehmen. Ich aber blieb dank meines lieben Schülers Ernst völlig unbedeckt und heil.

Die Situation drohte aber bald vollkommen aus dem Lot zu geraten und wurde langsam, aber sicher zu einer gewalttätigen Randalie. Zu allem Überduss lagen dank der U-Bahnbaustelle praktischerweise zahlreiche weitere, allerdings sehr gefährliche Wurfgegenstände zur gefälligen Selbstbedienung bereit, was die Polizeibürokratie bei der Bewilligung der Demonstration anscheinend übersehen hatte.

Um die Situation auf dem Platz zu entschärfen, drängte mein Ex-Schüler, nunmehr sehr energisch als Polizeiorgan agierend, darauf, den geplanten Demonstrationzug möglichst rasch zu formieren, um die aufgebrachte Menge weg von der gefährlichen Baustelle am Minoritenplatz in Richtung Ring und zum Wirtschaftsministerium zu dirigieren.

Mühsam, aber doch gelang es durch gutes Zureden und mit Hilfe der Lautsprecheranlage dem Organisator Roman Kunyik, die Masse endlich zum Marsch in die Richtung zum Wirtschaftsministerium am Ring zu bewegen. Zurück blieben ein verunreinigter Portikus des Ministeriums, mein bekleckelter Stellvertreter und einige leicht beschädigte Autos, die dort geparkt waren. Nach einigen weiteren kleineren Sachbeschädigungen während des Protestzugs durch die Innenstadt endete die Demonstration endlich und schon etwas erschöpft vor dem Reiterstandbild des „Vater Radetzky“, beim ehemaligen Kriegsministerium.

Das Ergebnis dieses Spektakels war ein Verhandlungstermin, der zum Erhalt der wichtigsten Berechtigungen führte. Für mich aber war es die Bestätigung, dass es durchaus von praktischem Nutzen sein kann, wohlwollende ehemalige Schüler zu haben. Meiner brachte es übrigens, trotz seines etwas frühen Verlassens unserer Schule, bis zum Polizei-General und zu einem Doktorat der Psychologie.

Mehr Showman als Minister

Vertreter des Zentralausschusses der Personalvertretung an Berufsbildenden mittleren und höheren Schulen wurden eines Tages in schroffer Weise zu einem Termin mit Dr. Zilk in das Ministerium zitiert. Mit mir als dem Vorsitzenden des Zentralausschusses an der Spitze fanden wir uns pünktlich im Blauen Salon des Palais ein. Die Anwesenheit der Personalvertreter des Technologischen Gewerbemuseums TGM, eine der ältesten technischen Lehranstalten Österreichs, verriet uns, dass es um diese Zentrallehranstalt gehen musste. Zentrallehranstalten sind nämlich Schulen, die der direkten Verwaltungskompetenz des Ministeriums unterstellt sind, ohne den sonst zwischengeschalteten Stadtschulrat.

Wir konnten von den Vertretern des TGM nur mehr kurz in Erfahrung bringen, dass es um die Auszahlung von Überstundenabgeltungen gehen soll. Denn schon betrat Minister Zilk, wutschnaubend und ohne uns zu begrüßen, den Raum. Eine lautstarke Kaskade von Vorwürfen ergoss sich über uns, die wir aber zunächst in keiner Weise einordnen konnten.

Erst nach und nach wurde uns klar, worum es dem Minister wirklich ging. Was war denn wirklich geschehen?

Dazu muss man aber zunächst wissen, dass ein gerüttelt Maß an Überstunden für die Lehrerschaft an den berufsbildenden Schulen, vor allem an den technisch-gewerblichen Lehranstalten, seit langem Usus war. Ja, sie waren geradezu notwendig, um den Lehrberuf für Fachtheoretiker und die Praxislehrer hinsichtlich ihrer Besoldung im Vergleich zur Privatwirtschaft überhaupt ein wenig attraktiv zu machen. So gesehen war daher die Auszahlung der Mehrdienstleistungsabgeltung, so lautete nämlich der besoldungsrechtliche Terminus, mehr oder weniger ein Bestandteil der monatlichen Besoldung geworden. Dank der sozialistisch geführten Regierung und ihrer unübersichtlichen Budgetpolitik kam es aber bei dieser Auszahlung immer wieder zu Verzögerungen.

Dies hat die Personalvertretung am TGM daher veranlasst, im Lift ihres damals neuen Schulgebäudes, leider aber ohne Bewilligung des Direktors, einen Aushang anzubringen, der die neuerliche Verzögerung dieser Auszahlungen scharf kritisierte. Beim Minister gepetzt aber hat wahrscheinlich einer jener Ministerialbeamten, die sich mit einigen Unterrichtsstunden an einer der Zentrallehranstalten ein erkleckliches Zubrot verdienten.

Für Mitteilungen der Personalvertretung war allerdings ausschließlich ein eigener Teil des sogenannten Schwarzen Brettes in den Lehrerzimmern vorgesehen. Neben diesem ersten Sakrileg der Personalvertretung ging es aber vor allem um die gewählte Formulierung in dieser kritischen Mitteilung. Es wurde in dem Aushang nämlich festgestellt, dass das Ministerium nicht in der Lage sei, gesetzlich zustehende Entlohnung zeitgerecht zu überweisen.

Gerade das aber hat Helmut Zilk besonders in Rage gebracht. Seinem Naturell entsprechend, sah er sich als Minister natürlich persönlich angegriffen, denn das Ministerium war natürlich er. Und daraus hat er in diesem Fall sogar eine persönliche Beleidigung konstruiert. Er las aus diesem unerhörten Aushang heraus, dass er ad personam nicht in der Lage sei, das heißt, unfähig sei, die entsprechenden Verwaltungsschritte zu erledigen. Als er sich immer

mehr in die Empörung über diese, ihm so unterstellte Unfähigkeit als Minister hineinsteigerte, konnte ich ein verwundertes Kopfschütteln nicht mehr unterdrücken, zumal wir als zitierte Personalvertreter bislang überhaupt noch nicht zu Wort gekommen waren.

Hui, da legte er erst richtig los, da geriet er erst richtig in Rage. Er verbitte es sich, dass ich ihn unterbreche und damit den Wahrheitsgehalt seiner Darstellung in Frage stelle. Meinen Einwand, ich hätte doch noch gar nichts gesagt, wischte er wortgewaltig mit dem Argument vom Tisch, er dulde auch keinen nonverbalen Widerspruch.

Nun war aber sein Temperament allen nur zu gut bekannt. Und man wusste, dass die Beruhigung bei ihm genauso schnell stattfand wie die Eskalation. Ich legte daraufhin mit steinerner Miene wie dereinst ein braver Volksschüler beide Hände auf den Tisch und hörte den sich ständig wiederholenden Vorwürfen Zilks geduldig zu. Sehr bald aber erkannte Zilk selbst, dass sein Repertoire langsam erschöpft war und er sich rhetorisch bereits im Kreis drehte. Vorwurfsvoll wandte er sich daher plötzlich wieder an mich und meinte: „*Und Sie haben dazu gar nichts zu sagen?*“

Da er sich nun einigermaßen beruhigt hatte, begann ich zunächst mit einem Teilgeständnis, nämlich, dass das unzulässige Aushängen von Mitteilungen im Aufzug durch die Personalvertretung sicher ein Fehler gewesen sei. Allerdings, so setzte ich fort, sei doch diese vom Personalvertretungs-Gesetz ausdrücklich dazu verpflichtet, für die Einhaltung auch besoldungsrechtlicher Vorgaben einzutreten. Es handle sich in diesem Fall aber auch keineswegs um einen Angriff auf ihn persönlich oder gar um einen Zweifel daran, ob er zu etwas in der Lage sei oder nicht. Die Formulierung sei nämlich so zu verstehen gewesen, dass natürlich das dafür zuständige Finanzministerium, mit seiner Budgethoheit gemeint war. Dieses habe nämlich das Ministerium budgetär nicht in die Lage versetzt, zeitgerecht für die rechtzeitige Auszahlung sorgen zu können.

Nun war also ein Schuldiger gefunden, der noch dazu gar nicht anwesend war, und dieser Gesprächstermin, der nonverbal begonnen hatte, ging nun verbal und in durchaus friedlicher Atmosphäre sehr rasch zu Ende. Der im

Ressort für das Budget zuständige Sektionschef erhielt die Weisung, eine scharfe Mahnung an das Finanzministerium zu richten. Diese Weisung hat dieser submissiv zur Kenntnis genommen, aber wohlweislich sicher nicht befolgt.

Wir wiederum versprochen hoch und heilig, für Aushänge künftig ausschließlich das Schwarze Brett zu benutzen oder die Bewilligung der Direktion einzuholen. Ob dieses Versprechen auch eingehalten wurde, kann ich jedoch nicht beschwören. Allerdings hat dies bestätigt, dass Begegnungen mit Zilk stets von einem gewissen Unterhaltungswert begleitet waren.

Obwohl Zilk sicherlich einer der am kürzesten agierende Unterrichtsminister der Zweiten Republik war, gestaltete sich seine Amtszeit durchaus nicht langweilig, sondern war stets sehr reich an Aktionismus.

Nicht jede Unterredung wie die geschilderte verlief so dramatisch. Einmal ging es um einen Erlass, der den Lehrerbedarf des nächsten Schuljahrs betraf, den sogenannten Sicherstellungserlass. Grundsätzlich handelte es sich um eine routinemäßig alljährlich wiederkehrende Wiederverlautbarung eines Erlasses, allfällig mit Adaptierungen. Mit einigen Formulierungen in diesem Erlass, der für die Planung an den Schulen sehr wichtig war, konnten wir uns aber nicht anfreunden. Eine durchaus mögliche und sinnvolle Einigung mit dem zuständigen Sektionschef blieb leider erfolglos, sodass ein Ministertermin angesagt war.

Dr. Zilk hörte sich, immer ungeduldiger werdend, die doch etwas umständlichen Argumente des Sektionschefs an. Als ich aber darauf hinwies, dass der Erlass eine verwirrende Fülle von Verweisen und Fußnoten enthielt, die wiederum zu anderen Verweisen führten, hob er interessiert den Kopf. Dies sei, so fügte ich noch hinzu, daher für die Administration an den Schulen kaum mehr verständlich. Da ließ sich Zilk den Erlass reichen und überflog ihn. Dabei schüttelte er mehrmals ungläubig den Kopf, denn er hatte auch noch zusätzlich Rechtschreibfehler in diesem Papier entdeckt.

„Da hat er aber Recht, Herr Sektionschef!“, sagte er, auf mich deutend, und weiter sehr vorwurfsvoll: „Das ist nicht nur völlig unverständlich, sondern noch dazu miserables Deutsch!“

Die Folge war nicht nur ein neu formulierter Erlass, sondern ein hausinternes Rundschreiben, welches alle Abteilungsleiter beauftragte, künftig persönlich dafür zu sorgen, dass Schriftstücke des Hauses, ohne Rechtschreibfehler und verständlich in korrektem Deutsch abzufassen sind.

Natürlich wurde Helmut Zilk als Minister auch manchmal ein wenig sekkert und provoziert. Zilk hatte nämlich die Gewohnheit, zu den meisten Sitzungen zu spät zu kommen, kurz zuzuhören und dafür, meist einen mehr oder weniger passenden Kommentar abgebend, wieder früher zu entfleuchen. So kam er auch zu einer Sitzung der Schulreformkommission wieder einmal zu spät. Als Unterrichtsminister war er damals auch noch für die Sportagenden zuständig. Unter der Vorsitzführung von Sektionschef Dr. Leo Leitner, der letzte, noch von Unterrichtsminister Alois Mock ernannte und daher der „rechten Reichshälfte“ zuzuordnende Spitzenbeamte im Hause, wurde die Tagesordnung auftragsgemäß bereits eifrig abgearbeitet. Es war dies zur Zeit der Olympischen Winterspiele in Sarajewo, bei der es für Österreichs Olympioniken ein geradezu schreckliches Debakel mit lediglich einer einzigen mickrigen Bronzemedaille gab. Beim verspäteten Erscheinen von Zilk ignorierte der Sektionschef die joviale Aufforderung des Ministers, den Ablauf der Sitzung zu seiner Begrüßung nicht zu unterbrechen. Er zelebrierte vielmehr ein herzliches Willkommen mit den Worten: *„Wir begrüßen unseren soeben eingetroffenen Herrn Sportminister und gratulieren sehr herzlich zur Bronzemedaille!“*

Heimliches und schadenfreudiges Schmunzeln verbreitete sich unter den Anwesenden. Dem ansonsten um Worte nicht verlegenen Helmut Zilk entwich nur ein mühsam hervorgepresstes „Danke“.

Noch früher als sonst üblich verließ er die Reformkommission mit frostiger Miene, ohne einen weiteren Kommentar abzugeben.

Apropos Reformen: Bekannt wurde Zilks Aussage, dass er angeblich parteipolitisch motivierte Direktionsbesetzung zum „Kotzen“ finde und dies reformieren und abstellen werde. Seine Reform als Bürgermeister von Wien bestand dann allerdings darin, dass er die wenigen bisher noch in Wien von „Schwarzen“ besetzten Direktionen, mit von ihm handverlesenen sogenannten Parteiunabhängigen ersetzte.

Eines kann man Helmut Zilk allerdings nicht absprechen: Er war ein wirklicher Schulexperte und wusste nur zu gut, wie Schule funktioniert bzw. nicht funktioniert. Er hat daher großartige Schulreformen weder angekündigt noch in Angriff genommen.

Das war auch gut so, denn die beste aller Schulreformen besteht darin, die Schulen in Ruhe selbständig arbeiten zu lassen. Das Wort Reform ist - nicht nur in meinen Augen - in den letzten Jahrzehnten geradezu zur gefährlichen Drohung für unsere Schulen mutiert.

Allerdings hinterließ Helmut Zilk trotz allem auch als bloßer „Kurzzeitminister“ ein durchaus reiches Repertoire an Anekdoten.

Die ministeriellen Tapetentüren

Weitaus weniger spektakulär war die Amtszeit von Unterrichtsminister Herbert Moritz. Er trat die Nachfolge von Dr. Helmut Zilk an, der sehr überraschend vom Minoritenplatz auf den Rathausplatz als Bürgermeister von Wien gewechselt war.

Sein Nachfolger stammte aus Salzburg und war dort Landeshauptmann-Stellvertreter. Das Naturell dieses SPÖ-Politikers war völlig konträr zu dem seines Vorgängers. Er suchte nicht wie dieser die Öffentlichkeit und beschränkte seine Kontakte auch mit der Lehrerstandesvertretung auf das Allernotwendigste. Die routinemäßige Arbeit erledigten die Beamten. Nur wenn es zum Beispiel um die Schaffung neuer Lehrpläne ging – diese mussten im berufsbildenden Bereich im zehnjährigen Rhythmus modernisiert werden – war sein Kontakt mit den Vertretern der Lehrerschaft nicht zu umgehen. Dabei ging es allerdings vorrangig um die Einstufung der Gegenstände für die

Lehrverpflichtung der Lehrerinnen und Lehrer. Die Wertigkeit der einzelnen Gegenstände hing aber nicht allein von den beschriebenen Inhalten der Gegenstände und etwaigen Korrekturarbeiten außerhalb der Unterrichtsstunden ab, sondern auch von der Bezeichnung des Gegenstandes. Um diesen Problemkreis ging es auch bei den zu führenden politischen Gesprächen. Da aber bei der endgültigen Inkraftsetzung auch das Finanzministerium ein gewichtiges Wort mitzureden hatte, waren Absprachen mit dem Minister unumgänglich. Solche Termine wurden über sein Ministerbüro vereinbart, wobei auch abgesprochen und festgelegt wurde, wie groß der Teilnehmerkreis der Standesvertretung sein werde.

Der Ablauf dieser Termine fand unter der Ministerschaft von Herbert Moritz stets nach dem gleichen Ritual ab. Die angekündigte Teilnehmerschar der Lehrervertretung, sie bestand neben mir meist bloß aus noch zwei Stellvertretern, durfte im Eckzimmer im ersten Stock, wo der Minister residierte, Platz nehmen. Wir wurden als Einstieg zunächst stets sehr höflich mit Kaffee bewirtet. Die Gespräche schließlich eröffnete dann der Minister, der vom zuständigen Sektionschef und einem Sekretär unterstützt wurde. Er fragte uns dabei immer höflich, welche Anliegen wir denn hätten.

Allerdings waren diese Anliegen zumindest seinem Büro sowie seiner Beamtschaft und daher auch ihm schon längst wohlbekannt.

Der Minister hörte sich aber unsere Anliegen und Argumente sehr aufmerksam und geduldig an und pflegte dabei meist sehr wohlwollend zu nicken. Währenddessen öffneten sich meist leise und unauffällig einige sehr gut verborgene Tapetentüren. Nach und nach gesellten sich immer mehr Sekretäre und Ministerialräte zu dieser Runde dazu, die sich allerdings in die Diskussion nicht einbrachten, sondern nur emsig Notizen verfassten und ebenfalls verständnisvoll blickten. Es war für mich jedes Mal faszinierend, wie viele Türen dieser schöne Raum hatte und welche Menschenmenge darin schließlich Platz finden konnte.

Wer nun nach unseren Ausführungen auch entsprechende Gegenargumente oder Feststellungen, ja vielleicht sogar eine klare Entscheidung des Ministers erwartete, der hatte sich sehr geirrt. Der Minister pflegte diese Verhandlungen

gen meist ohne konkrete Aussagen zu beenden, jedoch stets mit der kryptischen Bemerkung, dass man das alles sehr sorgfältig prüfen müsse, bevor es zu einer Entscheidung kommen werde. Diese Entscheidung des Ministers bestand allerdings darin, dass die weiteren Gespräche meist ohne ihn, auf Beamtenebene fortgesetzt wurden. Dank der guten informellen Kontakte, die uns die „Flaniermeile“ um den Minoritenplatz traditionell immer bot, führten diese Verhandlungen auch ohne Minister meist zu einem guten Ergebnis. Alles in allem war die Amtszeit von Minister Moritz zwar nicht spektakulär, für den Schulbetrieb aber eine durchaus ruhige und daher ersprießlich

Die „wilde“ Hilde

Ein angenehmes Kontrastprogramm zu Minister Moritz stellte Dr. Hilde Hawlicek dar. Um es gleich vorwegzunehmen; sie war überhaupt nicht „wild“, sondern eine lebenswürdige, sehr attraktive und herzliche Person. Sie war auch die erste Frau als Chefin des Unterrichtsministeriums und sie kam als Professorin an einem Gymnasium aus der Schulpraxis. Sie war also durchaus vom Fach, von diesem Schultyp jedoch auch geprägt.

Von ihrer persönlichen Seite gesehen, war sie stets sehr fröhlich und herzlich und ging sehr offen auf ihre Gesprächspartner zu. Von uns wurde sie ob ihres fröhlichen Gemütes, durchaus lebenswürdig und keineswegs despektierlich gemeint, „Hildchen Ha“ genannt. Von ihren eigenen Parteigenossen allerdings bekam sie das Etikett „Die wilde Hilde“ verpasst, wohl dank ihrer lebenslustigen Art, für die sie in ihrem Wiener Heimatbezirk, nämlich in Floridsdorf bekannt war. Außerdem war sie auch eine hochbegabte und eifrige „Boogie-Woogie“-Tänzerin.

Als Ständesvertreter der Berufsbildner agierten wir stets sehr konsequent, jedoch auch immer sehr realistisch. Zu Wort gemeldet haben wir uns daher immer nur dann, wenn es wirklich notwendig war. Auch an völlig überflüssigen Disputen, über gerade in Mode befindlichen Bildungsphantastereien beteiligten wir uns grundsätzlich nicht. So haben wir auch bei der neuen Ministerin Hilde Hawlicek geduldig zugewartet, bis sie uns zu einem Gespräch eingeladen hat. Den konkreten Anlass dazu gab sie höchstpersönlich, jedoch

durchaus unfreiwillig. Als Gymnasiallehrerin hat sie nämlich ein wenig hochmütig auf die praxisorientierten berufsbildenden Schulen hinuntergeschaut. Das erklärte auch ihre kühne Behauptung in einem ihrer ersten Interviews über die Lehranstalten für wirtschaftliche Berufe, die vorher die Bezeichnung Lehranstalten für wirtschaftliche Frauenberufe getragen haben. Sie meinte in diesem Interview, dass dort das Staubwischen ein Maturafach sei. Dies widerspreche natürlich dem modernen Frauenbild und gehöre ihrer Meinung nach schleunigst abgeschafft.

Nun war jedoch die schlichte Wahrheit, dass Staubwischen natürlich in keinem Lehrplan als Gegenstand vorkam und schon gar kein Prüfungsfach bei der Matura war. Für uns war es daher unerklärlich, wer aus ihrem Mitarbeiterstab ihr diesen Unsinn eingeredet hatte.

Hawlicek war über die heftige Reaktion und den empörten Aufschrei über ihren Sager in der Öffentlichkeit an den betroffenen Schulen sowie von den Tausenden, beruflich sehr erfolgreichen Absolventinnen dieser Schulen sehr erstaunt, aber auch sehr betroffen.

Nun gebe ich ehrlich zu, dass die Lehrpläne dieser Schulen für eine Modernisierung damals durchaus reif gewesen sind. Dies hat aber diese abwertende Aussage in keiner Weise gerechtfertigt.

Es war für uns Berufsbildner eine Tradition geworden, zum Vorstellungsgespräch bei einer neuen Ressortleitung ein kleines Mitbringsel aus unseren Werkstätten, Labors und Küchen mitzubringen. Damit konnte man die Leistungen von Schülerinnen und Schülern sowie deren Lehrern handfest dokumentieren.

Nach diesem medialen Einstieg der Ministerin konnten wir sie aber keineswegs mit einer schön verzierten Torte beglücken, gleichsam als Bekräftigung und Belohnung für ihre Aussage.

Wir entschieden uns vielmehr für eine kleine Retourkutsche, indem in einer unserer Modeschulen auf einem Staubtuch der Edelklasse in bester Handwerkskunst zwei Buchstaben schön und kunstvoll eingestickt wurden. Und zwar „H. H.“ für Hilde Hawlicek!

Nun waren wir alle sehr gespannt, wie die Ministerin diesen kleinen, boshaf-ten Wink aufnehmen würde, denn immerhin standen wir am Beginn einer längeren Kooperation, ob es uns nun passte oder nicht.

Hilde Hawlicek reagierte so, wie es ihr Naturell nun einmal war, nämlich mit Humor. Lachend nahm sie das gewerkschaftliche Staubtuch in Empfang und stellte fest, dass sie es gut gebrauchen könne. Schlagfertig lud sie uns ein, ihr beim Wohnungsputz mit diesem Tuch auch zu helfen. Wir haben diese Einladung ebenso lachend akzeptiert, nicht ohne zu versichern, dass dazu ausschließlich Kollegen zur Verfügung stünden, da auch wir dem überkom-men Rollenklischee einer staubwischenden Weiblichkeit entschieden ent-gegentreten würden.

Nun, zum gemeinsamen Staubwischen ist es zwar nicht gekommen, aber mit der Überreichung des ministeriellen Staubtuches im altherwürdigen Star-hemberg Palais sollte eine mehrjährige, sehr gute Zusammenarbeit begin-nen, die bis zum Ausscheiden der Ministerin aus der Regierung in einem geradezu freundschaftlichen Klima verlief.

Wenn Ministerinnen zum Aufbruch drängen

Auch Gesprächstermine fanden bei Ministerin Hilde Hawlicek in einer eigenen und stets wiederkehrenden Inszenierung statt. Wenn wir uns um die längliche Tafel in dem an das Ministerzimmer angrenzenden Bespre-chungsraum einfanden, saß sie stets mit dem Rücken zum Fenster am Kopf-ende. Zu ihrer rechten Seite, gleich neben ihr, hatte ich meinen Stammplatz einzunehmen. Zu ihrer linken Seite und mir gegenüber hatte meist Sektions-chef, Dr. Dobart, seinen Platz, gemeinsam mit seiner zuständigen Beamten-riege, schön aufgereiht nach ihrem Dienstrang. Neben mir fanden die Stell-vertretenden Vorsitzenden und die Fachreferenten von Gewerkschaft und Personalvertretung ihre Plätze.

Die Besprechungen nahmen immer einen freundlichen Verlauf und selbst in schwierigen Situationen behielt die Ministerin stets ihre gute Laune. Auch wenn bei unseren Forderungen die Beamtenschaft Ablehnung signalisierte, blieb sie freundlich. Sie wendete sich dann meist mit der Feststellung: „Aber

ja, Herr Vorsitzender, wir werden das schon machen“ an mich, wobei sie mir dabei sehr sanft mit ihrer rechten Hand auf meinen linken Arm klopfte. Dieses, mich durchaus ehrende, intime Privileg genoss ich natürlich sehr, noch dazu wenn ich mir vorstellte, was dem geplagten Sektionschef dabei gerade so durch den Kopf ging. Es war dies nämlich seine unausgesprochene Frage, die im Raum schwebte: „Ja, ist der Ministerin auch klar, was diese Lösung, die sie so locker in Aussicht stellt, kosten wird?“

Natürlich wussten wir sehr wohl, dass sich auch eine Ministerin nicht über die Zwänge des Budgets hinwegsetzen und nicht jedes positive Signal von Hilde Hawlicek auch verwirklicht werden konnte. Daher fanden wir gemeinsam mit der Beamtenschaft auch immer eine für alle akzeptable Lösung.

Typisch waren auch Hawliceks manchmal etwas unvermittelte Abgänge aus Besprechungen, auf die ein wenig eingegangen werden soll.

Einer ist mir in besonderer Erinnerung. Schon zu Beginn einer Besprechung mit etwa einem Dutzend Teilnehmerinnen und Teilnehmern flüsterte sie mir zu, dass wir anschließend noch gemeinsam etwas zu erledigen hätten. Ich allerdings hatte keine Ahnung, worum es dabei gehen sollte.

Ich hatte ihre Ankündigung bereits vergessen, als Hilde Hawlicek nach einiger Zeit ungeduldig auf die Uhr sah, abrupt aufstand, mich am Arm fasste und in die Runde blickend feststellte: *„Wir haben noch einen wichtigen Termin im Hause. Ihr könnt doch das allein zu Ende diskutieren.“* Und schon entschwand sie, mit mir schön gehorsam in ihrem Schlepptau.

Die verblüffte Verhandlungsrunde, mit Sektionschef Dr. Anton Dobart und meinem Stellvertreter, Dr. Hermann Plunger, an der Spitze, blieb zurück, nicht ohne einander etwas erstaunte und auch vielsagende Blicke zuzuwerfen.

Ich wusste von der Ministerin bei diesem jähen Aufbruch allerdings auch nicht mehr, als dass es nun zu einem „Wolferl“ gehen sollte, der uns erwartet. Wir marschierten eine geraume Zeit durch die zahlreichen Gänge des Hauses, als sich plötzlich fröhlicher Lärm einer feiernden Runde vernehmen ließ. Wir waren nämlich im Büro eines ehemaligen Kollegen aus meiner Zeit an

der Handelsakademie Mödling, dem nunmehrigen Ministerialrat Dr. Wolfgang Unger, gelandet. Dieser feierte gerade in der Runde seiner Mitarbeiter-schaft ausgiebig seinen Geburtstag. Diese Festivität wurde nun durch die Ministerin und meine Wenigkeit entsprechend verstärkt.

Es wurde noch eine sehr lustige und ausgiebige Feier. Ich weihte natürlich meine engsten Mitarbeiter über den ganzen Sachverhalt ein. Allerdings hat sich bei manchen Sitzungsteilnehmern noch sehr lange und hartnäckig ein geheimnisvolles Flair über diesen gemeinsamen Abgang mit der Ministerin gehalten.

Ministerin Hawlicek war auch sonst immer sehr rührend um mein Wohlergehen bemüht. Vor allem, wenn es manchmal nach einer Veranstaltung zur Labung ging. Sofort nach der Eröffnung der Schlacht um das Buffet lotste sie mich zielstrebig zu jenen Chafing-Tischen, an denen es die besonders guten Spezialitäten gab.

Die Ära von Dr. Hilde Hawlicek bleibt mir daher verständlicherweise in sehr angenehmer Erinnerung.

Ein Minister ohne Sekretäre

Nach Hilde Hawlicek übernahm Dr. Rudolf Scholten die Führung des Ressorts. Er hatte zwei berufliche Schwerpunkte. Er war nämlich ein gelernter Banker mit exzellenten internationalen Erfahrungen und Verbindungen, und zweitens zeichnete ihn auch sein ausgeprägtes Verständnis für Kunst und Kultur aus. In der Öffentlichkeit fand der neue Minister eher geteilte Anerkennung. Dies mag auch darin begründet gewesen sein, dass er nicht aus der sozialistischen Nomenklatura stammte und damals noch gar kein Mitglied der SPÖ war. Eine politisch sehr weit rechts angesiedelte Splittergruppe in der Lehrervertretung, die es Gott sei Dank nicht mehr gibt, schmähte ihn damals in Veröffentlichungen mit persönlichen Angriffen weit unter der Gürtellinie.

Ich aber machte bald die Erfahrung, dass wir einen Minister hatten, der sich zu allen Herausforderungen, unabhängig von seinen Beratern, sehr rasch

eine eigene Meinung bilden konnte. Dies wurde auch durch seine Gabe unterstützt, das Wesentliche bei einer komplexen Frage sehr schnell und richtig einordnen zu können, was ihn weitgehend unabhängig von jenen umfangreichen Beraterstäben machte, welche leider derzeit in Scharen alle Ministerbüros bevölkern. Diese Unabhängigkeit führte auch dazu, dass wichtige Besprechungen stets in einer bemerkenswert kleinen Teilnehmerrunde stattfanden, dafür aber umso effizienter waren.

Bei der Vereinbarung von Gesprächsterminen pflegten die Mitarbeiterinnen des Ministerbüros meist die Frage zu stellen, ob ich in großer, oder kleiner Besetzung zum geplanten Termin erscheinen würde. Meine Gegenfrage bestand stets darin, ob der Herr Minister ein großes Aufgebot für notwendig hielt. Dies wurde stets verneint und war für mich das Signal, den Termin ohne Begleitung wahrzunehmen. Dr. Scholten begrüßte mich daher meist nur in Anwesenheit seines jeweils persönlichen Sekretärs. Nach dem obligaten Begrüßungskaffee und einigen einleitenden Themen wendete sich der Minister dann an den Sekretär mit der Bemerkung, dass seine Anwesenheit nun nicht mehr notwendig sei, da er mit mir eine private Angelegenheit zu besprechen habe.

Unter vier Augen und vier Ohren ging es dann mit beiderseitig offenen Karten zur Sache. Es war uns beiden auch der entsprechende Blick auf die politischen Realitäten und das jeweils politisch Machbare gegeben, sodass wir uns stets auf für beide Seiten gute Vereinbarungen einigen konnten. Diese betrafen natürlich sehr oft personelle Fragen und die Begehrlichkeiten der jeweiligen Parteisekretariate.

Wichtig und entscheidend war aber, dass diese Vereinbarungen dank einer beiderseitigen, verlässlichen Handschlagqualität auch immer gehalten haben. Eine solche ist in der heutigen Zeit allerdings immer seltener anzutreffen.

Als ich nach einer sehr langen Amtszeit als Vorsitzender von Gewerkschaft und Personalvertretung der Lehrerinnen und Lehrer an berufsbildenden mittleren und höheren Schulen den Vorsitz an meinen Nachfolger übergab, ersuchte mich der innenpolitische Redakteur der Austria Presse Agentur um ein rückblickendes Interview. Dabei stellte er auch die Frage, wen ich von

den sieben Ministerinnen und Ministern, mit denen ich während meiner Zeit als Vorsitzender konfrontiert war, am meisten geschätzt habe.

Ich antwortete ihm, dass mir als einem ordentlichen Beamten ein Kalkül über die damals noch im Amt befindliche Ministerin Elisabeth Gehrler nicht zustünde. Von den anderen Ministerinnen und Ministern aber wäre es Dr. Rudolf Scholten gewesen, den ich nicht nur schätze, sondern mit dem ich auch sehr gerne zusammengearbeitet habe. Diese Aussage, die ich auch mit der gegenseitigen Gesprächskultur und Handschlagqualität begründete, hat den Redakteur allerdings doch verwundert, da er sich selbstverständlich einen Namen erwartet hat, der meiner politischen Ausrichtung weit mehr entsprochen hätte.

Einige Zeit, nachdem dieses Interview erschienen war, meldete sich zu meiner Überraschung eine Mitarbeiterin der Kontrollbank AG bei mir und teilte mir mit, dass Dr. Scholten sich über meine Aussage in der APA, unsere gemeinsame Zeit betreffend, sehr gefreut hat und er mich bei nächster Gelegenheit zu einem Kaffeeplausch in die Kontrollbank einladen möchte. Er war nämlich nach seinem Ausscheiden als Unterrichtsminister in seinen ursprünglichen Beruf als Banker und Chef der Kontrollbank AG zurückgekehrt.

Ich habe diese Einladung sehr gerne angenommen, wobei es nicht bei dieser einen blieb. Es sei nur so viel verraten, dass ich auch bei diesen späteren Begegnungen immer einen weltoffenen und geistvollen Gesprächspartner traf, der nicht nur über die Bildungsfragen klare Vorstellungen hatte, sondern einen weit über die Politik unseres kleinen Österreich hinausreichenden, sehr klaren und realistischen Weltblick besaß.

Ein fröhliches Kulinarium im Zita Heim

Nachfolgerin von Dr. Scholten wurde, nach einem Gott sei Dank bloß fünf Monate dauerndem Interregnum von Dr. Erhard Busek, Elisabeth Gehrler.

Von dieser kurzen Amtszeit Buseks als Unterrichtsminister ist mir lediglich unser Antrittsbesuch bei ihm in Erinnerung. Er residierte damals im hinteren Teil des Palais, mit Blick auf die Ungarische Botschaft, da die Ressorts für

Unterricht und für Wissenschaft damals getrennt, aber im selben Haus untergebracht waren.

Bei diesem Antrittsbesuch nahm unsere kleine, erwartungsvolle Delegation nach der kurzen Begrüßung durch Busek, um den Besprechungstisch des Ministers Platz. Busek meinte, als er sich an das Kopfende des Tisches setzte, wir könnten doch schon ruhig mit unseren Anliegen beginnen. Gleichzeitig ließ er sich aber eine dicke Unterschriftsmappe vorlegen und begann, Schriftstück für Schriftstück nach kurzer Betrachtung zu unterschreiben, einmal auch noch durch ein Telefonat mit dem Bundeskanzleramt wegen einer Terminfestlegung unterbrochen.

Wir warteten natürlich geduldig ab, bis er seine wichtigen Arbeiten zu Ende bringen würde. Aber der Minister blickte nur erstaunt auf und meinte, dass wir doch anfangen und zur Sache kommen sollten, er höre ja ohnehin zu, während er unterschreibe.

Ich gab ihm höflich, aber sehr deutlich zu verstehen, dass wir Anstand genug hätten, um geduldig abwarten zu können, bis er die unaufschiebbaren Tätigkeiten zum Wohle der Republik beendet hat. Danach seien wir gerne bereit, das Privileg seiner ungeteilten Aufmerksamkeit genießen zu dürfen.

Er hielt darauf mit seiner Schreibtätigkeit zwar sehr unwillig, aber doch inne und hörte uns mit etwas gequältem Lächeln gnädig zu.

Auch meine Bemerkung fand bei ihm kein Verständnis, dass wir als Lehrpersonen selbstverständlich zur distributiven Aufmerksamkeit, so wie er auch, fähig sind, aber doch aus erzieherischen Gründen darauf bestehen müssen, dass man nicht nur im Unterricht einander aufmerksam zuhört.

In einem ganz anderen Zusammenhang hat er, ganz typisch für ihn, in einer Diskussion den Teilnehmern sogar unverblümt zu verstehen gegeben, dass er sich in diesem Diskurs intellektuell unterfordert fühle.

Er konnte es leider nie unterdrücken, sein Gegenüber seine geistige Überlegenheit spüren zu lassen. Dies ist aber vor allem in der Politik ein unverzeihlicher Fehler.

Wir aber entschlossen uns, dem Herrn Unterrichtsminister während seiner ohnehin äußerst kurzen Amtszeit keine weiteren Belästigungen mehr zuzumuten, und suchten den weit effizienteren Dialog mit der Beamtenschaft.

Doch nun zu Unterrichtsministerin Elisabeth Gehrler. Schon ihr Amtsantritt kam für viele überraschend, da man sich für dieses Amt den langjährigen ÖVP-Bildungssprecher Gerhard Schäffer aus Salzburg erwartet hätte. Angeblich aber hat ein verfrühtes Interview von ihm den Unwillen des Bundeskanzlers, Dr. Wolfgang Schüssel, provoziert, sodass die Bildungslandesrätin aus dem Ländle Ressortchefin wurde.

Elisabeth Gehrler, die sich von ihren Parteifreunden schlicht „Liesl“ nennen ließ, war aus einem ganz anderen Holz geschnitzt als ihr, gemäß bescheidener Eigendiagnose, intellektuell oft unterforderter Vorgänger. Ihre manchmal etwas rustikale und auch herbe Art war nur eine äußere Schutzfassade, hinter der eine durchaus tiefe Herzlichkeit festzustellen war.

Da sich unsere Liesl fern der vorarlbergischen Heimat in Wien sehr oft ein wenig einsam fühlte, nahm sie Einladungen gerne an. Dazu hatte ich damals als Direktor der Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe in Baden natürlich gute Möglichkeiten. Denn es war auch mein Ehrgeiz, diese Schule aus dem Image einer sogenannten „Knödlakademie“ herauszuführen und zu einer allseits anerkannten, Höheren berufsbildenden Lehranstalt mit Niveau zu machen.

Um dem von mir angestrebten USP-Status der Schule in der Region gerecht zu werden, war es neben dem klangvollen neuen Namen als Lehranstalt für Kultur- und Kongressmanagement auch entscheidend, dass ich eine fundierte Praxisausbildung im Küchen- und Servicebereich großzügig förderte. Dazu habe ich auch für den bisher ausschließlich von Hauswirtschaftslehrerinnen dominierten Praxisunterricht zusätzlich hervorragende und preisgekrönte Küchenmeister männlichen Geschlechts als Lehrer an die Schule geholt. Dies war damals allerdings für diesen Schultyp ein Novum, bis dahin hatten dies nur Tourismusschulen so gehandhabt. Damit habe ich mir aber nicht nur Freunde geschaffen, denn Neid und Missgunst kennen keinen Ruhetag. Die Berufsbildungsqualität an meiner Schule aber hat durch diese

Professionalisierung durch erfolgreiche Praktiker einen deutlichen Sprung nach vorne gemacht.

Um aber das Unterrichten für Lehrer und Schüler auch zusätzlich zu den vom Lehrplan vorgeschriebenen Inhalten noch interessanter und abwechslungsreicher zu gestalten, wurden kleine Feste mit Themenschwerpunkten geplant. Diese wurden dann mit geladenen Gästen, im Schulrestaurant und in den Lehrküchen in die Praxis umgesetzt. Diese Abwechslung vom Routineunterricht wurde von der Lehrerschaft gemeinsam mit den Schülerinnen und Schülern gerne angenommen, da ich bei der Gestaltung dieser Projekte ihrer Initiative und Kreativität freien Lauf ließ. Außerdem konnte ich dank meiner doch umfangreichen Kontakte stets interessante und prominente Gäste zu diesen exklusiven Festen einladen.

Lehrrestaurant und Küchen befanden sich allerdings am zweiten Standort der Schule, nämlich am Kaiser Franz-Ring 50. Dieses Haus war nach der Kaiserin Zita benannt worden und war daher in Baden als „Zita Heim“ bekannt.

Einmal stand unser Schwerpunktthema in Restaurant und Küche unter dem Motto „Alles Pasta“, wobei nicht nur die renommierte italienische Firma „Barilla“ Sponsor war, sondern auch das äußere Ambiente und die Sprache dieses Festes an das italienische Flair angepasst wurden - es sollten ja möglichst viele Unterrichtgegenstände in dieses Projekt eingebunden sein. Ja, es sorgte sogar dank der persönlichen Kontakte einer Schülerin ein waschechter Italiener für die dazugehörige, professionelle musikalische Stimmung.

Als das Ministerbüro die Teilnahme der eingeladenen Ministerin Gehrler bestätigte, erklärte meine Sekretärin vorsorglich, dass die Veranstaltung nicht im Haupthaus der Schule, sondern im Zita Heim stattfinden würde, wo sich das Lehrrestaurant befand.

Mit diesem Wissen ausgestattet, kutschierte der Ministerchauffeur unsere Frau Ministerin nach Baden. Er wusste zwar die Straße, hatte allerdings die genaue Hausnummer vergessen. Daher begann er, das Zita Heim zu suchen. Die Suche verlief aber schwieriger als gedacht und nicht sehr zielführend. Nur zwei Häuser vor dem bereits nahen Ziel wurde dieses erfolglose

Forschen des Fahrers durch die Ministerin beendet. Sie stieg aus und klingelte höchst persönlich an der nächsten Haustür. Eine dienstbare Gestalt öffnete etwas verwirrt ein Fenster neben dem Eingang. Die Ministerin fragte, ob hier das Zita Heim sei, und um sich auch bodenständig und verständlich auszudrücken, fügte sie hinzu: *„Ist das das Zita Heim, wo das Nudelessen stattfindet?“*

Der dienstbare Geist verneinte dies jedoch sehr bestimmt. Denn der Ministerin tönte in gebrochenem Deutsch sehr entschieden folgende Antwort entgegen: *„Zita nix daheim, hier gibt's kane Nudeln!“*

Kopfschüttelnd und noch verwirrter als vorher schloss sie nach dieser Auskunft sogleich wieder das Fenster. In der Zwischenzeit hatte aber unser Empfangskomitee das Ministerauto mit der suchenden Ministerin bereits erspäht und geleitete sie wohlbehalten in das Zita Heim.

Einem wunderbaren Pasta-Kulinarium mit edlen italienischen Rebensäften stand nun nichts mehr im Wege. Dazu erklangen alsbald südländische Ohrwürmer, zu denen auch die Frau Minister sehr frohgelaunt ihre angenehme Sangesstimme beisteuerte.

Es folgten noch viele gemeinsame, schöne Feste mit ihr, die sicher auch zum guten Image der Schule ein wertvoller Beitrag waren.

Das „Know how“ ist wichtig!

Der gute Geist von Ministerin Elisabeth Gehrler war zweifellos ihr sehr tüchtiger Generalsekretär und spätere Sektionschef, Dr. Peter Mahringer. Er stammte aus einer bekannten Kärntner Künstlerdynastie und war zum Beispiel maßgeblich an der Errichtung des Wiener Museumsquartiers beteiligt. Leider ist er allzu früh, noch während der Ministerschaft von Liesl Gehrler, verstorben. Er war der begnadete Stratege und auch Weichensteller des Ministeriums.

Als zum Beispiel Österreich seinen zweiten EU-Vorsitz innehatte, fand auch gerade im Kanzleramt der Wechsel von Dr. Vranitzky zu Viktor Klima statt. Klima war bisher Finanzminister gewesen und es war mehr oder weniger

klar, dass er als Niederösterreicher das EU-Finanzministertreffen in Niederösterreich organisieren würde. Möglicherweise sollte es in Baden stattfinden, wo er gerne zu Gast war.

Das war nun aber durch seine neue Funktion nicht mehr zu erwarten. Ich sprach daher mit Peter Mahringer darüber, ob unsere Unterrichtsministerin sich schon entschieden habe, wo sie ihre europäischen Amtskolleginnen und -kollegen treffen wolle. Nun - Vorarlberg kam wohl aus verkehrstechnischen Gründen nicht in Frage. Was also lag näher, als Niederösterreich und damit Baden wieder ins Spiel zu bringen, wenn schon die Finanzminister nicht kommen würden, so vielleicht die Bildungsminister. Das hatte allerdings einen Haken. Niederösterreich hatte damals bereits eine junge Landeshauptstadt, und die hatte natürlich Vorrang. Daher musste zuerst St. Pölten gefragt werden, ob es dieses Ministertreffen ausrichten möchte.

Meine Sorge war daher, dass St. Pölten das Rennen machen würde. Peter Mahringer beruhigte mich aber und war sich sicher, dass die Entscheidung für Baden ausfallen würde. Er fuhr nämlich alsbald mit einer kleinen Delegation von Beamten auf Quartiersuche in die Metropole an der Traisen. Die Gespräche verliefen in dem damals einzigen den internationalen Standards entsprechenden Hotel St. Pöltens für die Stadt sehr positiv, um Veranstaltungsort zu werden. Als Mahringer allerdings fragte, wo sich denn die mindestens weiteren drei Hotels mit diesem erforderlichen Standard befänden, fand die Diskussion über den Konferenzort St. Pölten unter größtem Bedauern ihr jähes Ende. Der Weg war nun frei für Baden, das natürlich damals noch über die notwendigen Kapazitäten von Hotels und Veranstaltungsräumlichkeiten für eine Veranstaltung dieser internationalen Dimension verfügte. Auch Elisabeth Gehrler war das sehr recht, hatte sie ja bereits so manche nette Veranstaltung in der Kurstadt besucht. Selbstverständlich war ich an dieser Aktion nicht ganz uneigennützig interessiert, konnte ich doch bei diesem EU-Ministertreffen meine Schule wieder einmal glänzen lassen. So stellten wir zum Beispiel unsere Schülerinnen und Schüler des Ausbildungszweiges Kultur- und Kongressmanagement für zahlreiche unterschiedliche Aufgaben im Kongressgeschehen zur Verfügung. Vor allem wurde von den angereisten Delegationen sehr gelobt, dass sie schon am Flughafen

Schwechat von unseren Schülerinnen und Schülern als „Liaison Officer“ willkommen geheißen wurden. Sie informierten die Minister auf ihrer Fahrt nach Baden über die Geschichte und die Vorzüge der Stadt, und dies in den fünf Fremdsprachen, die lehrplanmäßig an der Schule unterrichtet wurden.

So hatte es die Stadt Baden vor allem dem Engagement dieser ehrwürdigen Lehranstalt und in aller Bescheidenheit auch mir zu verdanken, dass eine EU-Ministerkonferenz in ihren Mauern abgehalten wurde. Dies haben allerdings die Stadtgewaltigen in ihrem „Weitblick“, der leider oft nicht einmal bis zu den Ortstafeln reichte, nie wirklich begriffen und schon gar nicht gewürdigt.

Ministerin Gehrler aber war höchst zufrieden und auch die Lehrerschaft sowie die Schülerinnen und Schüler meiner Schule waren begeistert, genauso wie die internationale Gästeschar, und das war ja auch das Wichtigste.

Die Strumpfhose der Vizekanzlerin

Eine Laufmasche hätte einmal beinahe eine sehr wichtige Pressekonferenz im Unterrichtsministerium zum Platzen gebracht.

Doch zunächst zum Ausgangspunkt dieses Pressetermins. Wie jedes Jahr hatte wieder einmal der OECD-Bericht „Education at a Glance“ für mediale Aufregung gesorgt, hatten Medien samt Politik ihre üblichen Rülpsen über Österreichs Schulsystem von sich gegeben.

Ich hatte dieses alljährliche Ritual von medialer Aufregung, gepaart mit politischer Dummheit, satt. Denn die steten Vorwürfe bestanden darin, dass das österreichische Schulsystem sündteuer, aber dabei ausgesprochen ineffizient sei. Dahinter verbarg sich aber die uralte Ideologie der Einheitsschule, welche natürlich im Gegensatz zu unserem erfolgreichen, da differenzierten Schulwesen stand. Dessen wichtige Säule aber war und ist die Vielfalt in der Berufsbildung.

Außerdem wurde in diesem Bericht stets die angeblich vergleichsweise niedrige Lehrverpflichtung der Lehrerschaft gebrandmarkt, der noch dazu eine viel zu hohe Besoldung gegenüberstünde. Verantwortlich für dieses andauernde und konsequente Schlechtmachen des österreichischen Schulwesens

war ausgerechnet ein Deutscher in der OECD, nämlich Andreas Schleicher. Sein stereotypes Kritisieren hat dann stets in die mediale Kurzformel gemündet, Österreichs Lehrerinnen und Lehrer arbeiten zu wenig und verdienen zu viel. Dies hat einen legendären Bürgermeister der Stadt Wien einmal sogar zur Feststellung animiert, wenn er sich an den Lehrpersonen Österreichs orientiert, so wäre er mit seinem wöchentlichen Arbeitspensum bereits am Dienstag zu Mittag am Ende angelangt und könnte den Rest der Woche blau machen. Er war nämlich der irrigen Meinung, dass die Lehrerarbeitszeit ausschließlich im Unterrichten im Klassenzimmer stattfindet. Sehr rüde hat sich im gleichen Zusammenhang ein Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland geäußert, der die Lehrer pauschal mit dem Prädikat: „Sind doch lauter faule Säcke“, bedacht hat.

Als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Lehrerinnen und Lehrer wollte ich diesem alljährlich wiederkehrenden, hartnäckigen Vorurteil einmal wirksam zu Leibe rücken. Allerdings hatten sich bisher alle unsere Richtigstellungen und Aufklärungsversuche als wirkungslos herausgestellt. Es war aber gerade die Zeit, als man unter dem Schlagwort einer „evidenzorientierten Vorgangsweise“ versuchte, Politik zu machen. Dazu gehörten natürlich wissenschaftliche Expertisen.

So wurde mein Vorschlag angenommen und verwirklicht, endlich eine wissenschaftlich fundierte und nicht von uns selbst stammende Untersuchung über die tatsächlich geleistete Arbeitszeit der Lehrerschaft in Auftrag zu geben. Eine solche Untersuchung durch ein renommiertes Institut, die sich über ein ganzes Jahr erstrecken sollte, war natürlich nicht billig. Es wurde daher mit dem Dienstgeber vereinbart, dass es zwischen der Gewerkschaft, dem Unterrichtsministerium und dem Bundeskanzleramt zu einer Kostenteilung und auch zu einer gemeinsamen Kontrolle des Ablaufes kommen sollte. Es wurde dies auch die erste wissenschaftliche Studie zu dieser Materie im deutschsprachigen Raum überhaupt.

Und um es gleich vorwegzunehmen - diese Untersuchung wurde für den Lehrerstand ein voller Erfolg. Sie hat nämlich ergeben, dass dessen jährliche

Arbeitszeit, selbst unter Berücksichtigung aller Ferienzeiten, nicht nur der damals allgemein üblichen Arbeitszeit entsprach, sondern sogar darüber hinausging.

Das Ergebnis sollte daher auch von den drei den Auftrag gebenden Seiten gemeinsam der Öffentlichkeit präsentiert werden. Dies war im Rahmen einer Pressekonferenz im Blauen Salon des Unterrichtsministeriums vorgesehen. Von den drei Institutionen waren die Unterrichtsministerin Liesl Gehrler, für das Bundeskanzleramt die damalige Vizekanzlerin, Susanne Riess-Passer von der FPÖ, anwesend. Von der Lehrerseite bestand auch der Stellvertreter der Arbeitsgemeinschaft darauf, gemeinsam mit mir daran teilzunehmen. Allerdings hatte gerade er beim Zustandekommen dieser Studie stets vornehme Zurückhaltung gepflogen, da die Idee dafür nämlich nicht von ihm, sondern von mir gekommen war. Er hatte es auch nie verwunden, dass nicht er Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft geworden war, obwohl er ja die größte Lehrergruppe, die Pflichtschullehrer, vertreten hat. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand daher darin, die ARGE der Lehrer, wo immer er auch konnte, zu torpedieren. Nun aber wollte er sich natürlich wieder einmal in der Öffentlichkeit wichtigmachen.

Die attraktive Vizekanzlerin, die stets perfekt gestylt ihre Auftritte zu absolvieren pflegte, hatte in den Medien den bezeichnenden Namen „Königskobra“. Sie war nämlich die vollstreckende Hand des Parteichefs Jörg Haider. Sie wurde von ihm immer wieder mit der garstigen Aufgabe betraut, wenn es galt, einen unliebsam gewordenen Mandatar aus den eigenen Reihen politisch zu killen.

Nun hatten wir natürlich als Auftraggeber der Studie vernünftigerweise vereinbart, uns für dieses wichtige Ereignis der Präsentation vor deren Beginn ein wenig abzusprechen. Dabei sollte festgelegt werden, welche Schwerpunkte und Aussagen über die Ergebnisse dieser aufwendigen und auch teuren wissenschaftlichen Untersuchung den Medien kundgetan werden sollten.

Riess-Passer trudelte, wie immer top gestylt und auch wie stets äußerst knapp zu diesem Termin mit Liesl Gehrler, meinem Kollegen von den Pflichtschullehrern und mir ein. Die Vorbesprechung sollte im Nebenraum des

Blauen Salons stattfinden. Es kam aber leider zu keinem Vorgespräch und auch zu keiner Absprache über die einzelnen Statements, die wir geben sollten.

Denn die Königskobra musste nämlich zuerst ihr äußeres Erscheinungsbild einer eingehenden Kontrolle unterziehen. Dabei bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, dass ihre Strumpfhose mit einer riesigen Laufmasche verziert war. Dies war natürlich eine furchtbare Katastrophe. Die Vizekanzerin war außer sich und wollte partout nicht in diesem Zustand zur Pressekonferenz erscheinen. Liesl Gehrer versuchte, sie mit mühsam gespielter weiblicher Solidarität ob dieses schrecklichen Missgeschicks, welches die ganze Republik geradezu in ihren Grundfesten erschütterte, zu beruhigen. Leider hatte die berühmte und gefürchtete Königskobra auch kein entsprechendes Reservekleidungsstück dabei, denn Weitsicht hat sie und ihre Parteifreunde nie ausgezeichnet. Die in einjähriger, mühevoller Arbeit erstellte wissenschaftliche Erhebung über die Lehrerarbeitszeit und deren Präsentation waren nun zur absoluten Nebensache geworden.

Es musste vielmehr auf der Stelle eine neue Strumpfhose her. Liesl Gehrer wurde befragt, ob sie denn wisse, wo man hier sehr schnell eine Strumpfhose besorgen könne. Allerdings befand sich in unmittelbarer Nähe des Ministeriums alles Mögliche an Lokalitäten, aber keine Geschäfte, die Strumpfhosen feilboten. Sekretärinnen wurden dazu sehr aufgeregt um ihren wertvollen Rat befragt, und schließlich wurde dem Fahrer der echauffierten Vizekanzerin befohlen, rasch eine entsprechende Strumpfhose zu besorgen. Dieser enteilte nach einem längeren Palaver über die Größe, Beschaffenheit und Farbe des so wichtigen Beinkleides in Begleitung eines Amtsdieners des Hauses, um diesen wichtigen Auftrag auszuführen. Sie begaben sich gemeinsam in Richtung des nächstgelegenen einschlägigen Ladens auf die Jagd nach einer Strumpfhose. Dabei merkte man es den beiden Herrn sichtlich an, dass sie mit diesem delikaten Auftrag alles andere als ihre Freude hatten.

Sie kehrten jedoch sehr bald erfolgreich mit dem begehrten Gegenstand zurück, wurden aber sofort gerügt, da dieser leider nicht die genau beschriebene Farbe aufwies. Trotzdem zog sich die Vizekanzerin nun endlich zurück, um diese neue Strumpfhose anzuziehen. Die Pressekonferenz begann

dann auch endlich, allerdings mit einer gehörigen Verspätung. Für die vereinbarte Absprache war allerdings, wegen der turbulenten Strumpfhosenaffäre keine Zeit geblieben.

Bei der nun stattfindenden Präsentation habe ich außerdem entschieden darauf bestehen müssen, neben der Unterrichtsministerin zu sitzen, was allerdings auch mein Herr Kollege von den Pflichtschulen sehr gerne für sich beansprucht hätte. Er musste sich, sichtlich beleidigt, an die Seite der nunmehr wieder „bestrumpften“ Vizekanzlerin gesellen. Zu dieser hat er auch sehr gut gepasst. Dr. Susanne Riess-Passer konnte natürlich, so wie er, zum Inhalt der Präsentation reichlich wenig beitragen, da die Vorbesprechung ja nicht stattgefunden hatte. Den Hauptpart der Präsentation unserer wichtigen Untersuchung bestritten daher Liesl Gehrler und ich.

Die von uns in Auftrag gegebene Untersuchung war, wie bereits gesagt, trotz dieser schwerwiegenden Strumpfhosenaffäre ein voller Erfolg. Sie trug nämlich dazu bei, dass uns für viele Jahre diese stereotype Floskel, dass nämlich die Lehrerinnen und Lehrer zu wenig arbeiteten, aber dafür viel zu gut bezahlt wären, nicht mehr in der bisherigen Intensität in der Öffentlichkeit serviert wurde.

Wie man am besten Wahlen verliert

An der Wahlniederlage Wolfgang Schüssels hatte seine Haltung zur Bildungspolitik einen nicht geringen Anteil. Er hatte dieses Thema nie sehr hoch eingeschätzt, sein vorrangiges Interesse auf diesem Gebiet galt der dualen Lehre, ihrer sinkenden Attraktivität und dem Mangel an geeigneten Lehrlingen. Ansonsten wurde, wie in den meisten anderen Ressorts, auch im Bildungsbereich ein stringenter Sparkurs gefahren. So lehnte der Kanzler eine Senkung der gesetzlichen Klassenschülerhöchstzahlen aus Kostengründen kategorisch ab.

Wir allerdings wollten die Ministerin davon überzeugen, dass die von der Opposition und auch von uns geforderte Höchstzahl von 25 Schülerinnen und Schülern pro Klasse gar keine Mehrbelastung für das Budget darstellt. Sie

war nämlich wegen des allgemeinen Rückganges der Schülerzahlen ohnehin bereits Realität geworden. Dort aber, wo dies aus Raum- und Lehrermangel noch nicht der Fall sein konnte, galten nach wie vor gesetzliche Ausnahmeregelungen. Unsere Vorschläge wurden aber mit der Bemerkung *„Der Wolfgang“* - gemeint war der Kanzler - *„will das nicht.“* abgetan.

Wir hatten allerdings mit der Einschätzung der allgemeinen Stimmung bei der Wählerschaft leider Recht. Später gaben dies sogar auch enge Mitarbeiter der Ministerin zu, dass nämlich die Verwendung der Zauberformel „25 Schülerinnen und Schüler pro Klasse sind genug“ den politischen Mitbewerbern viel Wind aus den Segeln genommen und deren knappe Mehrheit bei der Nationalratswahl verhindert hätte. So aber hat man Alfred Gusenbauer völlig überraschend das Tor zum Bundeskanzleramt geöffnet.

Leider wurde auch uns, der Lehrervertretung, eine Mitschuld an dieser Niederlage gegeben. Angeblich deshalb, weil wir die gute Bildungspolitik der Regierung Schüssel nicht genug unterstützt hätten. Es war allerdings schade, dass eine doch viele Jahre hindurch gute Zusammenarbeit im Missionen ende. Die eigentliche Ursache aber lag darin, dass Liesl Gehringer die bedingungslose Loyalität gegenüber dem Regierungschef höher stellte als ihre eigene Kompetenz und Verantwortung als Ressortchefin.

Einer der engsten Ministerberater aber, er war leider Nachfolger von Peter Mahringer und an dem Debakel daher selbst beteiligt, hat ungeniert versucht, sich nach der Wahlniederlage ohne Skrupel auch der neuen, sozialistischen Ministerin als Generalsekretär an den Hals zu werfen. Er hat dies offensichtlich mit Hinweis auf seine Expertise als „erfolgreicher“ Berater von Elisabeth Gehringer getan. Auf seine segensreichen Dienste wurde allerdings verzichtet. Leider war die Klassenschülerhöchstzahl nicht das einzige Beispiel für eine im Bildungsbereich sehr wenig weitblickende Politik sowie eines falschen Sparens. Der groteske Vorwurf an uns als christliche Lehrerstandesvertreter war der, wir hätten diese Politik, die natürlich gegen die Interessen der eigenen Lehrerschaft gerichtet war, zu wenig mitgetragen. Verschlechterungen für den eigenen Berufsstand als Standesvertretung zu billigen oder gar zu unterstützen, war aber ein groteskes Verlangen. Unsere Aufgabe und die

jeder beruflichen Standesvertretung bestand und besteht doch vielmehr darin, für die Kollegenschaft materielle Verbesserungen zu erkämpfen. Sie hat aber auch den Auftrag, für optimale pädagogische Rahmenbedingungen und die langfristige Sicherung der Arbeitsplätze einzutreten.

So war es daher zum Beispiel für uns selbstverständlich, dass wir einen sehr gut vorbereiteten und zukunftssträchtigen Schulversuch der Schule der Caritas in der Wiener Seegasse unterstützt haben. Noch dazu in jenem Gebäude, in dem der Priester und Wissenschaftler Prof. Dr. Johannes Messner, der Vater der Naturrechtslehre, gewirkt hat.

Doch zurück zur Schulpolitik. Im Vertrauen darauf, dass dieser weitblickende Schulversuchs Antrag zur Errichtung einer Höheren Lehranstalt für medizinische Pflegeberufe vom Unterrichtsministerium routinemäßig bewilligt wird, waren aus der großen Zahl der Bewerbungen – der Andrang war nämlich sehr groß – die besten 36 aufgenommen worden und der Schulbetrieb nach einem hervorragend gestalteten Lehrplan bereits angelaufen war. Doch während des schon laufenden Betriebes kam die Weisung aus dem Ministerium, dass der Betrieb sofort einzustellen ist, da es keine Bewilligung für diesen Versuch gebe und geben würde. Allerdings gab es sehr wohl für Schulversuche anderer, oft sonderbarster Art, Bewilligungen. Dem engagierten Direktor wurde sogar mit rechtlichen Konsequenzen gedroht, die wir allerdings abwenden konnten. Der Unmut unter der betroffenen Elternschaft, den jungen Bewerberinnen und Bewerbern sowie den Lehrerinnen und Lehrern war verständlicherweise sehr groß, auch die Wellen in den Medien gingen hoch. Trotz allem blieb die Untersagung bestehen.

Der Hintergrund war auch hier ein engstirnig finanzieller. Es ging nicht so sehr um die Kosten für diese neue Schulklasse, sondern um die befürchteten personellen Folgekosten, wenn die Ausbildung dieser Berufssparte auf Maturaniveau angehoben werden sollte. Es ging also politisch um die generelle Kostenfrage im Sozialbereich, und hier blieb Kanzler Schüssel unnachgiebig. Allerdings wurde ihm bei der Wahl dann auch die Rechnung von der Wählerschaft präsentiert.

Ein Treppenwitz der Bildungsgeschichte wollte es aber, dass zwanzig Jahre später von einer ebenfalls von einem ÖVP-Kanzler geführten Regierung angesichts der notwendigen personellen Erfordernisse im Pflegebereich an mehreren Standorten solche Höhere Schulen gegründet wurden. Es sind dies Lehranstalten wie jene in der Seegasse, die damals leider sofort und kurzfristig wieder zugesperrt wurde. Nun aber werden sie als großartige Innovation, leider zwanzig Jahre zu spät, gefeiert und gepriesen.

Als Standort dieser Höheren Lehranstalt für Pflegeberufe in Niederösterreich wurde allerdings kurioserweise die Klause Gaming gewählt, ein Standort, der sich vor allem durch das Fehlen von größeren Krankenhaus- und Pflegeeinrichtungen vor Ort auszeichnet. Einrichtungen, die natürlich für die fachpraktische Ausbildung der Studentenschaft dieses Zweiges unentbehrlich sind.

Man sieht daran, dass man hinsichtlich des bildungspolitischen Weitblickes leider durchaus traditionsbewusst geblieben ist.

Herbert von Karajan als Schirmherr

Um die jeweiligen Nachfolgerinnen und Nachfolger in meinen nicht gerade wenigen Funktionen in Gewerkschaft, Personalvertretung, internationalen Gremien sowie als Schuldirektor habe ich mich stets besonders gekümmert. Denn es war mir nicht egal, wie es in all diesen wichtigen Einrichtungen, in die ich viel Energie und Engagement investiert hatte, nach mir weitergehen sollte. Ich habe mich daher stets zeitgerecht nach geeigneten Nachfolgern umgesehen und war auch in den meisten Fällen erfolgreich. Auch habe ich mich sehr bemüht, meinen Nachfolgern den Start durch Beratung und die Weitergabe von Erfahrungen, aber auch von nützlichen Kontakten möglichst leicht zu machen. Die meisten haben dies auch gerne angenommen und waren daher auch sehr erfolgreich. Eines habe ich mir aber nie erwartet, nämlich Dankbarkeit. Diese ist nämlich weder in der Politik eine Kategorie noch in unserer vom Egoismus geprägten Gesellschaft. Bis auf wenige Ausnahmen waren aber meine Nachfolger loyal, ja viele sogar dankbar.

Mein Nachfolger, Mag. Roland Gangl, hat es daher auch nicht negativ aufgefasst, dass er in den Medien als mein „Ziehsohn“ apostrophiert wurde. Obwohl zugegebenermaßen das Verhältnis zwischen jenen, die abtreten, und ihren Nachfolgern immer einen heiklen Balanceakt darstellt. Denn wer will schon gleichsam am Gängelband seines Vorgängers geführt werden?

Ich hatte also bei meinen Nachfolgern durchaus Glück. So hat mich mein Nachfolger in der Personalvertretung, Jürgen Rainer, sogar darin bestärkt, nicht den erstmöglichen Ruhestandstermin zu nützen, um für ihn den Weg freizumachen, sondern er hat mich animiert, den letztmöglichen Termin zu wählen.

Es war wieder einmal ein Gespräch mit Ministerin Gehrler, welches wie stets sehr direkt und dennoch sehr freundschaftlich verlief. Dabei hat ihr ein Sektionsleiter kundgetan, dass er die Vorarbeiten zur Schaffung der neuen Pädagogischen Hochschulen nicht mehr übernehmen kann und möchte, da er demnächst in den Ruhestand gehen wird. Liesl Gehrler war darüber natürlich nicht erfreut und räsionierte laut und vernehmlich, was denn das für eine Einstellung und für eine Verantwortung sei, wenn sie von allen allein und im Stich gelassen werde.

Ich selbst stand ein halbes Jahr vor meiner vom Gesetz vorgeschriebenen Ruhestandsversetzung. Ich schloss mich daher gleich den Worten des Sektionschefs an. Aber um die Ehre der Beamtschaft zu retten, machte ich sie besonders darauf aufmerksam, dass auch ich sie laut Gesetzesauftrag durch meine Ruhestandsversetzung verlassen muss. Etwas provokant fügte ich noch hinzu, dass ich durchaus gerne noch mit ihr weiter zusammenarbeiten würde. Aber das Gesetz sieht das halt so vor.

Sie stieß ein ungnädiges „*Aha, also du auch!*“ hervor. Ehe sie sich aber über meine Meldung noch weiter alterieren konnte, meinte einer der leitenden Beamten spontan: „*Ja, aber da könnte man ihn doch um ein Jahr verlängern!*“

Nach einer kurzen Nachdenkpause stellte die Ministerin, noch immer etwas indigniert, fest: „*Da muss ich aber in den Ministerrat gehen und einen Beschluss begründen, das ist mir zu umständlich.*“

Besagter Beamter meinte aber sichtlich bemüht, nicht belehrend zu wirken, dass solche Verlängerungen seit einigen Monaten in der Kompetenz der Ressortchefs lägen und daher kein Ministerratsbeschluss mehr notwendig sei.

Die Ministerin meinte, nun schon etwas besser gelaunt und auf mich blickend: *„Ja, wenn das so ist und Du ein Jahr anhängen willst, ich hätte das auch gern, denn ich will mich nicht auch noch bei der Lehrgewerkschaft an einen Neuen gewöhnen müssen.“*

Wer aber glaubt, dass damit die Angelegenheit abgeschlossen war, der kannte Liesl Gehrer schlecht. Sie fügte nämlich mit ernsthafter Miene hinzu: *„Aber das letzte Wort über die Verlängerung hat deine Frau und nicht wir zwei!“*

Auf die fragenden Blicke der Runde fügte sie aufklärend und mit dem ihr eigenen Charme hinzu: *„Ist doch klar, wenn ihn in diesem Jahr der Verlängerung ein Herzkasperl – also ein Herzinfarkt – holt, dann möchte ich nicht die Vorwürfe seiner Frau bekommen.“*

Der Zufall wollte es, dass ich wenige Tage später als Vorstandsmitglied der „Österreichisch-Deutschen Kulturgesellschaft“ in Berlin zu einem Empfang beim deutschen Bundespräsidenten eingeladen war. Meine Frau Christa hat mich dabei begleitet. Anschließend an den Empfang im Schloss Bellevue fand auch in der neu errichteten Österreichischen Botschaft noch eine Abendveranstaltung statt, während der auch eine Büste Herbert von Karajans enthüllt werden sollte. Österreichs Botschafter war damals Dr. Markus Lutterotti, den ich schon an mehreren anderen Auslandsmissionen kennen und schätzen gelernt hatte. Dabei entdeckte ich die Ministerin Geher, die ebenfalls dienstlich in der deutschen Hauptstadt weilte und die feierliche Enthüllung der Karajan-Büste vornahm.

Wir waren beide überrascht über dieses ungeplante Zusammentreffen. Beim anschließenden Umtrunk erblickte Liesl Gehrer meine Frau Christa und wurde sofort von ihr mit den Worten: *„Frau Skala, ich muss was mit Ihnen besprechen!“* in Beschlag genommen.

Die Ministerin informierte meine Christa über die beabsichtigte Verlängerung, von der sie natürlich schon von mir gewusst hatte. Sie hatte allerdings, verständnisvoll wie stets, nichts dagegen einzuwenden.

Mit Rotwein aus den Beständen der Botschaft wurde diese Übereinkunft unter den gütigen Blicken der Büste des Herrn von Karajan zwischen uns dreien besiegelt.

Aus diesem Ehrenjahr wurden dank meines Vorrückungstichtages sogar noch eineinhalb Jahre, die ich aber keineswegs bereut habe.

Ministerin Gehrler war allerdings später die Mühe eines Beschlusses des Ministerrats für meine Person doch nicht zu groß. Denn sie hat für mich im Ministerrat sogar den Antrag auf Verleihung der - doch sehr selten ausgesprochenen - Ehrung des „Dankes und Anerkennung der Bundesregierung“ anlässlich meiner Ruhestandsversetzung gestellt.

Über diesen Beweis ihrer Wertschätzung habe ich mich daher auch ehrlich gefreut.

Leider nicht lernfähig

Bereits geraume Zeit im Ruhestand befindlich, habe ich im Einvernehmen mit meinem Nachfolger, Roland Gangl, die österreichischen Positionen in internationalen Gremien noch weiter wahrgenommen, diese aber Schritt für Schritt an ihn übergeben.

Eines Tages erhielt ich allerdings überraschend von meinem Nachfolger als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Lehrerinnen und Lehrer in der GÖD, Paul Kimberger, einen Anruf. Er teilte mir mit, dass wiederum der vom US Präsidenten Obama ins Leben gerufene „Summit for Education“, ein jährlich stattfindendes weltweites Treffen der Bildungsminister, gemeinsam mit den Lehrgewerkschaften stattfindet. Dazu hatte er mich als Vertreter Österreichs gemeldet. Meinen Einwand, dass diese Aufgabe doch dem aktiven Vorsitzenden zukomme, entkräftete er mit zwei Argumenten. Erstens hätte ich international die meiste Erfahrung und zweitens würde es ihm durchaus

genügen, mit dieser Ministerin Tag für Tag in Österreich unerquickliche Gespräche führen zu müssen. Also wolle er sich dies nicht auch noch in Berlin antun. Das erste Argument ließ ich nicht gelten, dem zweiten konnte ich mich aber doch verständnisvollerweise nicht ganz verschließen. Ich sagte also zu, die Lehrerschaft Österreichs gemeinsam mit der Ministerin beim „Weltbildungsgipfel“ in Berlin zu vertreten. Natürlich in erster Linie aus Loyalität und Kollegialität, aber ein wenig auch, das gebe ich zu, weil halt alte „Zirkuspferde“ wie ich nun einmal das Tanzen nicht lassen können.

Unterrichtsministerin war zu dieser Zeit Gabriele Heinisch-Hosek, eine Hauptschullehrerin aus dem Bezirk Baden, die sich politisch in der SPÖ vor allem für Belange der Frauen engagiert hat. Ich kannte sie bislang nur aus den Medien.

Nun erwartete ich, dass seitens des Ministeriums mit mir als Delegationsteilnehmer doch Kontakt aufgenommen wird, um eventuell eine gemeinsame Linie auf dem internationalen Parkett abzusprechen.

Erst zwei Tage vor dem Abflug nach Berlin meldete sich dann doch noch das Ministerbüro telefonisch mit der Anfrage bei mir, ob ich in der Angelegenheit Bildungsgipfel in Berlin zu einem Vorgespräch mit der Ministerin bereit wäre. Natürlich habe ich zugesagt. Ich wurde von einem sehr sympathischen Ministerialrat empfangen, der sehr angetan war, dass ich ihm über die Entstehungsgeschichte und den Ablauf dieser Veranstaltung Insiderinformationen geben konnte, die er natürlich nicht hatte. Selbstverständlich gehörte er der Partei der Ministerin an, was mich aber keineswegs störte. Ich war nämlich als erfahrener Gewerkschafter parteiübergreifende Zusammenarbeit durchaus gewohnt. Noch mehr erfreut war er aber, dass ich es für sinnvoll erachtete, doch als österreichische Delegation gemeinsam aufzutreten und zu argumentieren. Ich jedenfalls sei es immer gewöhnt gewesen, etwaige Differenzen im Lande auszutragen, aber nicht auf internationaler Ebene, wie dies leider von mancher Seite sehr zum Nachteil unserer Heimat oft getan worden ist.

Auch die Ministerin hat nach einiger Zeit ihr Misstrauen mir gegenüber, als politisch Andersgläubigem, ein wenig zurückgenommen und unterbreitete

mir die Themen, die sie aus österreichischer Sicht in Berlin ansprechen wollte.

Es war dies die neue Lehrerinnen- und Lehrerausbildung an Pädagogischen Hochschulen, eine bildungspolitische Innovation, auf die sie genauer eingehen wolle. Da ich als langjähriger Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Pädagogen in der GÖD diese Forderung der Pflichtschullehrerschaft mitgetragen hatte, konnte ich ihr dabei meine ungeteilte Unterstützung zusichern, was sie sichtlich erleichterte. Beim zweiten Punkt war ich allerdings nicht ihrer Meinung. Sie wollte nämlich die Aktion „Teach for Austria“ als positives Rekrutierungsinstrument für den Lehrberuf lobend hervorheben. Es war dies eine Aktion, die von der Idee „Teach for my country“ in den USA abgeschaut worden war. Es handelte sich um eine schwache und späte Kopie des unter Präsident John F. Kennedy gegründeten und erfolgreichen „Peace Corps“. Diese neue Aktion sahen wir als Lehrervertretung in unseren europäischen Gremien aber zusehend kritisch, denn diese ursprünglich positiv gemeinte Idee wurde leider auch missbraucht. Sie sah nämlich vor, dass junge Menschen, die einen Universitätsabschluss erreichen konnten, sich für ein oder zwei Semester vor allem an Problemschulen in Gebieten mit sogenannter bildungsferner Bevölkerung als Lehrerinnen und Lehrer zur Verfügung stellen. Damit leisteten sie einen freiwilligen sozialen Beitrag an der US-Gesellschaft, daher auch der patriotische Name dieser Aktion.

Die US-Lehrergewerkschaften betrachteten dies aber zunehmend kritisch, da sie die von ihnen stets geforderte und angestrebte Professionalisierung des Lehrberufes gefährdet sahen. Denn diese jungen Menschen gingen dieser kurzfristigen Lehrtätigkeit mit nur geringer oder meist überhaupt keiner pädagogischen Ausbildung als Quereinsteiger nach. Allerdings wurde die Teilnahme an dieser Aktion im Curriculum für den weiteren beruflichen Aufstieg zunehmend als Nachweis ihrer damit praktizierten sozialen Kompetenz verwendet. Das war jedoch nicht die ursprüngliche Intention dieser Aktion. Es war vielmehr ein typisches Beispiel für die scheinheilige Tradition in den USA, die eklatante Armut der unteren Schichten der Gesellschaft mit solchen

gönnerhaften, caritativ-patriotischen Aktivitäten zuzudecken. Obendrein relativierten sie mit dieser Aktion von kurzzeitigen „Hobby-Pädagogen“ die Notwendigkeit einer umfassenden und professionellen pädagogischen Ausbildung des Berufsstandes, für welche die Lehrgewerkschaften weltweit stets eintreten.

Ich habe daher abgeraten, dieses Thema in Berlin anzusprechen, sondern vielmehr ein weit wichtigeres und aktuelleres, nämlich die Notwendigkeit von gezielter Finanzbildung auf breiter Basis als „Financial literacy“ einzubringen. Ein Thema, welches seitens der Wirtschaftspädagogik immer wieder versucht wurde, über die dafür spezialisierten berufsbildenden Schulen hinausgehend zu institutionalisieren. Dies wurde aber kurzsichtigerweise verworfen. Leider hat man über diese Notwendigkeit bis heute lediglich diskutiert. Wahrscheinlich wird die Umsetzung als großartige Innovation erst dann erfolgen, wenn dies in Nachbarländern bereits erfolgreich praktiziert wird.

Die Ministerin nahm daher meine Bedenken etwas erstaunt zur Kenntnis. Allerdings hat es sie nicht davon abgehalten, trotz meiner Warnung über die Aktion „Teach for Austria“ vor dem Kongress in Berlin voll Stolz zu berichten. Während sie für die neue Lehrerinnen- und Lehrerausbildung anerkennenden Applaus erntete, brachte ihr die angepriesene Aktion „Teach for Austria“ mit ihren pädagogischen Quereinsteigern, lautstarken Unmut ein. Heute würde man dieses Missfallen mit dem hässlichen Amerikanismus „Shitstorm“ bezeichnen.

Ich konnte als Mitglied der gemeinsamen Delegation Österreichs, als ich nach ihr zu meinen Ausführungen aus Gewerkschaftssicht aufgefordert wurde, nur versuchen, die aufgebrachten Gemüter und den Unmut mit meiner Wortmeldung doch ein wenig zu beruhigen. Dabei musste ich auch noch meine aufkeimende Schadenfreude bekämpfen, wollte aber auch kein Öl ins Feuer gießen. Ich relativierte nämlich die Aussage der Ministerin ein wenig mit dem Hinweis, dass Österreich bekanntlich über ein hochwertig ausgeprägtes Berufsbildungssystem verfüge. Die Stärke und der Erfolg dieses Schulwesens beständen aber natürlich darin, dass wir sehr praxisorientiert

ausbilden. Dazu aber brauchen wir auch hochqualifizierte Fachkräfte aus Wirtschaft, Industrie und Gewerbe, die diese Praxisausbildung an den Schulen sicherstellen. Diese beruflich erfolgreichen Quereinsteiger, die wir anwerben, erhielten jedoch nach einer kurzen Probezeit eine umfassende pädagogische Ausbildung zusätzlich zu ihrer fachlichen Kompetenz.

Das war zwar nicht das, was die Ministerin gemeint hatte, aber für mich war es eine Frage von Loyalität über Parteigrenzen hinweg, so ein wenig vom unverhohlenen Unmut des Bildungsgipfels über den Beitrag Österreichs abzulenken.

Damit beruhigten sich auch die Gemüter und die Diskussion wendete sich schließlich dem Gebiet der Berufsbildung zu, ein Bereich, in dem Österreich tatsächlich schon immer, ohne überheblich zu sein, zu den Spitzenreitern zählt.

Die Ministerin nahm zwar noch etwas gequält an der anschließenden Abendveranstaltung teil, reiste aber schon am nächsten Tag frühmorgens wieder ab, sodass beim Abschluss des Kongresses nur mehr der Ministerialrat und ich zugegen waren. Das mit mir abgesprochene Schlussstatement für Österreich im Namen der Ministerin aber überließ ich sehr gerne ihm.

Wenige Tage später wurde, für alle überraschend die Regierung umgebildet, und Heinisch-Hosek war von einem Tag zum anderen nicht mehr Ministerin. Boshafte Zungen in der Gewerkschaft meinten etwas hämisch und spöttisch, dass unser gemeinsamer Auftritt in Berlin zum Amtsverlust der Ministerin beigetragen hätte und ich daher an ihrem Abgang beteiligt gewesen sei. Dem habe ich natürlich entschieden widersprochen, da ich ja ganz im Gegenteil die Ministerin sogar unterstützt habe. Denn ein Image als Ministerkiller hatte ich für mein Sozialprestige wirklich nicht nötig.

Allerdings war dieser Auftritt in Berlin für viele Jahre die letzte offizielle sozialpartnerschaftliche Teilnahme Österreichs an diesem weltweiten Bildungskongress, was allerdings Österreichs Schulsystem keineswegs auch nur den

geringsten Schaden zugefügt, sondern vielmehr höchst unnötige Reisekosten erspart hat. Auch für mich war es eine meiner letzten offiziellen internationalen Missionen.

Die allerletzte unternahm ich aber gemeinsam mit meinem Nachfolger Roland Gangl zum darauffolgenden Weltgipfel in Lissabon, bei dem wir Österreich als Pädagogen und Gewerkschafter, aber ohne Teilnehmer des Ministeriums vertreten haben.

Schulpolitik als Tummelplatz selbsternannter Experten

Die Schule, das unerschöpfliche Thema

Meine ersten Gehversuche in einer Schule nicht als Schüler, sondern auf der anderen Seite, auf der Seite der Lehrerschaft, machte ich an der Handelsakademie und Handelsschule in Mödling. Es war und ist dies eine Privatschule, der Schulträger ist der Fonds der Wiener Kaufmannschaft. Da ich meinen Eltern mit meinem Studium nicht über Gebühr zur Last fallen wollte, suchte ich nach einer eigenen Einkommensquelle. Mein Leibbursch² in meiner Studentenverbindung, Dr. Anton Egger, der an dieser Schule in Mödling unterrichtete, gab mir den Tipp, mich doch als kaufmännischer Assistent zu bewerben, da ein solcher Dienstposten gerade frei sei. Die Besoldung für diese Tätigkeit ermöglichte mir dann ein Studium ohne finanziellen Druck.

Bei meinem Vorstellungsgespräch beim zuständigen gestrengen Landes schulinspektor war es auch von Nutzen, dass ich besonders auf mein freiwilliges Engagement als Milizoffizier gehorsam hinweisen konnte. Dazu muss auch gesagt werden, dass damals einem Landesschulinspektor ein Maß an Respekt entgegengebracht wurde, welches bereits an absolutistische Potentaten erinnerte. Mein Herr Landesschulinspektor war begeisterter Reserveoffizier, mit nostalgischer Schwärmerei für die alte k. u. k. Armee. Eine beliebte Zwischenfrage von ihm bei der mündlichen Matura war die Anzahl der Isonzo-Schlachten. Sehr rasch bekam ich daher als Leutnant der Reserve die Zuschrift, dass ich mich zum Dienst in Mödling einzufinden hätte.

² In eine Studentenverbindung des Cartellverbandes wird man zunächst als Fuchs aufgenommen und absolviert damit eine Zeit der Erprobungen und Prüfungen. Als Unterstützung während der Zeit als Fuchs kann man sich einen aktiven Burschen seines besonderen Vertrauens auserwählen, der im Sinne der Lebensfreundschaft Hilfe und Patenschaft auch über die Fuchszeit hinaus als Leibbursch übernimmt.

Von meinem Freund Dr. Anton Egger gut instruiert, betrat ich pünktlich um 7:30 Uhr nach demütigem Anklopfen die Direktionsräumlichkeiten. Dort regierte damals, ein im Bereich des kaufmännischen Schulwesens sehr bekannter Mann, nämlich Dr. Wilhelm Stärz.

Bekannt war er wegen seiner Autorenschaft wichtiger Schulbücher und außerdem war er als Mitglied der Prüfungskommission für das kaufmännische Lehramt sehr gefürchtet. Sein Stil als Schulleiter entsprach dem damals vorherrschenden strikten Glauben an die Obrigkeit, die er als Direktor auch eindeutig verkörperte. Ich wurde von ihm, nachdem ich mich artig vorgestellt hatte, ziemlich kühl mit den Worten empfangen: *„Aha, du bist der neue Assistent. Ja, aber ich hab‘ ja noch gar keinen angefordert!“*

Um aber seine unbestrittene Autorität auch zu beweisen, fügte er gleich hinzu: *„Na, wenn du halt schon da bist, kannst du gleich mit der Arbeit anfangen.“*

Im Befehlston beauftragte er mich, auf dem langen Gang links und rechts der Direktion bis zum Einläuten des Unterrichts auf und ab zu patrouillieren. Zur Erläuterung sagte er, dass dies die gesetzlich vorgeschriebene sehr wichtige Gangaufsicht sei. Es setzte von ihm auch gleich die stichhaltige Begründung. Nämlich, so erklärte er mir, da wir gemischte Klassen hätten und sich unsere Schülerinnen und Schüler in der Pubertät befänden, sei diese Aufsichtspflicht besonders geboten. Sollte man sie nicht wahrnehmen und es passiert vielleicht etwas, dann sei man natürlich persönlich haftbar. Und um es pädagogisch, aber auch besonders anschaulich auszudrücken, fügte er noch wissend hinzu: *„Weißt, a anderer hat das Vergnügen und du musst die Alimente zahlen.“*

Auf dem Gang traf ich zu meiner Überraschung und Freude Dr. Rudolf Gröger – meinen ehemaligen Lehrer – der mich in der Abendmaturaschule erfolgreich auf meine Deutschprüfung vorbereitet hat, nun jedoch in kollegialer pädagogischer Mission.

Nach gewissenhafter und gemeinsamer Gangaufsicht mit meinem ehemaligen Lehrer und auch erleichtert, keine Alimentationsklagen befürchten zu

müssen, durfte ich den Herrn Direktor dann um 8 Uhr in die Maturaklasse begleiten und aus der letzten Bank seinem Volkswirtschaftsunterricht lauschen. Auf dem Weg in die Klasse hat er mich noch wissen lassen: „*Damit du was Gescheites lernst.*“

Als Zeichen meiner nunmehrigen Zugehörigkeit zur lehrenden Kaste durfte ich ihm das riesige Klassenbuch, welches gleichzeitig auch Schülerkatalog mit den höchst geheimen Noten und pädagogischen Aufzeichnungen war, hinterhertragen.

So begann meine pädagogische Tätigkeit, die ich aber lediglich befristet und nur zur Finanzierung meines Studiums ausüben wollte. An eine spätere, hauptberufliche Tätigkeit als Lehrer hatte ich nie gedacht. Aber erstens kommt es wie so oft anders, und zweitens als man denkt.

Zwischen Obrigkeitsglaube und Formlosigkeit

Meine pädagogische Laufbahn begann im Zeitalter des unbedingten Glaubens an eine unfehlbare Obrigkeit. Das war nicht verwunderlich, waren doch ganze Generationen nicht nur kriegsbedingt zu Disziplin, Gehorsam und bedingungsloser Loyalität erzogen worden und daher von grundsätzlicher Widerspruchslosigkeit geprägt. Erst später und sehr zaghaft schlug das obrigkeitstgläubige Pendel in die andere Richtung aus, sehr extrem bis in die Respektlosigkeit und die Formlosigkeit des Benehmens.

Als ich meine ersten Schritte in den Lehrberuf machen durfte, herrschten ungeschriebene, aber trotzdem klar vorgegebene Verhaltensformen im täglichen zwischenmenschlichen Umgang und im Rahmen der beruflichen Hierarchie.

Diese Zeit war auch von heute nicht mehr im Entferntesten denkbaren Bekleidungs Vorschriften bis hin zu vorgeschriebenen Mindestrocklängen und einem Hosenverbot für die Kolleginnen geprägt sowie der Ächtung von Jeans bei den Kollegen.

Neben der Bevormundung, die unsere äußere Erscheinung betraf, wurde uns besonders die Verantwortung eingebläut, die uns mit der Aufsichtspflicht über unsere Schülerinnen und Schüler auferlegt war. So durften diese nie unbeaufsichtigt bleiben, um von ihnen jeden möglichen Schaden abzuwenden. Eigenverantwortlichkeit war damals eine fremde Vokabel.

Die Regelungsmanie ging sogar so weit, dass uns bei der Junglehrausbildung genaueste Regieanweisungen gegeben wurden, wie wir uns als Klassenlehrer zum Beispiel bei einer Inspektion durch die erlauchte Schulaufsicht zu verhalten hätten.

Beim Betreten der Klasse durch den Herrn Inspektor – Inspektorinnen gab es damals keine – hatte die Lehrkraft die Klasse unverzüglich aufzufordern, sich möglichst geräuschlos und rasch zu erheben, sodann still zu stehen, während die Lehrkraft dem Inspektionsorgan „freudig lächelnd“ entgegenzugehen hatte, um dessen Begrüßung gnädig entgegenzunehmen. Hierauf war dem Inspektor ein Platz in der letzten Bank anzubieten, das Klassenbuch und die schriftliche Stundenvorbereitung zu überreichen sowie darüber zu informieren, bei welchem Lehrstoff man angelangt war. Nach seiner Aufforderung war dann mit dem Unterricht fortzufahren.

Natürlich hat es auch unter der Lehrerschaft schon immer Schlawiner gegeben, wie jenen, der einmal die Vorschriftenflut akribisch und wortwörtlich ausgelegt hat.

Als nämlich der Inspektor, es war jedoch nicht meiner, die Klasse betrat, eilte ihm dieser eigenwillige Lehrer, allerdings nicht freudig lächelnd, sondern mit schmerzverzerrtem Gesicht und den Worten entgegen: *„Gott sei Dank, dass Sie hier sind, mir ist furchtbar übel und ich wollte schon die Klasse verlassen, aber ich darf doch die Klasse nicht allein lassen! Aber nun sind ja Sie hier! Gott sei Dank!“*

Mit allen Anzeichen hochsteigender Übelkeit enteilte er darauf in Richtung des WC.

Der Inspektor ließ, verwirrt und irritiert, die Klasse niedersetzen und begann nolens volens sich mit der Klasse pädagogisch zu beschäftigen, in der Hoffnung, dass der erkrankte Lehrer nach dem Aufsuchen der Toilette bald wieder zurückkehren werde. Er wartete aber vergebens, denn der Lehrer kam

nicht und der Inspektor wagte es auch nicht, die Klasse vor dem Einläuten der Pause wegen der von ihm so vehement vertretenen Aufsichtspflicht zu verlassen.

Als der Inspektor nach seiner unfreiwilligen Unterrichtsstunde das Lehrerzimmer betrat, kam ihm besagter Lehrer, diesmal freudig lächelnd entgegen und meinte treuherzig: *„Vielen Dank, Herr Hofrat, dass Sie mich gerettet haben, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie schlecht mir war, aber jetzt ist mir schon viel leichter.“*

Wie es mit der Laufbahn dieses tüchtigen Lehrers weiterging, ist allerdings nicht überliefert.

Bart oder nicht Bart, das ist hier die Frage

Diese Bevormundung und Gängelung bis in den persönlichen Bereich hätte meiner gesamten beruflichen Laufbahn beinahe eine völlig andere Richtung gegeben.

Es war nach einer mehrwöchigen Ferienfahrt gemeinsam mit den Familien Dr. Egger und mit Dr. Stefan und Dr. Sigrid-Maria Größing, sie sollte später als Historikerin eine erfolgreiche Autorin vor allem über das Haus Habsburg werden, quer durch Spanien. Es war dies damals das Spanien am Ende der Franco-Ära und dem erst zaghaft beginnenden Tourismus. Wir fanden daher ein noch sehr naturbelassenes Spanien vor und verlebten höchst interessante Tage. Da wir stets auf Achse waren und aus Kostengründen auch sehr oft Campingplätze nutzten, ließ ich aus praktischen Gründen, aber auch aus Bequemlichkeit, meinen Bart sprießen. Gegen Ende unserer Reise war dann mein Gesicht von einem durchaus ansehnlichen Haargestrüpp verziert, welches ich ein wenig nach dem Vorbild des damals noch im Schwarz-Weiß-Fernsehen sehr beliebten Verhaltensforschers Prof. Otto König vom Wilhelminenberg zurechtgestutzt hatte.

Die komplette Glattrasur habe ich auf den Schulbeginn verschoben. Wahrscheinlich war es jugendlicher Übermut, der mich veranlasste, diese Barttracht auch noch in der ersten Schulwoche unberührt zu lassen. Sehr zum

Erstaunen der Kollegenschaft, aber noch mehr zum Gaudium meiner Schülerinnen und Schüler.

Weiß der Teufel, was auch immer meinen Herrn Landeschulinspektor geritten haben mag, dass er ausgerechnet in dieser Woche auf Inspektion hat kommen müssen. Als er unangekündigt das Klassenzimmer betrat, in dem ich unterrichtete, prallte er bei meinem ungewohnten Anblick geradezu entsetzt zurück, obwohl ich ihm freudig lächelnd, wie vorgeschrieben, entgegen-eilte.

Nach einigem Zögern meinte er höchst indigniert: *„Was soll denn das da im Gesicht? Das sieht ja aus wie der Balbo!“*

Dabei fuhr er sich mit seiner Hand über sein natürlich tadellos rasiertes Kinn. Sichtlich ungehalten und grantig setzte er sich in die letzte Bank, lauschte aber nur kurze Zeit meinem Unterricht und entschwand mit der unheilverkündenden Bemerkung: *„Wir sehen uns gleich anschließend in der Direktion!“* Dabei strich er wieder vielsagend über sein glattes Kinn.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, erklang der vereinigte Schülerchor: *„Werden Sie sich jetzt rasieren, Herr Professor?“*

Nun war es natürlich klar für mich, dass an die geplante Rasur nicht mehr zu denken war, denn dann hätte ich im wahrsten Sinne des Wortes vor meinen Schülerinnen und Schülern nicht nur meinen Bart, sondern auch mein Gesicht verloren.

Ich war allerdings über dieses zutiefst unpädagogische Verhalten des Inspektors, der mich vor versammelter Klasse bloßgestellt hatte, so erbost, dass ich mich sofort nach der Stunde zur Schreibmaschine im Konferenzzimmer setzte und mein Kündigungsschreiben zu tippen begann. Ich war nämlich neben meiner Lehrtätigkeit auch noch Mitarbeiter in einer Wirtschaftstreuhandkanzlei, sodass ich auf die eher bescheidene Lehrerbesoldung durchaus verzichten konnte und unabhängig war. Ich habe mich auch später nie in die Abhängigkeit eines einzigen Berufes begeben, um meine Freiheit nicht einzugrenzen.

Mein Direktor blickte mir aber über die Schulter, als ich meine Kündigung zu schreiben begann, und hinderte mich schließlich am Weiterschreiben. Er

meinte nur kurz und bestimmt: *„Den Gefallen wirst du ihm doch nicht machen. Du sagst bei der Besprechung kein Wort. Überlass alles mir!“*

Bei der anschließenden Besprechung begann der Inspektor wieder mit dem Vergleich mit Balbo, was mich veranlasste, mein Schweigeversprechen zu brechen. Ich verbat mir nämlich sehr energisch und auch im Bewusstsein meiner beruflichen Unabhängigkeit, dass ich von meiner vorgesetzten Behörde ausgerechnet mit dem faschistischen Luftmarschall Mussolinis, Italo Balbo, verglichen wurde. Dies verblüffte den Inspektor sichtlich, denn dass ich den Namen Balbo zuordnen konnte, hatte er anscheinend nicht erwartet. Er meinte daher nur: *„Den Balbo nehme ich zurück!“*

Ich antwortete: *„Herr Hofrat, dass Sie Balbos Bart zurücknehmen, nehme ich zur Kenntnis. Meinen Bart aber nehme ich nicht zurück.“*

Sofort fuhr mein Direktor dazwischen und beendete den aufflammenden Disput mit den Worten: *„Damit ist doch alles geklärt!“* Dabei schob er mich mit sanfter Gewalt ganz einfach zur Tür hinaus.

Das Ergebnis war, dass ich noch viele Jahre lang einen Bart trug, schließlich als Lehrperson in den Ruhestand ging und gleich zwei Kollegen an der Schule meinem modischen Beispiel einer Bartracht unmittelbar folgten.

Die Evolution von Schultypen

Vor allem die berufsbildenden Schulen zeigen am besten, mit welchen evolutionären Entwicklungen Bildungseinrichtungen, ob sie es wollen oder auch nicht, stets konfrontiert sind. Wie sie sich an die Veränderungen in Gesellschaft, Technik und Wissenschaft anpassen müssen oder ganz einfach untergehen. Dies ist je nach Sparte allerdings notgedrungen in der Berufsbildung höchst unterschiedlich.

Betrachten wir zunächst die Technischen Lehranstalten. Sie sind das stabilste Element in diesem Segment, da sie allein durch den technischen Fortschritt kontinuierlich und gezwungenermaßen einer evolutionären Veränderung ausgesetzt sind. Dies hat ihnen notgedrungen, ob es den Schulbehörden passte oder auch nicht, eine weitgehende Autonomie verschafft, sowohl die Lehrinhalte, aber auch die Personalrekrutierung betreffend.

Dies wurde jeweils mittels Rahmenlehrplänen, die dem jeweiligen Stand der technischen Praxis Entwicklungsraum gaben, vernünftigerweise auch rechtlich sichergestellt, ebenso die Einbindung der Schulleitungen bei Lehreranstellungen. Diese Schulen haben sich daher allen Widrigkeiten trotzend, ja selbst nach der Etablierung der Fachhochschulen zu Selbstläufern mit stets positivem Schülerzustrom entwickelt. Gleiches trifft auf die Tourismusschulen mit ihrer ähnlichen Praxisorientiertheit zu, gleichgültig, ob sie gerade Hotelfachschulen, Lehranstalten für Fremdenverkehrsberufe oder Tourismusschulen genannt worden sind.

Leider hat sich die Entwicklung der Handelsakademien und der Handelsschulen völlig anders gestaltet. Bei keinem anderen Typus hat sich der alte Spruch „Wer rastet, der rostet!“ so dramatisch verwirklicht wie bei diesem.

Ich habe diese Entwicklung, die halbherzig versuchten Anpassungen und vor allem die sträflichen Versäumnisse der Ministerialbürokratie, selbst jahrzehntelang aktiv in der Schule stehend, miterleben müssen. Wenn ich sie nun bewusst sehr vereinfachend, überzeichnet und komprimiert Revue passieren lasse, so zeichnet dies dennoch ein reales Bild einer Entwicklung voller verspielter Chancen wieder.

Als ich meine Arbeit an einer Handelsakademie, allerdings noch als Assistent, begann, wurde diese Schule „Handelslehranstalt des Fonds der Wiener Kaufmannschaft“ genannt. Ein Schwerpunkt des Lehrplanes war dem kaufmännischen Rechnen gewidmet. Die Schüler wurden vor allem im Kopfrechnen und in der Anwendung von Rechenvorteilen gedrillt. Dies hat ihnen zweifellos ein gutes Einschätzungsvermögen von Zahlenmaterial vermittelt. Ebenso wurden sie natürlich im Gegenstand Buchhaltung und Bilanzlehre, im Kontieren und dem Verbuchen, bereits schon damals im fortschrittlichen „Durchschreibe-System“, mit Kohlepapier, unterwiesen.

Die einzigen mechanischen Geräte waren die Schreibmaschinen in einem eigenen Saal. Auf diesen mechanischen Schreibwerkzeugen, es waren tatsächlich „Maschinen“, wurden die Schüler, wie auf Schlagzeuge eindreschend, auf Rhythmus und vor allem auf Schnelligkeit trainiert. Die ersten

elektrischen Schreibmaschinen fanden erst viel später lediglich an besonderen Standorten und in wenigen, gesondert ausgestatteten Übungsbüros Einzug.

Rechenhilfen aller Art waren im Unterricht verpönt. Die Massenproduktion von elektronischen Taschenrechnern hat dann allerdings diese Schulen genauso überrascht wie die Erfindung handlicher Diktiergeräte. Dies machte plötzlich liebgewordene Lehrinhalte, wie die des kaufmännischen Rechnens sowie die Stenographie, entbehrlich. Diesen Entwicklungen ist man leider jeweils nur hinterhergelaufen, anstatt zu Anwendungspionieren neuer Technologien und Fertigkeiten zu werden.

Positiver war, zumindest am Anfang, die Verwendung der ersten Anlagen für Elektronische Datenverarbeitung. Hier hat man sehr bald einen eigenen Unterrichtsgegenstand für EDV entwickelt und interessierte Lehrkräfte sogar gesondert geschult. Auch ich gehörte zu jenen, die zum Beispiel an der HTL in der Spengergasse in Wien einen Tag in der Woche die Wissenschaft des Programmierens, noch unter Verwendung von Lochkarten, erlernen durfte. Allerdings habe ich meine dort erworbenen Kenntnisse in der „Assembler-sprache“ in der Praxis nie verwerten können.

Die Handelsakademien hatten allerdings damit für einige Jahre eine besondere und exklusive Marktstellung. Lehrer dieses Gegenstandes stolzierten in weißen Arbeitsmänteln herum, aus deren Brusttaschen gut erkennbar einige Lochkarten hervorlugten, die sie als erleuchtete Experten dieser neuen Techniken auswiesen. Auch der Einsatz der Vorläufer des PC war zunächst durchaus erfolgreich und fortschrittlich und den Handelsakademien vorbehalten.

Die Enttäuschung aber war groß, als auch an anderen Schulen, sogar an den Gymnasien diese Techniken Einzug hielten. Weder der angeblich so zukunftssträchtige Massenberuf des Programmierers hat sich durchgesetzt, noch das vermeintliche Monopol auf eine exklusive EDV-Ausbildung.

Alle weiteren Entwicklungen, vor allem der dramatisch geringer werdende Bedarf an Angestellten in den Banken, den Versicherungen und weiteren Branchen wegen der rasant zunehmenden Automatisierung nicht nur von Routinetätigkeiten, haben die bisherige Attraktivität der HAK-Absolventen

auf dem Arbeitsmarkt stark verringert und folglich zu Rückgängen an Schülerinnen und Schülern geführt. Verstärkt wurde dies durch den zum Teil übertriebenen Gründungsboom der 70er-Jahre gerade in dieser Schulart.

Die für Handelsakademien im Ministerium Verantwortlichen haben aber nicht etwa die Versäumnisfehler, zum Beispiel bei der Neugestaltung der Lehrpläne, bei sich selbst gesucht, sondern wollten die Attraktivität der Handelsakademie durch das Madigmachen vermeintlicher Konkurrenten aufbessern. Als besondere Konkurrenz galten für sie die Lehranstalten für wirtschaftliche Berufe, die in den 70er-Jahren als Lehranstalten für wirtschaftliche Frauenberufe, wegen ihrer einseitigen „Genderfixierung“ auch geringschätzig als „Knödlakademie“ bezeichnet, kurz vor ihrer Liquidierung standen.

Diesen Schulen ist es aber durch eigene Kraft gelungen, einen attraktiven Mix aus Allgemeinbildung, grundlegendem kaufmännischen Basiswissen und der Umwandlung des antiquierten hauswirtschaftlichen Elementes in eine professionelle Dienstleistungsausbildung, verbunden mit der wichtigen Komponente einer sozialorientierten Persönlichkeitsbildung zu schaffen. Damit ist es ihnen geglückt, sowohl eine breite Palette an Berufschancen zu eröffnen, aber auch die gute Basis für weiterführende Ausbildungen zu legen, was mit anhaltendem Zuspruch von Schülerinnen und Schülern belohnt wurde.

Bemerkenswert war zum Beispiel für mich, dass Bankdirektoren mir anvertrauten, sie würden lieber Absolventinnen und Absolventen dieser Schulen anstellen als jene von Handelsakademien, da sie praxisorientiert und daher weit vielfältiger einsetzbar wären.

Auch die Änderungen des bewährten Namens Handelsakademie in „Business School“ konnte an der Stagnation der Schulen und den Rückgängen der Schülerzahlen nichts ändern. Denn die noch rascher fortschreitenden personellen Einsparungen in allen Verwaltungsbranchen, bedingt durch die Automatisierung von bisher arbeitsintensiven Tätigkeiten bis hin zur automatisierten Kontierung, hatten eine grundsätzlich neue Ausrichtung der Lehrpläne für einen völlig neuen, aber durchaus vorhandenen und aufnahmefähigen Arbeitsmarkt erforderlich gemacht.

Dies aber hätte natürlich auch von einer Neugestaltung der Ausbildung der Lehrkräfte für Wirtschaftspädagogik begleitet werden müssen.³

Auch dies ist aber leider von einer selbstgefälligen und überforderten Ministerialbürokratie verabsäumt worden. Die Argumente der Wissenschaft wurden wie so oft ignoriert.

Der unerbittlichen, ja der brutalen Realität eines technologiegeprägten, völlig neu strukturierten und veränderten Arbeitsmarktes kann man allerdings nur mit rechtzeitiger, vernünftiger und anpassender Veränderung begegnen.

Ich bin aber überzeugt, dass Handelsschule und Handelsakademie, vor allem dank der Kraft ihrer engagierten Lehrerschaft, auch ohne Unterstützung der Schulbehörden die Herausforderungen der Zukunft erfolgreich meistern werden.

Ein geflügeltes Wort an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert hat dazu sehr trefflich festgestellt: *„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“*

Dies ist allerdings keine neue Erkenntnis, denn das haben sehr leidvoll schon die Maschinenstürmer des 19. Jahrhunderts zur Kenntnis nehmen müssen.

Eine Union ohne Gott

O obwohl schon die Europäischen Verträge von Rom die Bildungspolitik zur Wahrung der nationalen kulturellen Eigenheiten und Identität ausdrücklich von einer europäischen Gleichschaltung ausgespart haben, hielt dies weder die EU und schon gar nicht die OECD davon ab, als wegweisende Organe für die Bildungspolitik der Mitgliedsländer aufzutreten. Die EU machte dies sehr geschickt und indirekt über ihre finanziellen Fördertöpfe. Dabei standen vor allem der Arbeitsmarkt und die Beschäftigungspolitik im Vordergrund. Man folgte der alten Weisheit, dass Arbeitslosigkeit stets jene als Erste trifft, die den niedrigsten Bildungsgrad aufweisen, wobei allerdings

³ Wirtschaftspädagogikkongress 2021, Richard Fortmüller u. Franz-Karl Skala „Zukunftsperspektiven höherer kaufmännischer und wirtschaftsberuflicher Vollzeitschulen. Eine Analyse der Ist-Situation und Positionierungsoptionen“

Wissen mit Bildung gleichgesetzt und der Förderschwerpunkt auf das allgemeinbildende Wissen gelegt wurde. Berufliche Bildung war hier lange Zeit nur zweitrangig.

Von der EU wurde mit millionenschweren Förderprogrammen die europäische „Wissensgesellschaft“ kreiert, aber dabei ignoriert, dass dieses Wissen auch angewendet werden muss, also auch eine Gesellschaft des Könnens geschaffen werden muss. Die Höhe der Bildungsabschlüsse und der Akademisierungsgrad waren das Maß aller Dinge. Gefördert wurde dies auch von einer pädagogischen Wissenschaftstheorie, die von einem extremen Machbarkeitsglauben beherrscht war und ist. Diese Pädagogik verfolgt hartnäckig die Utopie, jeden Menschen zu einem „Einstein“ bilden zu können.

Leider hat sich Europa auch immer mehr von seiner ursprünglichen christlich-abendländischen Wertebasis verabschiedet. Religiöses wird immer mehr unter dem Vorwand des Laizismus aus der Gesellschaft in den rein privaten Bereich abgedrängt. Dieser Laizismus wendet sich allerdings vor allem gegen das Christentum und ist immer mehr zu einem militanten Atheismus mutiert.

So war es für mich zum Beispiel sehr mühsam dem Übersetzungsdienst in Brüssel zu überzeugen, dass die Übersetzung der englischen Überschrift in einem Dokument: „Europe at a crossroad“ mit „Europa am Kreuzweg“ in der deutschen Version falsch sei, und außerdem eine zutiefst religiöse Bedeutung hat.

Natürlich blieben auch religiöse Fragen dem Schultag nicht fern. Während der katholische Religionsunterricht immer mehr verkümmerte und die Kirche hilflos dabei zuschaute, bevölkerten zunehmend auch Jugendliche aus dem muslimischen Umfeld unsere Schulen. Viele, vor allem ihre Eltern, waren nicht, selbst wenn sie bereits in der dritten Generation in Österreich lebten, bereit, sich in unsere angestammte Wertegesellschaft zu integrieren. Sondern sie wollten und wollen uns vielmehr ihre mitgebrachten gesellschaftlichen Wertvorstellungen unter dem Etikett der Toleranz aufzwingen. Wer dies aber wagt aufzuzeigen oder gar zu kritisieren, wurde und wird reflexartig der Islamophobie, der Xenophobie und des Rechtsradikalismus bezichtigt.

Auch ich wurde einmal als Schuldirektor von einem älteren, weißhaarigen und weißbärtigen muslimischen Klan-Oberhaupt beglückt, der sich wegen der erforderlichen Teilnahme eines seiner Mädchen am Turnunterricht beschweren wollte. Er sprach kein Wort Deutsch, möglicherweise konnte er dies wirklich nicht. Ich allerdings hatte den Eindruck, er wollte ganz einfach nicht. Als Dolmetscher hatte er daher einen sehr netten jungen Mann aus seiner Familie mitgenommen, der die deutsche Sprache sehr gut beherrschte. Während ich die selbstverständlichen Erfordernisse eines lehrplankonformen Unterrichts nach österreichischem Recht zu erklären versuchte, drehte der Ältere teilnahmslos und provokant andauernd an seiner Gebetsschnur, während der junge Mann eifrig übersetzte. Ich bin sicher kein Fremdenfeind oder gar Rassist, sonst hätte ich mich wohl in der internationalen Lehrervertretung nicht engagiert, aber provozieren lasse ich mich auch nicht gerne. Ich stand daher nach einiger Zeit auf, ging zu meinem Schreibtisch und nahm aus einer Lade einen Rosenkranz, den ich in Rom aus der Hand von Papst Johannes Paul II. erhalten hatte. Dies teilte ich den beiden auch mit und wies darauf hin, dass ich die Frömmigkeit des andauernd die Gebetsschnur drehenden alten Herrn natürlich respektiere. Aber da auch ich ein frommer Mann bin, möchte ich seinem Beispiel folgen und nun auch, so wie er, während des Gespräches beten.

Ohne die ganze Übersetzung abzuwarten, erhob sich der bärtige Klan-Chef abrupt und verließ in Begleitung des verlegen und entschuldigend lächelnden jungen Übersetzers meine Direktionsräumlichkeiten. Interessanterweise wurde ich von weiteren Begegnungen dieser Art gnädig verschont.

Allerdings haben viele Schülerinnen muslimischen Glaubens, voll integriert, mündig und frei die Schule mit glänzendem Erfolg absolviert. Dies taten sie auch, ohne ihre Wurzeln zu verleugnen und ohne provokante Äußerlichkeiten wie trennende Banner vor sich herzutragen.

Leider haben sich aber auch immer wieder hervorragende, motivierte Schülerinnen bei mir verabschiedet, um in ihren Herkunftsländern an „Familienfesten“ teilzunehmen. Es war dies meist ein Abschied für immer.

Die Kunst des Möglichen

Unterricht und Erziehung sind auch in unserer Zeit trotz aller wissenschaftlich fundierter Pädagogik doch weiterhin nichts anderes als die Kunst des Möglichen. Allerdings wollten und wollen dies viele bildungspolitische Schreibtischtäter nicht wahrhaben. Sie beharren nämlich auf ihrem kultivierten Irrglauben, dass aus erziehungswissenschaftlicher Sicht alles grenzenlos machbar sei.

Die natürlichen pädagogischen Grenzen, die es aber zweifellos gibt, wurden mir bei einem meiner Besuche der Höheren Bundeslehranstalt für Landwirtschaft im salzburgischen Elixhausen einmal sehr praktisch vor Augen geführt. Der mir freundschaftlich verbundene Direktor, Bernhard Stehrer, zeigte mir voller Stolz einen neuen, großen und modernen Rinderstall, der auf dem Gelände seiner Schule für eine Kooperation mit der Veterinär-Universität errichtet worden war. Die darin untergebrachten etwa 25 Rinder wurden von Schule und Universität im Rahmen eines Projektes gemeinsam betreut und wissenschaftlich auf ihre Reaktionen auf unterschiedlich verabreichte Futterarten erforscht. Zu diesem Zweck hatte daher jedes Rind seinen eigenen, exklusiven Futterplatz. Der Direktor erklärte mir, dass dies elektronisch mit einem Chip um den Hals der Tiere funktioniert, der den Zugang nur zu ihrem jeweils eigenen programmierten Futterplatz zuließ. Auf meine Frage, ob dies in der Praxis auch gut funktioniert, meinte er nur trocken: *„Die ersten drei haben es schon am ersten Tag kapiert, wie sie zu ihrem Futter kommen, die weiteren nach zuletzt drei bis vier Tagen, die restlichen zwei aber müssen noch immer zu ihrem Platz hingeführt werden, damit sie nicht verhungern.“*

Er fügte lachend hinzu: *„Es ist halt wie in unseren Klassen mit unseren Schülerinnen und Schülern - die Normverteilung vom Gauß stimmt halt noch immer!“*

Pendelausschläge

Unter dem Vorwand der freien Persönlichkeitsentfaltung und der persönlichen Verwirklichung wurden leider auch an unseren Schulen ungehörige Formlosigkeiten im zwischenmenschlichen Umgang gesellschaftsfähig gemacht. Besonders wird dies unter dem Schutzmantel einer freien Kunstentfaltung gepredigt und praktiziert. Dabei wird das Motto, welches die Sezession in Wien schmückt, sehr großzügig interpretiert: *„Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit.“*

Mit der 68er-Bewegung schlug das Pendel extrem in diese Richtung aus. Es wurde die antiautoritäre Erziehung und eine emanzipatorische Pädagogik gepredigt.

Im Hintergrund stand natürlich der Kalte Krieg, der auch mittels Unterwanderung der Gesellschaftssysteme geführt wurde. Vor allem im deutschsprachigen Europa spielte der kalte Krieg zwischen den beiden konkurrierenden Gesellschaftssystemen und damit auch im Bildungswesen eine wichtige Rolle. Während die Kommunisten ihre Kader an den Universitäten im Westen mit den Schlagworten wie Antiautorität und Emanzipation und praktischen Anleitungen zum Chaotismus infiltrierten und unterwanderten, herrschten im realsozialistischen deutschen Arbeiter- und Bauernstaat, der DDR, preußische Zucht und Ordnung, bis hin zum zackigen Stehschritt der Volkarmee.

Was aber ist aus all der angepriesenen Reformpädagogik dieser Zeit geworden? So wurden zum Beispiel die Erziehungsergebnisse der damals hochgepriesenen, antiautoritären pädagogischen Pilgerstätte „Summer Hill“ nie ernsthaft veröffentlicht und evaluiert. Was ist denn aus den damals reformgeschädigten jungen Menschen geworden?

Die Antworten stehen bis heute aus! Sie werden wohl auch nie gegeben werden.

Stete Veränderungen in den Umgangsformen sind allerdings nicht neu, sondern es hat sie schon immer gegeben und sie wurden auch schon immer beklagt.

Die Jugend ist immer noch ein Produkt der von den Erwachsenen geschaffenen und geprägten Gesellschaft. Allerdings beklagt sich gerade diese Gesellschaft seit jeher über dieses, ihr ureigenes Produkt.

Klagen über die Jugend sind so alt wie die Menschheit, und sie werden sicher auch zukünftig weiterbestehen. Denn jede Zeit hat nun einmal die Jugend, die sie hat, es gibt eben keine andere.

Bereits Platon⁴ hat dies vergeblich angeprangert: *„Die Schüler achten Lehrer und Erzieher gering. Überhaupt, die Jüngeren stellen sich den Älteren gleich und treten gegen sie auf, in Wort und Tat!“*

In einer Zeit, als vornehmlich politisch linksgepolte Pädagogen, die mit ihren utopischen Ideen und Publikationen einer emanzipatorischen Pädagogik und der hochgepriesenen antiautoritären Erziehung sehr bewusst Gesellschaftsveränderung betrieben haben, war Wolfgang Brezinka⁵ einer der wenigen Autoren, der nicht diesem linken Spektrum angehörte.

Er hat bereits 1966, also noch vor dem Beginn der „Achtundsechziger-Bewegung“, sehr richtig festgestellt:

„Wer sich zu seiner Zeit und zu ihrer Jugend nicht einstellt, wer nicht wenigstens gewisse zukunftsweisende Bewegungen und Strömungen darin bejahen kann, ist auf die Dauer als Erzieher ungeeignet. Er erfährt nämlich, dass er gegen den feindlichen Strom nicht aufkommt, dass er in einer aussichtslosen Defensiven bleibt. Damit aber verliert er eine Haltung, ohne die man nicht erziehen kann: die Hoffnung, dass seine Arbeit auch Frucht tragen wird.“

Berufsbildner sind besondere Lehrpersonen

In diesem sich stets wandelnden Umfeld der Gesellschaft steht wie ein Fels in der Brandung seit alters her die Lehrperson!

⁴ Platon, 427-347 v. Chr.

⁵ Wolfgang Brezinka, „Der Erzieher und seine Aufgaben“, Wien 1966

Als ich in den 60er-Jahren mit meiner Lehrtätigkeit begann, wurden die Lehrpersonen für die kaufmännischen Fachgegenstände aus dem Kreise der Diplomkaufleute rekrutiert, die meist nach berufspraktischer Erfahrung einen befristeten Anstellungsvertrag erhielten. Darüber hinaus mussten sie auch noch bei einer staatlichen Prüfungskommission eine zusätzliche Lehramtsprüfung, die nicht gerade einfach war, ablegen. Auf diese wurden sie in eigenen Seminaren vorbereitet. Mein erster Chef in der Handelsakademie Mödling war Prüfer in dieser gestrengen Kommission. Mit der generellen Studienreform, bei welcher auch der damals neue akademische Grad Magister eingeführt wurde, kam es dann auch zu einer Reform der Lehrbefähigung für die kaufmännischen Gegenstände.

Es war Prof. Dr. Hans Krasensky, der dazu die bahnbrechende Idee eines eigenen, polyvalenten Magister-Studiums für diese Lehrberechtigung auch durchzusetzen wusste. Das heißt, dass mit diesem Abschluss sowohl die Lehrbefähigung an Schulen erworben wurde, aber auch die Eignung zu Führungstätigkeiten in der Wirtschaft verbunden war. Zusätzlich war aber auch noch eine mindestens einjährige Wirtschaftspraxis für die Erlangung einer Daueranstellung an einer Schule erforderlich. Prof. Dr. Hans Krasensky war auch mein sehr geschätzter Lehrer und ich wählte, als einer der ersten Studenten, diesen neuen Weg. Diese Alternative eines Studiums der Wirtschaftspädagogik, verbunden mit einschlägiger Berufspraxis, unterschied sich daher grundlegend von den anderen Lehramtsstudien für allgemeinbildende Fächer, die weit stärker an der Theorie orientiert waren und sind.

Unter dem Nachfolger von Prof. Krasensky beherrschte das aus den USA importierte programmierte Lernen die Szene. Damit sahen manche Journalisten auch schon das Ende der Lehrerschaft gekommen, die künftig durch Lernmaschinen viel effektiver ersetzt werden sollte. Im Zentrum stand dabei die dominierende Idee der „Bloomsschen Taxonomie“, wonach jeder Lerninhalt in unzählige winzige Einzelschritte filetiert wurde. Zusätzlich wurden mit unglaublichem Aufwand für die einzelnen Gegenstände vom Unterrichtsministerium sogenannte Lehrzielbanken entwickelt. Es waren dies Broschüren, die bald viele Meter an Platz in den Regalen der Lehrerzimmer einnehmen

sollten. Allerdings landeten sie wegen ihrer erwiesenen Untauglichkeit in der schulischen Praxis relativ bald, zum größten Teil ungelesen, im Altpapier.

Weitaus sinnvoller und auch interessanter war aber der anschließende Einstieg in das Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung.

Auch da war es wieder die Wirtschaftspädagogik, die als Vorreiter Pionierarbeit geleistet hat. In enger Verbindung damit stand das heute bereits sehr ausgereifte „e-learning“.

All diese Entwicklungen konnten und können aber, trotz anderer Vorhersagen, die Lehrerpersönlichkeit nicht ersetzen. Nur die Instrumente, die Werkzeuge sind andere geworden, dadurch jedoch auch die didaktischen Ansätze und die Methodik.

Besonders wurde dies während der Corona Pandemie ausgerechnet von den stets lehrerkritischen Medien bestätigt, die lauthals nach der Präsenz der auf einmal unentbehrlichen Lehrpersonen geschrien haben.

Die zentrale Figur der Lehrerin und des Lehrers im Unterrichtsgeschehen ist also unverändert geblieben. Sie stand auch weiter im Mittelpunkt der Aktivitäten des Instituts für Wirtschaftspädagogik der Wirtschaftsuniversität in Wien unter dem Institutsvorstand Prof. Dr. Josef Aff. Es war für mich eine durchaus angenehme Überraschung, dass er neuer Vorstand des Institutes geworden war.

Ich begegnete nämlich Josef Aff schon viele Jahre früher auf einer ganz anderen Ebene. Er war damals ein junger, engagierter Lehrer an der Handelsschule in Retz. Er war voll Enthusiasmus und von der 68er-Bewegung geprägt sowie ideologisch links-alternativ angesiedelt. Diese Orientierung war nicht ganz zufällig erfolgt, wenn man das damals vorherrschende und erzkonservativ geprägte gesellschaftliche Umfeld der Stadt Retz gekannt hat. Es war nämlich von einigen etablierten Patrizierfamilien, die eine konsequente „Mir san mir“-Mentalität pflegten, beherrscht. Es wurde von diesen nicht einmal der Versuch einer Einbindung dieser „Jungen Löwen“, nämlich der Lehrer der Handelsschule, gemacht. Vielmehr herrschte bewusste Ausgrenzung, wie mir der damalige Bürgermeister auch ohne Umschweife und völlig unbelehrbar bei seiner Beschwerde über das, seiner Meinung nach

„politische Nest“ dieser Schule mir gegenüber auch offen eingestanden hat. Allerdings war das sein Problem und nicht meines.

Nun wurde Josef Aff, ob es den Stadtvätern passte oder auch nicht, ein engagierter Personalvertreter und schloss sich, aus Opposition zu diesen Stadtgewaltigen, damals aber auch mangels anderer Alternativen für ihn der Fraktion Sozialistischer Gewerkschafter an. Wir beide waren somit politische Gegner. Allerdings blieb Josef Aff als kreativer Geist und unbequemer Querdenker, in seiner Fraktion eher ein selbstständiger Außenseiter. Wir lieferten uns daher hin und wieder bei Gewerkschaftssitzungen auch durchaus herausfordernde ideologische Scharmützel, allerdings stets auf einem hohen Niveau.

Josef Aff erhielt auf Grund seiner Kreativität von Prof. Dr. Wilfried Schneider einen Lehrauftrag am Institut für Wirtschaftspädagogik. Allerdings entschwand er dann für einige Jahre als Universitätslehrer nach Deutschland. Bei seiner Antrittsvorlesung aber anlässlich seiner Berufung als Institutsvorstand an die WU in Wien, die mir wegen ihrer Aufgeschlossenheit, aber vor allem geprägt von pädagogischer Realität und Praxis, sehr imponierte, kreuzten sich unsere Wege nach Jahrzehnten wieder. Und, um es abzukürzen – aus unserer früheren ideologischen Gegnerschaft entwickelte sich eine durchaus wertschätzende Freundschaft, da sich unsere Ansichten und Erfahrungen über den Lehrberuf und seine Erfordernisse als weitgehend übereinstimmend trafen.

Prof. Dr. Josef Aff hat 2016 in einem Vortrag vor dem 5. Wiener Wirtschafts-Didaktik-Kongress einen kritischen Rück- und Ausblick über vier Jahrzehnte Wirtschaftspädagogik, die ich als Zeitzeuge hautnah miterlebt und mitgestaltet habe, gegeben. Er hat bei diesem Vortrag zum Beruf der Lehrerinnen und Lehrer Folgendes grundsätzlich und auch mir aus der Seele sprechend festgestellt:

„Ich wünsche Ihnen die Kraft und den Mut, dass Sie – trotz fallweiser Enttäuschungen und Frustrationserlebnissen – Ihr Engagement erhalten, nicht resignieren und innerlich emigrieren, sondern die Offenheit und Sensibilität be-

halten, die vielen schönen und bereichernden Seiten des Lehrberufs zu sehen. Ebenso wünsche ich Ihnen die Kraft, temporären Liebesentzug Ihrer Schüler/innen in Kauf zu nehmen, wenn es gilt, die Einhaltung von Spielregeln einzufordern.“

Josef Aff hat in diesem Zusammenhang für den lehrenden Berufsstand auch die treffliche Metapher von „theoriegeleiteten Kunsthandwerkern“ geprägt: *„Die Kunst besteht im Umgang mit dem „Nicht-Planbaren“, dem situativen Agieren im „Emergency Room“ Klassenzimmer. Dadurch wird gewährleistet, dass die pädagogische Arbeit spannend und kreativ – auch nach langer Berufserfahrung – bleibt, sie ist gleichermaßen schwierig wie auch herausfordernd.“*

Ich kann diesem realistischen Bild der Berufsbildner, nicht zuletzt nach meinen mehr als vier Jahrzehnten Erfahrung in diesem schönen Beruf, selbstverständlich nur beipflichten. Ich darf aber auch hinzufügen, dass ich diese Herausforderung jederzeit wieder annehmen würde, allerdings aus meiner Sicht nur mit einem gerüttelten Maß an notwendiger Gelassenheit, vor allem aber mit steter Heiterkeit. Denn eine Lehrperson sein soll Berufung sein, aber keine Sendung. Vor sendungsbewussten Menschen habe ich mich nämlich stets gehütet.

Freuden und Leiden eines Lehrervertreters

Es begann in der Herrengasse in Wien

Mein Engagement in der Lehrerstandesvertretung und in der Politik war alles andere als geplant. Ich habe mich nämlich bei meinem damaligen Direktor an der HAK Mödling, Hofrat Kögler, darüber beschwert, dass ich seit meinem Dienstbeginn im September zu Weihnachten noch immer keinen Schilling auf meinem brav eröffneten Gehaltskonto entdecken konnte. Darauf hat er mich gütig lächelnd belehrt, dass dies beim Bund nun einmal so wäre, allerdings sei er dafür ein verlässlicher Zahler, wenn auch manchmal mit Verspätung. Außerdem erklärte er mir, dass für die eben gesetzlich geschaffene Personalvertretung vom Gründungsvorsitzenden Dr. Oswald Tischler ohnehin ein junger und kämpferischer Vertreter der Handelsakademien gesucht werde, um den Bediensteten zu ihrem Recht zu verhelfen. So kam es, dass meine Beschwerde, gleich mit mir gemeinsam im neu geschaffenen Fachausschuss der Personalvertretung landete.

Oswald Tischler war es, der mich konsequent in die Geheimnisse der politischen Zusammenhänge und Machtverhältnisse in Niederösterreich einweihte und mir wertvolle Zugänge geöffnet hat. Dazu gehörte zum Beispiel, dass er mich animierte, das von ihm gemeinsam mit dem Clubobmann Hans Kellner durchgesetzte Privileg für Personalvertreter, im Abgeordneten-Speisesaal des Landhauses in der Herrengasse die Mittagspause verbringen zu können, auch zu nutzen. Dort konnte man nämlich in entspannter Atmosphäre die Abgeordneten und Landesräte, aber auch die höchsten Beamten treffen. Diese Begegnungen lehrten mich sehr bald, dass die wirklich wichtigen Entscheidungen und Weichenstellungen schon meist weit vor den offiziellen Sitzungen in den dafür zuständigen Gremien, nämlich bei herzhafter „blau-gelber Kost“ und flüssiger Labung durch die Landhaus-Küche, getroffen wurden.

Ich hatte aber auch das Glück, nicht nur fachlich hervorragende Mitstreiterinnen und Mitstreiter zu haben, sondern diese waren, mit sehr seltenen Ausnahmen, stets loyal und verlässlich.

Nur sehr wenige im Team waren illoyal. Leider gerade solche, die mir bei ihren persönlichen Karrieren am meisten zu verdanken hatten. Aber Dankbarkeit ist nun leider keine menschliche und schon gar keine politische Kategorie. Ich habe sie mir auch nie erwartet. Allerdings lernt man so die Menschen und ihren wahren Charakter zumindest kennen.

Ich aber habe einigen meiner Vorgänger viel zu verdanken und habe das auch immer offen ausgesprochen. Dazu gehörten vor allem Dr. Oswald Tischler, der mich als jüngsten Fachausschuss-Vorsitzenden in Niederösterreich vorgeschlagen und aufgebaut hat. Auch das wichtige Mandat im Kollegium des Landesschulrates hat er für mich durchgesetzt. Von Dr. Adolf Stadler wieder durfte ich das wichtige dienstrechtliche Handwerk erlernen.

Vor allem bin ich dem Grundsatz treu geblieben, nie die politische Heimat aufzugeben. Diese war und ist Niederösterreich. Es waren daher der Vorsitz im Fachausschuss Niederösterreich und in der politischen Organisation des ÖAAB in NÖ, jene beiden Führungspositionen, die ich als erste ausüben konnte, und sie waren auch die letzten, die ich bei meinem schrittweisen und geordneten Rückzug in den Ruhestand weitergegeben habe.

Diese politische Heimat war es auch, die mir in manchen Tiefpunkten Halt und Stärke gegeben hat. Bei meiner ersten Kandidatur als Fachausschussvorsitzender hatte ich bereits meinen treuen Peter Klemt an meiner Seite, der mich bis zu seinem viel zu frühen Tod durch alle Höhen und Tiefen begleitet hat. Da im Fachausschuss acht Mandate zu vergeben waren und die FCG die absolute Mehrheit gegen die sozialistische Minderheit gehalten hat, gab ich im jugendlichen Überschwang und Leichtsinn gemeinsam mit Peter Klemt das ehrgeizige und unrealistische Wahlziel vor, alle acht Mandate zu gewinnen. Nun war dies natürlich eine Utopie. Um diesem Ansinnen allerdings ein besonderes Gesicht zu geben, konnten wir eine blutjunge Lehrerin für diesen achten Listenplatz, das Kampfmandat, gewinnen. Um die Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit zu unterstreichen, wurde die Parole ausge-

geben, sollte dieses achte Mandat gewonnen werden, würde diese Junglehrerin namens Maria Ledl auf unseren Schultern von Schule zu Schule getragen werden.

Nun, dazu kam es nicht, denn unsere Liste erreichte „nur“ sieben Mandate, aber Maria zog sehr bald in dieses Gremium ein und begleitete mich, dann als verheiratete Maria Pasqualli, so wie auch Peter Klemt während meiner gesamten Aktivzeit als loyale und beherzte Kämpferin für unsere Anliegen durch dick und dünn. Dies war lange Zeit, bevor die Diskussion über Gleichbehandlung und „Quotenfrauen“ losging. Sie blieb allerdings nicht das einzige weibliche Wesen, welches unser Team auch auf gesamtösterreichischer Ebene stark gemacht hat.

So wurde Waltraud Ehmayr nicht nur erfolgreiche Nachfolgerin von Maria, sondern hat als Schulungsreferentin unzählige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Standesvertretung herangebildet und motiviert.

Wesentliche Knochenarbeit hatten stets die Organisationsreferenten zu leisten. Hier konnte ich mich nach Peter Klemt auf Franz Wechdorn und Werner Strohdorfer verlassen. Aber auch meine langjährigen Weggefährten Helmuth Wagner und Rudolf Zahorsky waren mir wertvolle Stützen. Im Zentralausschuss war es später Ingeborg Holler, die als Schriftführerin die fristgerechten Stellungnahmen und Gutachten sicherstellte. Die Betreuung des doch sehr umfangreichen Sekretariatsdienstes konnte ich viele Jahre den loyalen Händen von Margareta Matejka anvertrauen.

Unbedingter Verlass war stets auf Gerhard Lechner, der immer dann sofort kämpferisch aufgestanden ist, wenn ich von anderen Fraktionen unfair angegangen wurde. Er hat es hervorragend verstanden, solche Angriffe mit stets sachlichen Argumenten, aber sehr energisch zurückzuweisen. Vor allem hat er meine konsequente Vorsitzführung sehr geschätzt, vor allem dann, wenn die durchgehenden Emotionen versuchten, die Geschäftsordnung außer Kraft zu setzen. Für mich ist es eine Auszeichnung, wenn er mich gerne als seinen väterlichen Freund bezeichnet.

Auch die enge Verbindung der Bundesebene mit dem Land Niederösterreich hat sich hervorragend bewährt und wurde von meinem Nachfolger, Roland

Gangl, in bewährter Weise, auch, als der Fachausschuss in die neue Landeshauptstadt nach St. Pölten übersiedeln musste, erfolgreich fortgesetzt. Kontinuität ist zwar kein Wert an sich, aber dennoch eine gute Beigabe im Rezept für standespolitischen Erfolg. Es ist wohl eine Rarität und ein Musterbeispiel für gelebte Nachhaltigkeit, dass seit der gesetzlichen Konstituierung des Fachausschusses NÖ der Berufsbildenden mittleren und höheren Schulen fast sechzig Jahre hindurch nur drei Vorsitzende verantwortlich agierten und agieren, nämlich Dr. Oswald Tischler, Dkfm. Mag. Helmut Skala und nun Mag. Roland Gangl.

Im Nieselregen auf dem Ballhausplatz

Anlass für eine gewerkschaftliche Sternfahrt, zu der die Gewerkschaft Öffentlicher Dienst aufrief, war wieder einmal das viel strapazierte Beamtenprivileg. Demonstriert wurde gegen sogenannte Ruhensbestimmungen, die von der Regierung geplant waren und die es für Beamte bisher nicht gab. Das heißt, dass Beamten im Ruhestand, sollten sie während des Ruhestandes einer Erwerbstätigkeit nachgehen, der Ruhebezug gekürzt oder gar eingestellt, also ruhend gestellt würde.

Teilnehmer an dieser geplanten riesigen Kundgebung vor dem Bundeskanzleramt waren vor allem die Beamtinnen und Beamten aus Wien. Aus den näher gelegenen Bundesländern wurden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit Bussen herangekarrt. Das Wetter war etwas unwirtlich und leichter Nieselregen lag über dem kalten Ballhausplatz. Auch ich eilte natürlich dorthin, und zwar gemeinsam mit meinem tüchtigen Organisationsreferenten, Ing. Peter Klemt. Er war Bauingenieur und beherrschte das Idiom, welches auf Baustellen gesprochen wurde, perfekt. Er hatte sich auch zusätzlich für die Demonstration mit einem Megaphon bewaffnet.

Als wir vor dem Bundeskanzleramt eintrafen, begrüßte uns der Organisationschef der GÖD, Erwin Kofler. Er war sehr stolz auf die großartige Teilnahme und die mediale Resonanz. Sogleich wollte er mich auch zu einem Reporter eskortieren, der angeblich von der amtlichen „Wiener Zeitung“ war.

Da ich der Zunft der Journalisten stets mit Vorsicht und Skepsis gegenübergetreten bin, verschob ich das geplante Interview auf später. Dies hat sich nicht als Fehler herausgestellt, denn es war nicht die Wiener Zeitung, wie mein Freund Kofler meinte, sondern ein kritisches Magazin der „Yellow Press“ mit Namen „Wiener“. Die Reportage, die am nächsten Tag in diesem „Qualitätsblatt“ erschien, war daher, wie nicht anders zu erwarten, mehr als gehässig. Die Interviewten waren, ohne ihr Wissen, noch dazu mit Fischaugenobjektiven grotesk verzerrt fotografiert worden, was mir allerdings erspart geblieben war. So wurden die demonstrierenden Beamten vom österreichischen „Qualitätsjournalismus“ auch noch ins Lächerliche gezogen.

Die Demonstration war allerdings hervorragend organisiert und dort, wo nun ein Denkmal steht, war eine Rednertribüne mit entsprechender Lautsprecheranlage errichtet worden. Zu dieser Zeit war auch noch das stadtbekannte Faktotum mit Künstlernamen Waluliso höchst aktiv. Es war dies – mit bürgerlichem Namen – Ludwig „Wickerl“ Anton Weinberger. Er war schon lange vor den „Grünen“ ein Umwelt- und Friedensaktivist, der in den 1980er-Jahren für die Abrüstung und den Frieden demonstrierte. Seinen Namen ließ er sogar amtlich auf Waluliso ändern. Aus den jeweils ersten beiden Buchstaben der Wörter seines Mottos „Wasser, Luft, Licht und Sonne“ hatte er sein Pseudonym gebildet. Seine eigenwillige Kleidung, die aus einer weißen Toga, einem Stirnkranz aus Olivenzweigen, einem Hirtenstab und einem Apfel bestand, wurde sein Markenzeichen. So wurde er zu einem Wiener Original, das in der Wiener Innenstadt am Stephansplatz oder auf dem Wiener Naschmarkt regelmäßig Ansprachen an die Bevölkerung hielt, bei denen er in eindringlicher Sprechweise Gott und Natur als Eines ansah und sich sogar auf Visionen berief.

Nun, dort, wo auch immer sich eine Menschenansammlung bildete, war natürlich auch der gute Waluliso zur Stelle. Er war aber nicht nur zur Stelle, sondern die Ordner konnten gar nicht so schnell schauen, da stand Waluliso in seiner weißen Toga, olivenbekrönt und mit seinem obligaten Apfel in der Hand, vor dem Mikrophon hoch oben auf der Rednertribüne. Als er seine übliche Rede an das Volk begann, kam unser verzweifelter Organisator auf

Peter Klemt und mich zu. Er wollte unseren Rat, ob man nämlich diesen Friedensapostel mit sanfter Gewalt herunterholen solle oder nicht. Wir haben natürlich davon abgeraten, denn den zahlreichen Fotoreportern konnte man doch nicht neben dem ohnehin schon verursachten allgemeinen Gaudium auch noch eine Szene gewalttätiger Beamtenvertreter liefern. Stattdessen hat Peter Klemt eifrig nach dem Stromanschluss unterhalb der Tribüne gesucht, um die Mikrofonanlage stillzulegen, was ihm nach einigem Suchen auch gelang. Das stillgelegte Mikrofon hat dann auch Waluliso dazu bewogen, die Tribüne friedlich und lächelnd wieder zu verlassen.

Nun war, mit wiederum eingeschaltetem Strom, der Weg frei für den Vorsitzenden der GÖD, Rudolf Sommer, seine eindringliche Rede mit den Forderungen der Gewerkschaft zu halten. Richtig in Stimmung gebracht hat aber die Massen erst sein Stellvertreter, Dr. Robert Lichal, der es rhetorisch wie kein anderer verstand, die Stimmung hochkochen zu lassen. Beide begaben sich nach diesen starken Worten anschließend mit einer kleinen Delegation in das Innere des Kanzleramts, um unsere Anliegen Bundeskanzler Sinowatz zu unterbreiten.

Stille breitete sich nun über den Ballhausplatz aus und es nieselte lautlos vor sich hin. Nach einiger Zeit verbreitete sich aber unter der Demonstrantenschar eine gewisse Ratlosigkeit und Unruhe. Wieder kam der Organisationsreferent auf uns zu und meinte aufmunternd, es sollten doch zur Unterstützung der Verhandlungsdelegation und zur Hebung der Demonstrationsstimmung einige Sprechchöre angestimmt werden, denn auf eine musikalische Begleitung der Demonstration hatte man verzichtet. Wir Lehrervertreter wären dazu doch prädestiniert, solche Slogans zu kreieren und auch anzustimmen, meinte mein Freund Erwin Kofler. Eifrig und tatkräftig wie stets hob Peter Klemt nach nur kurzem Zögern sein mitgebrachtes Megaphon zum Mund, und über die feuchtkalte Stille des ehrwürdigen Ballhausplatzes ertönte im breitesten „Baudeutsch“ seine Stimme mit dem unterstützenden kreativen Slogan:

“Sinowatz, kum oba!”

Rasch wurde ihm das Gerät entwunden, denn man musste doch auch als demonstrierende Beamte auf eine gewisse Standeswürde und Sprache achten. Da aber in der Eile keine besseren dichterischen Verse geschmiedet werden konnten, verfiel man auf den originellen Einfall, zur Unterstützung „*Rudi, wir kommen!*“ zu rufen. Das war natürlich nur rhetorisch gemeint, denn das Kanzleramt war für uns fest verschlossen. Es kam daher auch weder der Bundeskanzler zu uns herunter noch wir zu unserem Vorsitzender Rudi Sommer hinein.

Nachdem die Sprechchöre im zunehmenden Regen immer müder klangen, erbarmte sich der Organisator schließlich und erklärte die Demonstration für beendet, nicht ohne die Versicherung abzugeben, dass über das Ergebnis raschest informiert werde.

Der Ballhausplatz leerte sich in Rekordzeit und die tapferen Streiterinnen und Streiter, ihren heroischen Arbeitskampf feiernd, bevölkerten alsbald die zahlreichen Lokalitäten der Umgebung.

Und dies zu Recht, denn die geplanten Ruhensbestimmungen wurden tatsächlich nicht verwirklicht. Der Aktion im Nieselregen war also doch ein Erfolg beschieden.

Pädagogische Wunderwaffen

Bei Verhandlungen der Lehrervertretung mit dem Dienstgeber waren stets die Vertreter von gleich drei Behörden des Dienstgebers vertreten. Auf der Seite der Lehrerschaft war es die Gewerkschaft und meist auch die Personalvertretung, da sich die praktizierte Personalunion in unserem Bereich sehr bewährt hat. Auf der Dienstgeberseite waren es die Vertreter des Unterrichtsministeriums, des Bundeskanzleramtes, welches für den Öffentlichen Dienst federführend war, und ganz entscheidend die Vertretung des Finanzministeriums, da die Verhandlungsmaterien stets auch mit Kosten verbunden waren.

Aus langer Erfahrung kannten wir die dramaturgischen Abläufe solcher Gesprächsrunden. Es wurde nämlich im Vorfeld mit den Fachabteilungen des

Unterrichtsressorts ein grundsätzlicher Konsens gesucht. Dieser war die Grundvoraussetzung, um die für einen Gesetzestext zuständige Legistik des Hauses überhaupt mit an den Tisch zu bringen, ehe es in die endgültige Verhandlungsrunde ging.

Die Vertreter der genannten Institutionen hatten, jeder für sich, unterschiedliche und ganz besondere Eigenheiten und Zugänge zu den von uns vorgebrachten Anliegen. Am unkompliziertesten war es mit den Fachabteilungen, da diese unsere Argumente aus fachlicher Sicht meist geteilt haben. Schwieriger war es mit den Legisten. Diese entwickelten meist die kompliziertesten Szenarien bis hin zu Gesetzesänderungen durch das Parlament. Ähnlich tickten die Vertreter des Bundeskanzleramtes, die auch meist in legistischen Dimensionen dachten. Am schwierigsten war es aber mit dem Finanzministerium, denn da hatte der für unsere Anliegen zuständige Ministerialrat den strikten Auftrag eines jeden Finanzministers, zu Begehrlichkeiten der Lehrerschaft grundsätzlich nein zu sagen, da es dazu keine budgetäre Bedeckung gäbe.

Nun war besagter Ministerialrat des Finanzministeriums ein hervorragender, auch durchaus sachkundiger Beamter, aber er hatte natürlich seinem Minister gegenüber loyal zu sein. Daher versuchte er natürlich, unsere vorgebrachten Argumente grundsätzlich zu widerlegen, was vom sachlichen Inhalt her, für ihn manchmal sehr schwer war.

Ein ewiges Thema, welches uns beschäftigte, war die Notwendigkeit, auch an den Humanberuflichen Lehranstalten und den Tourismusschulen Administratoren zu etablieren. Diese gab es bereits seit Langem an den kaufmännischen Schulen. Sie hatten sich um Anliegen der pädagogischen Administration, wie zum Beispiel Stundenpläne und Fachvertretungen, zu kümmern.

Nun gab es allerdings an den Humanberuflichen Schulen für die ausschließliche Organisation des Fachpraktischen Unterrichts in den Lehrküchen und Lehrrestaurants bereits Fachvorstände, die für diesen schultypischen Bereich zuständig waren. Es waren dies Praxisbereiche, die es aber an den Kaufmännischen Lehranstalten nicht gab.

Die stereotype Argumentationslinie des besagten Ministerialrates war daher natürlich der Einwand, wozu man denn Administratoren brauche, wenn man ohnehin Fachvorstände habe.

Einmal geriet er sogar, ganz gegen seine ruhige und noble Natur, in Rage und argumentierte vorwurfsvoll: *„Sie verkaufen mir ein und dieselbe Arbeit gleich dreimal. Die Schulen haben eine Direktion, Fachvorstände und nun wollen Sie auch noch Administratoren. Und alle drei machen dann das Gleiche!“*

Gegen diesen Vorwurf musste ich mich natürlich wehren. Daher erklärte ich ruhig und höflich, mit all meiner pädagogischen Expertise, die Situation anhand eines Beispiels.

Ich wählte dazu das einfache praktische Beispiel der Entstehung eines original Wiener Schnitzels an einer solchen Schule. Er musste mir Recht geben, dass dies nicht in der praktischen Durchführungskompetenz der Direktion war. Ob aber das besagte Wiener Schnitzel auch im Lehrplan vorgesehen ist, in der Küche alle arbeitsrechtlichen Auflagen und Hygienevorschriften befolgt werden, damit dieses Wiener Schnitzel nicht nur hervorragend mundet, sondern auch bekömmlich ist, all das ist die ausschließliche Aufgabe des Fachvorstandes. Nun erklärte ich, dass im Falle einer Verhinderung einer Lehrkraft eine geeignete Fachsupplierung gefunden werden müsse. Dies kann allerdings keine Sekretärin, auch kein Fachvorstand, sondern nur ein pädagogisch und verwaltungstechnisch versierter Administrator mit dem Gesamtüberblick über die Lehrfächerverteilung und die Stundenpläne der Schule. Somit sind also alle drei Ebenen mit wichtigen Aufgaben betraut und daher unbedingt notwendig.

Während meiner Ausführungen wurde das Antlitz des Ministerialrates immer blasser. Je länger und anschaulicher meine Erklärungen wurden, umso mehr verfiel der Herr Ministerialrat körperlich. Die Verhandlung wurde auch sehr rasch vertagt. Meine besorgte Nachfrage nach dem Befinden des Ministerialrates, der blitzartig das Weite gesucht hatte, beantwortete mir seine Sekretärin. Sie meinte: *„Ja wissen Sie denn nicht, dass der Herr Ministerialrat*

einen sensiblen Magen hat und immer wieder an Gastritis leidet? Er wird schon magenkrank, wenn er ein Schnitzel nur von der Ferne sieht! Und Sie haben ein solches soeben verbal zubereitet!“

Nun wäre es natürlich durchaus verlockend gewesen, diese seine Schwäche auszunützen. Das hat er nämlich auch befürchtet. Denn bei der nächsten Gesprächsrunde meinte der Herr Ministerialrat gleich einleitend: *„Aber bitte, kommen Sie mir nicht wieder mit Ihren Schnitzeln, ich versteh‘ Ihre Argumente auch ohne Ihre skurrilen pädagogischen Fallbeispiele.“*

Natürlich haben wir als echte Christliche Gewerkschafter dies fairerweise auch künftig unterlassen.

Es gab mit dem Herrn Ministerialrat, den ich überdies als engagierten, bekennenden und aktiven Katholiken persönlich überaus geschätzt habe, noch sehr viele Begegnungen in sehr freundschaftlichem Klima. Ich sicherte ihm jedes Mal gleich bei der Begrüßung zu, dass ich keine praktischen Beispiele bringen würde. Er wieder meinte dann stets lachend: *„Also es gibt heute keine Schnitzel, Gott sei Dank!“*

Das Administratorenproblem wurde übrigens nach einigen weiteren, äußerst zäh geführten Verhandlungsrunden doch einigermaßen zufriedenstellend gelöst.

Der Erlass und die Spinne

Es war ganz am Anfang meiner Aktivitäten als Standesvertreter in Niederösterreich. Damals gab es noch keine Landeshauptstadt und der Landesschulrat residierte, so wie die Landesregierung, in der sehr geschichtsträchtigen Herrengasse im 1. Bezirk unweit des Minoritenplatzes. Der Landesschulrat war in einem sehr kleinen, unter Denkmalschutz stehenden, jedoch schon sehr heruntergekommenen Palais untergebracht. Es war leider für alle seine Mitarbeiter viel zu klein geworden, sodass manche Abteilungen in Büroräumen in der Umgebung disloziert angesiedelt waren. Als Standesvertreter hatten wir nur ein winziges Hinterzimmer mit einem Kasten, einem Tisch und vier Sesseln, gemeinsam mit den Vertretern der anderen

Schularten. Allerdings waren wir dafür in unmittelbarer Nähe zum Amtsführenden Präsidenten untergebracht. Präsident war, gemäß der Verfassung, der jeweilige Landeshauptmann, der einen Amtsführenden Präsidenten ernannte. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Amtsführenden Präsidenten war das Büro des Amtsdirektors, des höchsten und daher sehr einflussreichen Beamten.

Anliegen mit politischem Hintergrund wurden natürlich mit dem Amtsführenden Präsidenten besprochen, die dienstrechtlichen jedoch mit dem Amtsdirektor.

In den 70er-Jahren war das Beamtentum noch einigermaßen intakt, bevor die nachfolgende politische Neidwelle diese bewährte Instanz unter dem Vorwand des Abbaus von Privilegien immer mehr aushöhlte. Zu diesen „Privilegien“ der Öffentlich Bediensteten gehörte, neben der sehr bescheidenen Besoldung, die Möglichkeit, an Beamte für besondere Leistungen aus einem zweckgewidmeten Budgettopf einmal im Jahr höchst bescheidene Geldbelohnungen auszuschütten. Es war dies die einzige Möglichkeit, besonders engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine kleine Anerkennung auf materielle Art auszudrücken.

Die Entscheidung über diese Zuerkennung hatte der jeweilige Dienstvorgesetzte, also in unserem Fall die Schuldirektion, im Einvernehmen mit der Personalvertretung zu treffen. Diese Vorgangsweise hat auch in den allermeisten Fällen gut geklappt, da man an den Dienststellen vor Ort die besonderen Leistungen am besten beurteilen konnte.

Der immanente Drang zum Zentralismus und zur Vereinheitlichung wollte es aber, dass der jährlich neu zu verlautbarende Erlass immer restriktiver und meist erst nach mehreren Urgenzen an die Schulen weitergegeben wurde.

In dieser Situation befanden wir uns als Personalvertreter wieder einmal. Nach positiven Gesprächen mit dem Präsidenten und dem Amtsdirektor lag es nur mehr an dessen Stellvertreter, den jährlichen Erlass endlich abzusenden. Dieser hat sich aber geziert und wollte weitere Einschränkungen im Er-

lass festlegen, wobei er sich auf eine schon seit Jahren existierende Gesetzesstelle zur Durchführung berief. Diese Gesetzesstelle wurde auch in den jährlichen Erlässen mit der genauen Nummer des Bundesgesetzblattes und dessen Verlautbarungsdatum als legitime Grundlage zitiert. Wir bezweifelten allerdings, dass dieser Gesetzeshinweis die geplanten Einschränkungen überhaupt vorsieht und ermöglicht.

Nach längerer und immer heftiger geführter Diskussion riss dem Herrn Ober-
rat der Geduldsfaden und er meinte: *„Ich werde euch zeigen, was dieses
Gesetz für Möglichkeiten zur Abänderung hergibt!“*

Allerdings stammte das Gesetz aus den späten 40er-Jahren. Wir wanderten also in die Amtsdirektion, um das Gesetzblatt auszuheben. Die dort amtierende Sekretärin öffnete nach langem Suchen einen total verstaubten Schrank in einem Besenkammerl. Auf den vergilbten, aber schön jahrgangsmäßig gebundenen Gesetzblättern hockten einige Spinnentiere. Diese starrten uns, ganz verstört und aufgeschreckt an, da die Ruhe ihres Reservats wahrscheinlich schon seit Jahrzehnten kein Mensch mehr gestört hatte.

Mit sicherem Griff, ohne Rücksicht auf die Spinnen, hatte der Herr Ober-
rat schon den gesuchten Band ergriffen, klopfte den Staub ab und begann triumphierend zu blättern. Nach einiger Zeit griff er kopfschüttelnd nach weiteren Bänden, blätterte wieder und schüttelte weiter ungläubig den Kopf. Es stellte sich nämlich heraus, dass jahrelang in besagtem Durchführungserlass eine völlig falsche Gesetzesnovelle angeführt worden war. Das zitierte Gesetz entpuppte sich als ein internationales Übereinkommen für unbeschränkte Eisenbahnübergänge.

Der von ihm jedoch gesuchte Gesetzesbezug blieb trotz emsiger Suche unauffindbar und daher ein Phantom. Weitere Nachforschungen sind geflissentlich unterblieben, da man sich nicht noch mehr blamieren wollte. Es wurde vielmehr eine echte und pragmatische niederösterreichische Lösung gefunden - einvernehmlich breitete man den Mantel des Schweigens über diese Sache. Der Erlass wurde, nunmehr ohne ein bestimmtes Bundesgesetz zu zitieren, verlautbart und war überdies auch nach unseren Wünschen formuliert.

Über diese so geretteten Belohnungen konnten sich dann noch einige Jahre viele engagierte Lehrerinnen und Lehrer freuen, ob mit oder ohne gesetzliche Bahnübergangsregelung. Allerdings fiel auch dieses bescheidene Signal der Anerkennung für besondere Leistungen später der neidmotivierten Sparwut der Regierung zum Opfer.

Der kleine Dicke aus Niederösterreich

Während der Ära Kreisky suchte die Österreichische Volkspartei einen Weg, der sie aus der Opposition wieder herausführen sollte. Sie war und ist als eine gesellschaftliche Integrationspartei konzipiert, die ihre ständischen Wurzeln nicht völlig abgelegt hatte und nun auf bündische Art möglichst alle Bevölkerungsschichten ansprechen will. Daher rührt auch die Gliederung in ihre Bünde, welche Bauern, Unternehmern und Arbeitnehmern gleichermaßen eine politische Heimat geben soll. Dies war nach den Erfahrungen der I. Republik ein durchaus verständliches und vernünftiges Konzept, stieß aber in der Praxis, wegen der doch sehr unterschiedlichen Interessen innerhalb der Partei, immer wieder an seine Grenzen. Die Oppositionsrolle war dabei die natürlich schlechteste Situation, in der sie sich befinden konnte. Immer wenn es aber der Volkspartei besonders schlecht gegangen ist, wurde das gleiche kannibalische Politspektakel veranstaltet, nämlich das Killen des jeweils eigenen Parteiobmannes. Das hat zwar politisch nichts gebracht, war aber schon damals für die Medien ein gefundenes Fressen. Einige positiv und weitblickend Denkende gab es allerdings stets in ihren Reihen. So scharte damals in der Ära Kreisky der Amtsführende Präsident des Landesschulrates Salzburg dieser Zeit, Dr. Hans Katschthaler, zumindest für den Bildungsbereich die Sozialpartner parteiintern zu regelmäßigen Treffen um sich. Sein Ziel war, dass man in Schulfragen mit möglichst einheitlicher Zunge sprechen sollte. Der spätere Salzburger Landeshauptmann war nämlich nicht nur ein hervorragender Pädagoge, sondern auch ein Politiker mit Weitblick.

Diese etwa sechs Mal im Jahr stattfindenden Präsidentenrunden im Chiemseehof in Salzburg trugen diesen Namen, da die Amtsführenden Präsidenten bzw. Vizepräsidenten der Landesschulräte den Kern dieser Zusammenkunft bildeten. Zum Teilnehmerkreis zählten auch die Abgeordneten zum Nationalrat des parlamentarischen Unterrichtsausschusses sowie die Bildungssprecher von Industriellenvereinigung und Wirtschaftskammer, Dr. Gerhard Riemer und Dr. Georg Piskaty, sowie die Vertretungen der Eltern und der Lehrerschaft.

Es war dies aber auch für uns, die Lehrerververtretungen, ein Fixtermin, um gemeinsame Anliegen nicht nur zu koordinieren, sondern sich auch mit der Schulverwaltung und den Sozialpartnern zu besprechen. Da die wenigsten der Eingeladenen über Dienstautos verfügten, reisten die Teilnehmer aus Wien, dem Burgenland sowie aus Nieder- und Oberösterreich meist gemeinsam mit demselben Zug an. Dort galt als beliebter Vorbesprechungsort der Speisewagen. Dieser wurde auch auf der Rückreise, dann aber meist schon etwas entspannter und auch feuchtfrohlich, bevölkert.

Der Zusammenhalt der Lehrerververtretungen war schon durch die von Fritz Neugebauer gegründete Arbeitsgemeinschaft der Lehrersektionen in der GÖD ein sehr enger. Er wurde aber durch diese Präsidentenrunden noch zusätzlich gestärkt, wobei vor allem auch Dr. Oskar Mayer als Vertreter der AHS sehr viel zum Zusammenhalt beigetragen hat.

Eine Sonderstellung nahm, wie so oft, die Steiermark ein. Es gab zwar auch einen Amtsführenden Präsidenten, ein Amt, welches aber dort manchmal Landespolitiker als Ausgedinge ausüben durften. Der wirkliche Chef in der Steiermark war damals jedoch einzig und allein der mächtige Amtsdirektor, Hofrat Dr. Ewald Scheiber. Er war „der Landesschulrat“, und er war es auch, der über den Dienstwagen des Landesschulrates verfügt hat. Der Amtsführende Präsident durfte bestenfalls nach Salzburg bei ihm mitfahren. Dr. Scheiber war auch sehr stolz auf seine direkten und hervorragenden Kontakte in das Unterrichtsministerium. Er machte sich auch bei der Ministerialbeamtenschaft beliebt und einen Namen, weil er ihre Erlässe in der Steiermark meist noch strenger und rigider umsetzte, als dies im Rest Österreichs

geschah. Er war auch bei seinem eigenen Mitarbeiterstab, um es höflich zu sagen, mehr als respektiert. Dies traf natürlich auch auf die Lehrerschaft in der Steiermark zu, was diese andauernd in unseren Bundesgremien hilflos beklagte. In der Präsidentenrunde, der Scheiber damals ebenfalls angehörte, war er eher ein Außenseiter, der nur sehr sporadisch und nicht besonders aktiv daran teilnahm.

Ich hatte daher als Bundesvorsitzender immer wieder Beschwerden aus der Steiermark am Hals, die ihren Ursprung meist im Agieren Scheibers hatten. Ein besonderer Fall war damals gerade das Umsetzen einer ministeriellen Idee, nämlich Lehrerplanstellen nicht mehr wie bis dahin einmal im Jahr öffentlich auszuschreiben, sondern zweimal. Die bisher gepflogene Ausschreibung im Sommer hat aber unserer Meinung nach durchaus gereicht, um zu Schulbeginn im Herbst die Neuanstellungen des Lehrpersonals sicherzustellen. Sie war die Grundlage für die Personalplanung für das gesamte Schuljahr. Die neue Idee, nun auch vor dem Semester auszuschreiben, um also auch im Februar, während des laufenden Schuljahres, neue Lehrerinnen und Lehrer anstellen zu können, wollte Dr. Scheiber unbedingt in der Steiermark als Pilotprojekt durchsetzen. Das Ziel war natürlich auch, den Überhang an Überstunden mancher Lehrer abzubauen. Allerdings waren alle anderen Bundesländer dagegen, aber nicht aus Freundlichkeit der betroffenen Lehrerschaft gegenüber oder wegen des Erhaltens ihrer Überstunden, sondern vor allem wegen des unverhältnismäßig hohen verwaltungstechnischen Mehraufwandes für die Landesschulräte selbst.

Ich hatte eines Morgens wieder einmal einen Besprechungstermin am Minoritenplatz und hatte mein Auto gerade in der Rathausgarage geparkt. Da fiel mir ein Wagen mit steirischem Kennzeichen auf, dessen Fahrer gerade mühsam versuchte, seinen Wagen in eine der engen Parklücken zu manövrieren. Der Fahrer machte mir keinen sehr geübten Eindruck, daher wies ich ihn, getreu meiner Pfadfinderparole folgend, jeden Tag eine gute Tat zu tun, geduldig und vorsichtig ein. Dem nun schön eingeparkten Wagen entstieg zu

meiner Überraschung der Herr Amtsdirektor des Landesschulrates Steiermark. Er war diesmal ausnahmsweise ohne Fahrer unterwegs, was mich sehr wunderte.

Ich kannte ihn natürlich, er aber hatte mich in der Präsidentenrunde bisher überhaupt noch nicht beachtet und daher erkannte er mich wohl auch nicht. Er hat mich aber freundlich begrüßt und sich für meine nette Hilfe höflich bedankt. Beim gemeinsamen Hinaufgehen aus der Tiefgarage kamen wir ins Plaudern und er fragte mich, wohin ich denn unterwegs sei. Er machte dabei den Eindruck, als überlege er dabei, ob er mich nicht doch schon einmal wo getroffen habe. Ich ließ ihn aber bei seinen Überlegungen und teilte ihm nur mit, dass mein Büro im Landesschulrat für Niederösterreich sei und ich dort mit den Agenden des Lehrpersonal zu tun hätte. Da erzählte er mir sehr aufgeräumt und engagiert, dass auch er in Sachen der Lehrerbeschäftigung in der Steiermark zuständig und gerade in das Unterrichtsministerium unterwegs sei. Es ginge, so erzählte er mir sehr begeistert, da er mich wohl für einen Beamten des Landeschulrates für Niederösterreich hielt, um das Vorhaben einer zweiten Ausschreibung in diesem Jahr. Ich hörte ihm sehr höflich und aufmerksam zu, vor allem, als er sehr ungehalten feststellte, dass dazu ausgerechnet aus Niederösterreich unverständliche Widerstände kämen.

Ganz empört sagte er: *„Die haben da einen ganz wilden Lehrervertreter in Niederösterreich, ich weiß jetzt seinen Namen nicht, aber es ist so ein kleiner Dicker von den Berufsbildenden, der will das unbedingt verhindern!“*

Nun wurde die zunächst für mich noch durchaus amüsante Situation allerdings schon sehr unangenehm und peinlich. Daher gab ich meinem Herzen einen Ruck, und als wir gemeinsam vor dem Burgtheater angelangt waren, gab ich mich dem Herrn Amtsdirektor, der übrigens auch eher einen barocken und nicht allzu hohen Körperbau hatte, zu erkennen.

Ich sagte zu ihm freundlich lächelnd: *„Lieber Herr Hofrat! Der kleine Dicke aus Niederösterreich, das bin ich.“* Ich beeilte mich auch noch hinzuzufügen, dass wir doch schon zweimal in Salzburg gemeinsam bei der Präsidenten-

runde waren, die Begegnung jedoch anscheinend nur eine eher flüchtige gewesen war. Das Wichtigste sei aber, dass wir uns nun hier als gute Parteifreunde getroffen haben.

Er hat nur kurz, aber heftig geschluckt, mich dann groß angeschaut und zu lachen begonnen, hat mir die Hand kräftig gedrückt und noch Zeit gefunden, mich auf einen gemeinsamen Kaffee im traditionellen Café Landtmann einzuladen. Ich habe diese Einladung auch gerne angenommen. Wir führten dort ein sehr offenes und freundschaftliches Gespräch, wobei er sich von mir zumindest erklären ließ, warum vor allem an den berufsbildenden Schulen eine zweite Ausschreibung im Schuljahr sehr wenig Nutzen, aber dafür sehr viel zusätzlichen Verwaltungsaufwand bringen würde.

Von nun an wunderten sich aber alle bei den weiteren Präsidentenrunden, dass mich Scheiber immer sehr überschwänglich begrüßte und wir beide auch per Du waren. Auch hat er sich, bei den Runden im Chiemseehof, sehr oft mit mir unter vier Augen zurückgezogen, um eine gemeinsame Argumentationslinie zu besprechen, vor allem wenn es um die berufsbildenden Schulen ging. Wir wurden, soweit dies in einem Polit-Biotop überhaupt möglich ist, durchaus noch gute Freunde.

Dieser Versuch, die Lehrerposten zweimal im Schuljahr auszuschreiben, wurde übrigens ein ausgesprochener Flop und erhielt ein bürokratisches Begräbnis erster Klasse.

Diese bewährten und erfolgreichen Präsidentenrunden hat der Nachfolger Hans Katschthalers, nämlich Gerhard Schäffer, der ebenfalls Amtsführender Präsident des Landesschulrates in Salzburg war, noch mehrere Jahre erfolgreich fortgesetzt. Es waren höchst fruchtbare Diskussionen unter bildungspolitischen Experten. Landeshauptmann-Stellvertreter Prof. Fritz Prior aus Tirol, der auch die erste von mir gestiftete „Johannes Messner Medaille“ erhalten hat, prägte lange Zeit diese Treffen der „Präsidentenrunde“. Auch die Beiträge meiner niederösterreichischen Präsidenten Edmund Sagbauer und Adolf Stricker hatten stets Gewicht, genauso wie jene von Johannes Riedl und seinem Nachfolger, Fritz Enzenhofer, aus Oberösterreich.

Diese Treffen sind allerdings selig entschlafen, als sich die ÖVP dann wieder in der Regierung befunden hat. Man hat als Regierungspartei unsere Expertise anscheinend nicht mehr nötig gehabt, ja, sie war beim fröhlichen Regieren sogar hinderlich und lästig geworden. Unter dem Oberösterreicher Fritz Enzenhofer kam es später noch zu einem erfolgreichen Wiederaufleben dieser Präsidenten-Runden. Sie hatten aber viel von ihrer ursprünglichen Effizienz verloren, als die ÖVP den Bundeskanzler stellte. Nach der „glorreichen“ Schul-Reform der letzten rot-schwarzen Koalition, die wie alle vorangegangenen weit mehr Verschlechterungen als Verbesserungen im Bildungssystem bringen sollte, gab es dann auch überhaupt keine Landesschulräte mehr, sondern nur Direktionen für Bildung bei den Landesregierungen und daher auch nur mehr „Bildungsdirektoren“ statt Präsidenten.

Welch ein Abstieg!

Welche Weinsorte ist das?

Es kommt nicht oft vor, dass man dem Bundeskanzler der Republik mit einem Glas Rotwein in der Hand begegnet. Diese Begegnung war für mich möglich, da ich als Direktor der Höheren Lehranstalt für Kultur- und Kongressmanagement sehr eng mit der örtlichen Hotelwirtschaft in Baden zusammenarbeitete. Daher brauchten wir auch kein an die Schule angeschlossenes Lehrhotel, denn wir hatten für diesen Zweck, zumindest damals, in Baden gleich mehrere erstklassige Häuser zur Verfügung, die gerne mit der Schule kooperierten.

Nur einige hundert Meter von der Schule entfernt stand das inzwischen leider geschleifte Seminarhotel „Caruso“, mit dessen Direktor Alfred Degelsegger ich freundschaftlich verbunden war. Große Teile des Praxisunterrichtes fanden daher in seinem Haus, natürlich unter pädagogischer Führung meiner Lehrerinnen und Lehrer statt. Damit war beiden geholfen, wir hatten ein echtes Praxishotel, und das Haus hatte zusätzliches Personal. Auf diese Personalreserve hat man bei größeren Veranstaltungen auch gerne zurückgegriffen. Auch für Lehrerschaft und Schüler war es erstens eine willkommene Abwechslung und man lernte auch interessante Persönlichkeiten kennen. Zum

Zweiten wurden Einsätze bei Veranstaltungen außerhalb der Schulzeit arbeitsrechtlich abgesichert und auch entsprechend entlohnt.

Das Seminarhotel Caruso befand sich im Eigentum der Sozialistischen Partei Niederösterreich, wurde aber rein kommerziell, ohne jeden äußeren politischen Anstrich geführt. Es wurde daher auch von den unterschiedlichsten Institutionen frequentiert.

Natürlich hat die SPÖ selbst auch sehr viele Zusammenkünfte in diesem ihrem eigenen Haus organisiert. Auch bei solchen Veranstaltungen war der Einsatz meiner Schülerinnen und Schüler sehr gefragt. Als politisch anders Gläubiger habe ich aber stets versucht, mich bei solchen Veranstaltungen dezent im Hintergrund zu halten. Der damalige SPÖ-Chef in Niederösterreich war Ernst Höger, den ich als Gewerkschafter nicht nur gut kannte, sondern persönlich wegen seiner offenen Art sehr schätzte. Er hat mir zu verstehen gegeben, dass ich bei diesen Veranstaltungen ruhig anwesend sein könne, denn erstens seien dies keine Geheimgespräche und zweitens seien wir uns als Gewerkschafter doch sehr nahe stehend.

Nun wollte es der Zufall, dass bei einer dieser Veranstaltungen nicht nur der damalige Unterrichtsminister Rudolf Scholten, sondern auch Finanzminister Viktor Klima und sogar der Bundeskanzler, Dr. Franz Vranitzky, anwesend waren.

Ich beobachtete etwas abseits, aber in Hörweite zum Kanzler, wie meine Schülerinnen und Schüler beim Stehempfang die Tablett mit gefüllten Weingläsern elegant durch die Menge balancierten. Als eine Schülerin beim Kanzler angelangt war und artig den Wein anbot, nahm dieser ein Glas Rotwein vom Tablett, prostete seinem Gesprächspartner zu und kostete den Wein. Ehe sich die Schülerin wieder abwenden konnte, wurde sie von Dr. Vranitzky gefragt, um welche Sorte es sich bei diesem Rotwein handle. Nun war ich neugierig, wie die Schülerin auf diese Frage reagieren würde. Die Schülerin war nämlich sehr kurzfristig zu diesem Einsatz eingeteilt und daher nur sehr knapp und allgemein instruiert worden.

Die Schülerin aber blieb ganz ruhig und sagte sehr höflich: *„Herr Bundeskanzler, ich habe soeben meinen Dienst angetreten und hatte noch keine Zeit, der Herkunft des Weines nachzugehen, aber ich werde dies gleich nachholen und Sie informieren.“*

Nach kurzer Zeit kehrte sie zum Kanzler mit einer Weinflasche zurück und erklärte fachlich fundiert, wie sie es im Unterricht für Jungsommeliers gelernt hatte, die wesentlichen Charakteristika des Weines. Sie fügte auch noch hinzu, dass der Winzer aus der Region sei und sie ihn und seinen Kellereibetrieb sogar gut kenne.

Der Bundeskanzler war sichtlich zufrieden und fragte den hinzugekommenen Hoteldirektor, ob die junge Servierkraft noch ein Lehrling sei. Der Direktor klärte ihn darüber auf, dass es sich um Schülerinnen und Schüler meiner Schule handle und stellte mich dem Kanzler vor. Dieser gratulierte mir zu meiner tüchtigen Schülerin und war von unserer erfolgreichen Kooperation sichtlich beeindruckt. Bevor er sich weiter in das Getümmel der Gäste begab, meinte er zu mir: *„Sie sind ja auch Vertreter dieser Schulsparte, wie ich höre. Ich habe da nur so am Rande mitbekommen, dass es mit der Anerkennung des Berufsabschlusses für Ihre Absolventen auf der Europaebene Schwierigkeiten geben soll?“*

Ich bedankte mich für sein Interesse und drückte ein wenig mein Erstaunen darüber aus, dass er sich als Regierungschef sogar mit einem derart speziellen bildungspolitischen Problem befasse. Allerdings, so beeilte ich mich zu versichern, sei diese Frage zugegebenermaßen für uns sicher sehr wichtig.

Er bekannte sehr offen, dass er darüber keine Details kenne, forderte mich aber auf, dieses Anliegen sehr komprimiert, nur auf einer halben Seite, seinem persönlichen Sekretär zukommen zu lassen, denn er möchte sich nun um dieses Anliegen gerne selbst kümmern.

Unser Problem bestand jedoch nicht darin, dass die europäischen Instanzen im damaligen EWR (Europäischen Wirtschaftsraum) nicht etwa gewillt gewesen wären, den Abschluss einer Berufsbildenden Höheren Schule, also einer BHS aus Österreich, zusätzlich mit einem europäischen Berufsdiplom auf

postsekundärem Niveau anzuerkennen, das Problem war vielmehr hausgemacht. Der entsprechende Antrag war nämlich von Österreich in Brüssel noch gar nicht gestellt worden. Mit dem auch anwesenden Unterrichtsminister gab es allerdings darüber schon lange Übereinstimmung und den Finanzminister mussten wir nicht belästigen, da dies das Budget überhaupt nicht belasten würde. Vielmehr würde eine europaweite Anerkennung für die Absolventinnen und Absolventen noch weit bessere Chancen auf dem europäischen Arbeitsmarkt bringen.

Widerstände dagegen kamen leider wie so oft, nicht von außen, sondern aus Österreich selbst. Quergelegt hat sich bedauerlicherweise das damals von Dr. Wolfgang Schüssel geführte Wirtschaftsministerium. Die Wirtschaftsvertretung hat nämlich in den Berufsbildenden Höheren Schulen leider schon immer eine direkte Konkurrenz zur dualen Lehrlingsausbildung gesehen. Und man hat darüber geklagt, dass wir ihnen mit unseren attraktiven Schulen die besten Lehrlinge wegnehmen würden. Dies war eine typische österreichische Reaktion. Lieber wird versucht, die Erfolgreichen zu behindern, als sich zu überlegen, wie man das eigene Angebot attraktiver machen könnte.

Schließlich aber haben die Beamten im Wirtschaftsministerium sich gebeugt, allerdings nicht ohne entschiedenen parteiinternen Druck von mir auf den Minister meiner eigenen Partei. Wirksam war dabei sicher auch der unverhohlene Hinweis meinerseits, wie viele Wählerinnen und Wähler wir nicht nur innerhalb unseres Berufsstandes, sondern auch bei unseren Absolventen bei den kurz bevorstehenden Wahlen imstande sein würden zu mobilisieren - oder aber auch nicht zu mobilisieren.

Der Antrag wurde daher nach dem Beschluss im Ministerrat nun endlich in Brüssel gestellt, wobei ein besonderer Feind unseres Schulwesens, ausgerechnet aus der Beamtenriege des Wirtschaftsministeriums, sogar dort noch versucht hat querschießen. Gott sei Dank vergebens. Seither erhalten die erfolgreichen Absolventinnen und Absolventen dieser Schulen nun schon seit Jahrzehnten, nicht nur ihr Reifeprüfungszeugnis, sondern zusätzlich auch ein europäisches Berufsdiplom.

Im internationalen Klassifikationssystem ISCED für Bildungseinstufungen wurden die österreichischen berufsbildenden höheren Schulen, die BHS schließlich sogar als postsekundär eingestuft. Dies hat die bis dahin immer wieder angeprangerte, im internationalen Vergleich angeblich zu niedrige Akademikerquote Österreichs sprunghaft gesteigert. Dabei wurde allerdings verschwiegen, dass in sehr vielen Ländern auch Institutionen, die bei uns bestenfalls Fachschulniveau haben, dem Hochschulsektor zugerechnet wurden.

Diese kleine Begegnung in Baden, begleitet von einem Glas Rotwein und geprägt von einer motivierten und klugen Schülerin, hatte also weitreichende positive Auswirkungen!

Der Mutterschutz im Nonnenkloster

Meine Funktion als Vorsitzender des Fachausschusses der gesetzlichen Personalvertretung in Niederösterreich brachte auch für mich viele Besuche an den Schulen mit sich. Dabei wurden meist im Zuge von Konferenzen sogenannte Dienststellenversammlungen einberufen, also Zusammenkünfte des gesamten Lehrerkollegiums, wobei der an der Schule gewählte Dienststellenausschuss den Vorsitz führte. Bei Privatschulen war und ist die Situation allerdings etwas schwieriger, da man einem Mitsprachegremium an der Schule grundsätzlich skeptisch bis ablehnend gegenübersteht. Zu den Privatschulen zählen vor allem die nicht wenigen konfessionellen Schulen, deren Status allerdings rechtlich mit einem Konkordat zwischen der Republik Österreich und dem Vatikan geregelt ist. Viele Privatschulen, zu denen aber auch jene der Kaufmannschaft gehören, wurden und werden von der öffentlichen Hand unterstützt, und Personalkosten werden übernommen. Das heißt, es werden Lehrerinnen und Lehrer vom Bund oder Land angestellt, und den Privatschulen zur Verfügung gestellt. Dienstgeber waren und sind allerdings die finanzierenden Stellen. Da auch solche Finanzierungen im Bundeshaushaltsgesetz ihre Deckung haben müssen, scheinen diese Unterstützungen unter dem Budgetposten der Subventionen auf. Im

Amtsdeutsch waren also diese Lehrpersonen sogenannte „Lebende Subventionen“. Auch ich war viele Jahre eine solche „Lebende Subvention“.

Gerade deshalb habe ich mich um diese Schulen und die dort beschäftigten Lehrerinnen und Lehrer, also die „Lebenden Subventionen“, besonders gekümmert und versucht, sie durch direkte Kontakte an ihrer Arbeitsstätte zu betreuen. So hatte ich eines Tages vor, eine relativ große Schule in Amstetten, die in einem Nonnenkloster untergebracht war, zu besuchen. Meine offizielle Visite war von meinem Sekretariat angekündigt und vereinbart worden, sodass ich mich gut vorbereitet und froher Dinge auf den Weg machen konnte. Nun war es nicht schwer, das riesige und sehr dominante Klostergebäude zu finden, aber mit dem richtigen Eingang war das so eine Sache. Ich hatte das nicht gerade einladend wirkende Gebäude mit seinen sehr hoch angesetzten und schwer vergitterten Fenstern schon fast umrundet – es glich von außen eher einem Gefängnis –, da erblickte ich doch noch eine Tür, die sogar offen war. Ich betrat einen kleinen Vorraum, der sehr kärglich mit lediglich zwei Holzbänken ausgestattet war. Neben einer weiteren Tür befand sich eine verschlossene Fensteröffnung. Auf einer der Bänke saßen zwei etwas heruntergekommene Gestalten, die, da ich etwas ratlos um mich blickte, mir netterweise bedeuteten, doch den Klingelknopf zu betätigen, der sich gleich neben dem Fenster befand.

Als angemeldeter Besucher, der ich ja war, erwartete ich mir, nach der Betätigung der Klingel nun durch die Tür in das Innere weitergehen zu dürfen. Allerdings öffnete sich diese Türe nicht.

Dafür aber ging sehr geräuschvoll das Schiebefenster daneben auf und eine Hand reichte mir einen prall gefüllten Teller mit einer durchaus gut duftenden Suppe. So überrumpelt, hielt ich nun einen Suppenteller in der Hand, während das Schiebefenster, ratsch, schon wieder geschlossen war. Die beiden Gestalten auf der Bank nickten mir freundlich und wohlwollend zu. Ich aber läutete ein zweites Mal. Als sich das Fenster wieder öffnete, beeilte ich mich sehr rasch zu erklären, warum ich hier sei. Flugs wurde mir die köstliche Suppe, die ich noch in der Hand hielt, gleich wieder weggenommen und ich durfte nun endlich durch die offene Tür in das Innere des Klosters eintreten.

Eine kleine, schon sehr betagte, aber quicklebendige Nonne nahm mich in Empfang und erklärte mir lachend, dass der Haupteingang auf der anderen Seite des Gebäudes sei. Ich aber war bei der Tür zur caritativen Ausspeisung für arme Menschen gelandet.

Die freundliche Nonne meinte aber sehr erheitert, dass das gar nicht schlimm sei, wir müssten nun allerdings wegen der strengen Klausur einige Umwege nehmen, um in die Schule zu gelangen. Sie führte mich fröhlich lachend durch ein Labyrinth von Gängen in jenen Gebäudeteil, in dem die Schule untergebracht war. Wir betraten einen großen Raum, in dem etwa sechzig Personen bereits erwartungsvoll saßen. Es waren vornehmlich Kolleginnen, von denen aber fast ein Drittel die Nonnentracht trug. Ich konnte nun in Ruhe und nachdem ich mich artig für die freundliche Aufnahme bedankt hatte, meinen Vortrag halten. Neben bildungspolitischen und pädagogischen Fragen gehörten vor allem dienst- und besoldungsrechtliche Aktualitäten zu meinem ständigen Repertoire. Zu den Fixpunkten meines Vortrages zählten dabei die vor allem für die Kolleginnen wichtigen Bestimmungen über den Mutterschutz und die Karenzmöglichkeiten bei Geburt eines Kindes. Allerdings zögerte ich bei diesem Programmpunkt und entschloss mich, angesichts der vielen anwesenden ehrwürdigen Schwestern im Lehrerkollegium auf diesen Punkt zu verzichten. Am Schluss meiner mit sichtlichem Wohlwollen aufgenommenen und mit höflichem Applaus bedachten Ausführungen bat ich routinemäßig darum, etwaige zusätzliche Fragen zu stellen. Ich wollte mich schon abschließend bedanken und verabschieden, da meldete sich ausgerechnet jene freundliche Nonne, die mich herein begleitet hatte, zu Wort und ersuchte mich, doch über die neuesten Bestimmungen, die den Mutterschutz betreffen, zu berichten.

Natürlich habe ich dies gerne getan und man lauschte auch bei diesen Informationen sehr interessiert.

Besagte freundliche Nonne geleitete mich, diesmal aber ohne Umwege aus der Schule wieder hinaus. Beim Verabschieden kicherte sie und sagte schelmisch: *„Ja, da haben Sie aber geschaut, wie ich meine Frage gestellt habe!“* Und erklärend fügte sie hinzu: *„Sie wissen ja, unsere Schülerinnen sind doch*

*größtenteils schon im heiratsfähigen Alter und da müssen wir sie schon auch auf solche Dinge gut vorbereiten. Noch dazu, weil man uns immer für ver-
zopft und weltfremd hält – aber das sind wir nicht!“*

Um eine schöne Erfahrung reicher verließ ich, allerdings rechtschaffen hungrig und daher wehmütig an die leider vorenthaltene gute Klostersuppe denkend, dieses fromme Haus.

Im Dirndl nach Istanbul

Ich hatte das Glück, als Assistent von Professor Dr. Anton Egger meine „Lehrlingsjahre“ als Pädagoge unter seiner sicheren und führenden Hand dienen zu dürfen. Er hat mich nicht nur gefördert, sondern tatsächlich auch sehr intensiv gefordert. Vor allem legte er Wert auf meine selbstständige Mitarbeit in den Klassen, in denen ich ihn begleiten durfte. Dies führte nicht nur dazu, dass ich sehr bald Unterrichtssequenzen selbst unterrichten konnte und musste, sondern ich war so wie er stets mit dem lehrplanmäßigen Fortschritt der Klasse und dem der einzelnen Schülerinnen und Schüler vertraut. Anton Egger war auch ein begeisterter und begnadeter Schifahrer. Aber selbst solchen hervorragenden Schifahrern passieren mitunter Missgeschicke. Ausgerechnet zu den in diesem Jahr sehr späten Osterferien brach er sich beim Firnwedeln ein Bein und lag wohl eingegipst mit einem Gewicht am Bein im Krankenhaus Neunkirchen; prognostizierte Verweilzeit: mehrere Wochen.

Unglücklicherweise hatte er in diesem Jahr die Maturaklasse nicht nur als Klassenvorstand, sondern auch in allen kaufmännischen Fächern als Lehrer zu betreuen.

Dies führte zunächst zu einem durchaus verständlichen Wutanfall des Direktors, da alle Professorinnen und Professoren eine Vertretung, des an das Spitalsbett gefesselten Kollegen strikt und vehement ablehnten. Sie wehrten sich, die Verantwortung für diese Maturaklasse zu übernehmen. Möglicher-

weise waren es auch die durchaus hohen Qualitätsansprüche, die der spätere Universitätsprofessor Dr. Egger auch schon als HAK-Lehrer verlangt hat.

Sogar im Landesschulrat wurden Stimmen laut, die es tatsächlich per Erlass den Unterrichtenden in Maturaklassen verbieten wollten, dem gefährlichen Schilauf zu frönen. Dies war allerdings in einer schulrechtlich noch etwas unübersichtlichen Zeit, nämlich vor den Schulgesetzen 1960.

Die von Dr. Egger vorgeschlagene Lösung wurde schließlich mangels anderer Alternativen akzeptiert. Sie bestand darin, dass ich als sein Assistent die Klasse als Klassenvorstand und in den Gegenständen, die Anton Egger unterrichtete, als Lehrer zu übernehmen hatte. Das hieß, dass ich mit meinem Renault 4CV fast täglich zwischen Mödling und dem Krankenhaus Neunkirchen pendelte, um die so wichtigen letzten Vorbereitungswochen mit Dr. Egger abzusprechen und vor der mündlichen Matura mit der Klasse optimal zu nutzen. Denn zum Termin der mündlichen Reifeprüfung sollte er zumindest einen Gehgips bekommen, um sie abhalten zu können. So war es auch! Dr. Egger, zwar noch mit einem dicken Gips im Rollstuhl, konnte sich mit uns allen über eine erfolgreiche Matura freuen, denn die Klasse war von uns gemeinsam und gut vorbereitet zur Matura geführt worden.

Das nächste Problem war allerdings die längst geplante Maturareise, die für die damalige Zeit sehr kühn per Schiff nach Istanbul geplant war. Es waren Anfang der 60er- Jahre Reisen nach Istanbul noch lange nicht in Mode, sondern hatten eher einen Hauch orientalischer Abenteuerlichkeit.

Wegen der Verhinderung des Klassenvorstandes sollte die Reise abgesagt werden, da sich niemand im Lehrerkollegium bereit erklärte, mit 18 Mädchen und 1 oder 2 Burschen in den wilden Orient zu fahren. Schließlich aber überredete mich die so erfolgreiche Maturaklasse dazu, die Reiseleitung zu übernehmen. Allerdings fand sich keine weibliche Begleitung im Lehrerkollegium, um an dieser Reise zu teilzunehmen. Der Religionslehrer Prof. Alfred Wagler, damals auch noch Pfarrer und in meiner Studentenverbindung aktiv, fasste sich schließlich ein Herz und begleitete uns.

Es wurde eine wunderbare Schiffsreise auf der bereits etwas in die Jahre gekommenen „Ege“, einem Frachtschiff, welches auch Passagiere an Bord nahm. Obwohl wir in der billigsten Touristenklasse reisten, durfte sich unsere Gruppe dank unseres geistlichen Beistandes, der sich alsbald mit dem sehr österreichfreundlichen Kapitän angefreundet hatte, auch in den Einrichtungen und Salons der ersten Klasse bewegen.

Der Kapitän stellte uns bei unserem Landgang in Izmir, verbunden mit dem Besuch der Ausgrabungen in Ephesos, sogar Begleiter aus seinem Offizierskorps zur Verfügung, für die er sich persönlich verbürgte.

Eine besondere Überraschung auch für mich hatte allerdings meine Mädchenschar beim Anlegen im Hafen von Istanbul vorbereitet. Ich hatte mich gerade sehr artig vom Kapitän verabschiedet und ihm für seine Gastfreundschaft gedankt, da vernahm ich unterhalb des Abganges für Passagiere undefinierbaren Lärm. Es war ein Gemisch aus Applaus, Pfiffen und Gejohle. Natürlich neugierig geworden, eilte ich zur Reling, um die Ursache dafür zu erkunden. Zu meinem Erstaunen zelebrierten meine Maturantinnen den Abgang von der altehrwürdigen „Ege“, indem sie mit ihren Gepäcksstücken in der Hand, jede in ihr heimlich mitgenommenes Trachtendirndl gekleidet und grazil über das Fallreep tänzelnd, dem Hafenpublikum eine kleine Modenschau darboten. Natürlich zollte vor allem die zahlreich versammelte Männerschar der Darbietung durch Applaus und Zurufe lautstark ihre Anerkennung.

Dieser kleine modische Auftritt, der unter der erstaunten Männerwelt des Istanbuler Hafens einiges an Aufsehen hervorgerufen hatte, rief auch sofort die allgegenwärtige Polizei auf den Plan. Diese wurde allerdings von meinem Freund Dr. Kernthaler beruhigt, der damals Außenhandelsdelegierter Österreichs in Istanbul war und uns im Hafen bereits erwartet hatte. Er erklärte mir, dass in der Türkei doch etwas andere Verhältnisse herrschten als bei uns. Obwohl zu diesen Tagen noch im Sinne von Kemal Atatürk ein durch und durch säkularer Staat, war die Polizeiaufsicht und die Überwachung durch die damals noch sehr mächtige und über die Verfassung wachende

Armee allgegenwärtig. Daher waren selbst so harmlose spontane Modedarbietungen, wie sie meine Maturantinnen geboten hatten, ohne Wissen und Bewilligung der Behörde nicht gerne gesehen.

Trotzdem verbrachten wir wunderschöne Tage in Istanbul und seiner Umgebung. Die Türkei von damals, als noch keine Gastarbeiter zu uns kamen, präsentierte sich auch ganz anders als heute. Dieses schöne Land war zu dieser Zeit touristisch auch noch kaum erschlossen. Es war vor allem auch die ehrliche und offene Gastfreundschaft, die uns überall entgegengebracht wurde, die unseren Aufenthalt so angenehm machte.

Angeregt durch einen Zeitungsartikel, wollten wir auch einen alten, traditionellen Friedhof besuchen, der als sehenswert angepriesen wurde. Allerdings lag dieser auf der asiatischen Seite des Bosphorus, in Üsküdar. Damals existierte natürlich noch keine Brücke über diese Meerenge, sodass wir erst nach einer fröhlichen Schiffsfahrt mit einer der zahlreichen Fähren auf die andere Seite des Bosphorus gelangen konnten.

Ohne Stadtplan und der Sprache unkundig machten wir uns auf die Suche nach diesem angeblich so berühmten Friedhof. Natürlich vergebens. Dem Rate meines Freundes folgend, im Bedarfsfall stets uniformierte Menschen um Hilfe zu ersuchen, sprach ich einen solchen Uniformträger, der gerade ein als Postamt gekennzeichnetes Gebäude verlassen hatte, hilfesuchend an. Ich war natürlich überzeugt, damit einen kompetenten und ortskundigen Mann gefunden zu haben, der weiterhelfen würde. Allerdings war dies nicht so einfach. Aber nach Überwindung der Sprachbarriere – der Uniformierte sprach erstaunlicherweise ein exzellentes Englisch – erklärte er sich spontan bereit, uns zu diesem abgelegenen Friedhof zu führen. Dieser stellte sich als alles, nur nicht als vielbesuchte Besichtigungsattraktion heraus. Er war nämlich nicht sonderlich gepflegt, viele Grabdenkmäler waren von Pflanzen überwuchert. Unser uniformierter „Fremdenführer“ stellte sich aber als historisch höchst gebildet und kundig heraus und erklärte uns die Begräbnistraditionen des Landes von einst und jetzt.

Nach dieser nun doch sehr interessanten Führung verabschiedeten wir uns von unserem Guide mit herzlichem Dank. Ich überlegte kurz, ob er ein angemessenes Trinkgeld erhalten sollte, doch er wehrte unseren Dank mit der Bemerkung ab, dass die türkische Armee stets gerne zu Hilfen aller Art bereitstehe. Denn, so erklärte er uns, der Aufenthalt auf diesem etwas verwilderten Friedhof sei nicht ganz ungefährlich, da er auch die Heimat einer berüchtigten Kolonie von Giftschlangen sei.

Außerdem stellte sich nun der vermeintliche Postler sehr höflich als Major der türkischen Luftstreitkräfte vor, der gerade von einer Schulung in den USA kommend auf Heimatbesuch war. Er versicherte uns nochmals, dass es ihm eine Ehre und Freude gewesen sei, den jungen Damen aus Österreich seine Heimat ein wenig nähergebracht zu haben.

Er salutierte stramm und entschwand im einsigen und bunten Getriebe des damals noch sehr orientalistisch geprägten Üsküdar.

Wie man in Sizilien zu einem Kind kommt

Eine andere Maturaklasse hatte mich später ebenfalls eingeladen, sie auf ihrer Abschlussreise zu begleiten. Klassenvorstand war eine schon etwas betagtere Kollegin, die ihren Beruf als einen Sendungsauftrag betrachtete. Sie war unverheiratet und lebte ausschließlich für ihren Beruf. Auch hatte sie sehr tief verwurzelte konservative Wertvorstellungen, vor allem was Moral und die Erziehung von jungen Menschen betraf. Dafür waren natürlich die 70er-Jahre kein einfaches soziales Umfeld. Denn gerade damals begann sich in der Gesellschaft eine noch nie dagewesene Freizügigkeit, vor allem was die Sexualmoral betraf, breitzumachen. Begleitet war dies von der gerade auf den Markt gekommenen „Antibabypille“. In dieser Haltung erschien die Kollegin den Schülerinnen und Schülern der Maturajahrgänge doch ein wenig schrullig und verzopft. Denn sie machte sich stete Sorgen über den moralischen Halt der ihr anvertrauten jungen Menschen. Ansonsten war aber unsere Erika Winter nicht nur eine exzellente Pädagogin, sondern auch eine stets hilfsbereite und sehr nette Dame.

Unsere gemeinsame Reise ging nach Italien, und zwar über Rom, Neapel bis nach Sizilien. Weitere Reisebegleiter waren das Ehepaar Dr. Anton Egger und Prof. Friedrich Rihs, die in dieser Klasse ebenfalls unterrichtet hatten. In Taormina angekommen, bezogen wir unser Quartier in einem wunderschönen und gut bewachten Ressor, mit idyllisch gelegenen Bungalows, nur wenige Schritte vom Meeresstrand entfernt.

Ich teilte mein Zimmer mit Friedrich Rihs in einem der Bungalows, in dem auch die Eggers logierten und wo im dritten Abteil dieses kleinen Gebäudes zwei Maturantinnen wohnten. Eine dieser zwei jungen Damen, Monique genannt, hatte sich auch um die Organisation dieser Reise sehr bemüht und hat auch später, als „treue Seele“, ihre Klassengemeinschaft noch weit über das 50-jährige Maturjubiläum hinaus zusammengehalten und gemeinsame Treffen organisiert.

Nun - je mehr wir in die südlichen Gefilde gelangten, umso mehr wuchs auch die Angst unserer sorgsam Erika um die körperliche, aber vor allem die seelische Behütung ihrer jungen Schutzbefohlenen. Sie witterte überall Gefahren, die ihrer Meinung nach von überall stets lüstern auf der Lauer liegenden Papagalli ausgingen, die es natürlich auf ihre netten und behüteten Schülerinnen abgesehen hatten. Allerdings bestand dazu in diesem gut bewachten Ressor wenig Anlass. Es war umzäunt und streng bewacht, und zwar von bewaffneten, älteren Männern, die eher den Eindruck von Pensionisten machten, die mit diesem Job einem Zuverdienst nachgingen. Der feurige, südländische Verführer allerdings war ihnen in keiner Weise zuzutrauen.

Nach einem fröhlichen Sonnentag am Strand saß ich noch gemeinsam mit Fritz Rihs gemütlich auf einer Luftmatratze vor unserem Zimmer und wir betrachteten den herrlichen klaren Sternenhimmel. Fritz hatte vorsorglich für diesen Tagesausklang eine Flasche sizilianischen Rotwein besorgt, einem gemütlichen Abendschoppen stand also nichts im Wege. Das traute Paar Egger hatte sich allerdings bereits in sein eheliches Schlafgemach zurückgezogen, aber dafür gesellte sich unsere getreue Monique, als nun Dritte im Bunde, zu unserer Runde hinzu. Unter diesem südlichen Sternengefunkel

mit einem Glas Rotwein in der Hand lässt es sich bekanntlich trefflich plaudern und auch philosophieren, ohne dabei dauernd auf die Uhr zu blicken. Da erschien plötzlich aus der Dunkelheit eine gespenstische Gestalt in einem wallenden, bodenlangen Gewande. Es war unsere sorgsame Erika, die in einem züchtigen Nachthemd einen Kontrollrundgang machte. Sie wollte sich natürlich vergewissern, ob alle wohlbehalten und brav in ihren Betten dem nächsten Tag entgegenschlummerten. Davon hat sie sich auch immer wieder durch Nachschau in den Schlafräumen ihrer Schützlinge überzeugt. Natürlich wurden wir von ihr ermahnt, uns zu dieser fortgeschrittenen Stunde ebenfalls zur Ruhe zu begeben. Kurz nachdem sie unseren Blicken entschwunden war, hörten wir etwas laute und unfreundliche Stimmen aus der Richtung des ehelichen Schlafgemaches der Eggers. Die liebe Erika hatte nämlich im Glauben es handle sich um eines der Schülerinnenzimmer, das Ehepaar Egger versehentlich ebenfalls auf die Einhaltung von Sitte und Ordnung kontrolliert. Diese störende Visitation ihres ehelichen Schlafgemaches stieß bei den Eggers natürlich auf entrüsteten und entschiedenen Widerspruch.

Bald aber kehrte wieder Ruhe ein und wir wollten uns schon zu Bette begeben, da erschien ein kleiner, etwa vierjähriger Sizilianer, der leise wimmernd vor sich hin weinte. Er lief in seinem Nachttanzug schluchzend einmal rund um unseren Bungalow herum und rief unentwegt „Papa, Papa!“

Wir versuchten, den kleinen, völlig verstörten jungen Mann, so gut es ging zu beruhigen. Schließlich lief er, von der Müdigkeit getrieben, in unseren Schlafraum, warf sich, noch einige Schluchzer von sich gebend, auf mein Bett und schlief sofort tief ein.

Vorher hatten wir aber noch herausgefunden, dass dieser unternehmungslustige junge Mann Marco hieß. Und sein Herr Papa, der anscheinend ausgegangen war, ihn allein zurückgelassen hatte in der Hoffnung, dass er süß in seinem Bett schlummern würde. Dem war aber leider nicht so, denn er schlummerte nun in meinem Bett.

Da die Rezeption des Ressorts schon lange geschlossen hatte, konnten wir nichts Anderes tun, als noch weiter den Sternenhimmel zu betrachten und zu plaudern, wozu uns eine zweite Flasche Rebensaft sehr behilflich war.

Irgendwann, so waren wir überzeugt, wird denn doch jemand auftauchen, um den verlorenen kleinen Marco abzuholen.

Stattdessen erschien wiederum die Gestalt unserer besorgten Erika im wallenden Gewande aus der Dunkelheit. Ihr strenger Blick war von einer zweiten Mahnung begleitet, doch endlich die Nachtruhe zu pflegen. Wir antworteten ihr, vom köstlichen Wein bereits etwas animiert und sehr fröhlich, dass dies nicht möglich sei. Denn wir hätten gerade ein Kind bekommen. Das hat sie sichtlich verwirrt und sie in ihrer Meinung bestärkt, dass wir allesamt zu viel getrunken hätten.

Ich forderte sie aber auf, sich doch von der Wahrheit zu überzeugen und den kleinen Marco in Augenschein zu nehmen.

Sie kehrte mit fassungslosem Blick aus unserem Zimmer zurück, versuchte etwas zu sagen, brachte aber keinen Ton über ihre Lippen, sondern verschwand kopfschüttelnd in der Dunkelheit, so wie sie gekommen war.

Geraume Zeit später, erst nach Mitternacht, vernahmen wir dann endlich die Geräusche eines einparkenden Autos. Kurz darauf schritt ein eleganter Herr im weißen Smoking sehr beschwingt an unserem Bungalow vorbei. Es dauerte aber nicht lange, bis dieser Nachtschwärmer weit weniger beschwingt und nun verzweifelt den Namen Marco rufend vor uns auftauchte. Wir fragten ihn in unserem „perfekten“ Italienisch: „Papa Marco?“. Er antwortete mit: „Si, si!“.

Der sizilianische Papa hatte also, Gott sei Dank, seinen kleinen Marco gefunden, der aber noch immer süß in meinem Bett schlief.

Der elegante, nächtliche Bummel hat sich natürlich auf überschwängliche Weise, wie es sich für einen Italiener gehört, bei uns bedankt und ist mit seinem noch immer schlafenden Sprössling in den Armen in seine Behausung verschwunden.

Wir haben natürlich unserer besorgten Erika beim Frühstück über den gesamten Sachverhalt ausführlich berichtet. Ihre Miene verriet uns aber sehr deutlich, dass sie der ganzen Geschichte zutiefst misstraute. Sie blieb, hinsichtlich des Wahrheitsgehalts dieser geschilderten Begebenheit, so vermute ich, weiter zutiefst skeptisch.

Allerdings sind ihre nächtlichen Kontrollgänge im wallenden Nachthemd fortan unterblieben.

Auf die Standesvertretung kann man sich verlassen

Als ich in den 70er- Jahren voll Begeisterung und Idealismus, allerdings auch auf dem politischen Parkett noch sehr unerfahren und naiv, die Funktion des Vorsitzenden der Personalvertretung der Lehrerinnen und Lehrer an BMHS übernahm, war mir noch nicht klar, worauf ich mich dabei eingelassen hatte. Ich durfte diese Funktion, ohne lange Bedenkzeit, in der Nachfolge von Dr. Oswald Tischler übernehmen, der mir aber in der Folge sehr hilfreich zur Seite stand. Als ich meine erste direkte Wahl als Spitzenkandidat zu schlagen hatte, war ich natürlich voll Ehrgeiz, das bisherige, ohnehin sehr gute Ergebnis noch zu verbessern. Ich ließ, was damals auf dieser Ebene noch ein Novum war, einen eigenen Werbefalter drucken. Für diesen brauchte ich allerdings einen zugkräftigen Spruch, der aber mit tatkräftiger Hilfe meiner Frau Christa sehr rasch gefunden wurde, nämlich „Jederzeit Rat und Hilfe!“ – „Deine Standesvertretung“. Dieses „Jederzeit“ sollte mir Christa noch jahrzehntelang ironisch, aber immer aufmunternd vorsagen, wenn ich, ob so mancher Dummheit und Undankbarkeit, die es leider auch in der Lehrerschaft nur zu oft gab, verdrossen war und resignieren wollte. Nun ist die Personalvertretung gemäß ihrem gesetzlichen Auftrag ein Instrument, welches den öffentlich Bediensteten zu ihrem Recht verhelfen soll und muss.

Manchmal wurde dies auch geradezu wortwörtlich auf die Probe gestellt. Das Lehrerkollegium an einer Handelsakademie ist ein höchst interessantes Häuflein von Individualisten und Charakteren unterschiedlichsten Schlages. Es gehörten diesem erlauchten Kreis auch leider immer wieder solche an, die dem Alkohol mehr zusprachen als der Pädagogik.

Eine dieser tragischen Gestalten war ein Lehrer, der nach dem Abbruch seines Studiums die Fächer Maschinschreiben und Stenographie unterrichten durfte. Diese Spezies hat sich leider stets zurückgesetzt gefühlt, da sie na-

türlich auch finanziell schlechter eingestuft war als Lehrkräfte mit Universitätsabschluss. Ihr persönliches Ego polierten sie daher mit besonderer Härte und Unnachgiebigkeit in der Notengebung auf. Unterstützt wurde dies durch die damalige Wertigkeit der Stenotypie auf dem Arbeitsmarkt. Es gab sogar ein eigenes Prüfungszertifikat der Handelskammer für diese Fertigkeit, die nach der Anzahl von Schreibmaschinenanschlägen pro Minute wie bei einer Olympiade gemessen wurde. Dies hat aber leider bei manchen dieser Lehrer nicht gereicht, ihre innere Wertigkeit als Pädagogen zu heben. Um einen besonders engagierten Vertreter dieser Berufsgruppe handelt es sich im Folgenden.

Er hatte, dank seiner Sturheit und Strenge, sehr viele Schülerinnen und Schüler auf dem Gewissen, weil er sie mit negativen Beurteilungen in seinen zwei getrennten Gegenständen Stenographie und Maschinschreiben zum Aufgeben oder zur Klassenwiederholung gezwungen hatte.

Außerdem verfiel er, trotz aller Versuche, ihn davon abzuhalten, dem Alkohol. Oder rustikaler ausgedrückt, er hat sich schlichtweg versoffen. Nun war dies tragisch genug, solange dies von den Schülerinnen und Schülern nicht wahrgenommen wurde.

Allerdings hat er aber auch unbedingt ein Automobil haben müssen. Es war dies ein absonderliches Fahrzeug mit einer damals etwas kuriosen Getriebeautomatik. Ein solches Fahrzeug, gefertigt in den Niederlanden und in grellem Gelb lackiert, benutzte er zur täglichen Fahrt in die Schule und nach dem Unterricht in sein Stammwirtshaus. Es war für alle Insider natürlich nur eine Frage der Zeit, bis er bei einer Polizeikontrolle seine Lenkerberechtigung loswerden würde, obwohl die Promillegrenze damals etwas toleranter war als heute. Er lag mit seinem Dauerpegel jedoch konsequent darüber.

Eines Abends, ich war bereits in die Spätnachrichten des Fernsehens vertieft, klingelte das Telefon.

Neugierig, wer zu so später Stunde noch anruft, hob ich ab. Es war der Gendarmerieposten Mödling. Der Beamte meldete sich mit seinem Namen und bemerkte, dass er mich von der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst als Lehrervertreter kenne, denn er sei ebenfalls Funktionär in der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst.

Er berichtete mir dann folgenden kuriosen Sachverhalt. Ein gelbes Auto wurde mit Totalschaden in einer Kurve auf der Straße in die Hinterbrühl vorgefunden, aber vom Fahrer fehlte jede Spur. Über die Zulassungsbehörde ist aber mein trinkfreudiger Kollege als Fahrzeughalter ausgeforscht worden. Die Exekutivbeamten trafen ihn in seiner Wohnung volltrunken an und nahmen ihn gleich zur Einvernahme in das Kommissariat mit. Dort hat er sich an nichts mehr erinnern können, sondern hat immer nur lauthals nach seinem Personalvertreter um Hilfe gerufen und dabei andauernd meinen Namen genannt.

Ich bedankte mich bei dem Beamten für diese Information und sicherte zu, dass ich in Kürze bei ihm sein werde, um den Kollegen in Empfang zu nehmen und nach Hause zu bringen.

Im Amtsraum der Gendarmerie schilderte der Beamte den ganzen Sachverhalt nochmals. Dabei war ihm aber auch nicht ganz klar, wie es denn mein Kollege in kurzer Zeit, und noch dazu unverletzt, nach einem Totalschaden am Auto bis in seine Wohnung nach Mödling geschafft hatte. Er hat aber gemeint, dass wahrscheinlich die damals schon verwendeten Sicherheitsgurte das Schlimmste verhindert haben.

Mit meinem schwer angeschlagenen Kollegen in seiner Wohnung angekommen, wollte ich diesem mysteriösen Unfall doch etwas mehr auf den Grund gehen. Denn wenn er den Sicherheitsgurt verwendet hatte, müssten doch zumindest einige Druckspuren an ihm festzustellen sein. Dies war aber nicht der Fall. Er war nun aber soweit nüchtern geworden, dass er zumindest immer wieder versicherte, nicht mit seinem Auto gefahren zu sein.

Ich packte ihn wieder zusammen und fuhr mit ihm zur Unfallstelle, um sein demoliertes Auto zu begutachten. Als ich ihn nach den Schlüsseln fragte, meinte er nur, er habe sie leider nicht, denn er sei ja auch nicht gefahren.

Ich kannte allerdings das Stammbeisl meines Kollegen und auch den Wirt. Wir fuhren also zu besagtem Lokal, das kurz vor der Sperrstunde war. Ich bat den Wirt, mir möglichst genau vom Verlauf des fröhlichen Zechens meines blauen Kollegen zu berichten. Dabei stellte sich bald heraus, dass er mit

einem anderen, ebenso bekannten Stammgast eifrig gezecht hatte und dieser ihm eingeredet hat, dass er mit Alkohol im Blut nicht mehr Autofahren dürfe. Er hat ihm daher auch die Wagenschlüssel abgenommen und ihn dann allein zurückgelassen. Der Wirt hat schließlich meinen Kollegen, als seinen treuen Stammgast, vorsorglich in ein Taxi verfrachtet, welches ihn nach Hause bringen sollte.

Nun war der Sachverhalt für mich weit klarer, und es war auch ein völlig anderer als bisher angenommen. Den Unfall hatte nämlich nicht mein Kollege im Vollrausch gebaut, sondern sein ebenso illuminierter Saufkumpan, der ihm die Autoschlüssel abgeluchst hatte.

Diesen neuen Sachverhalt konnte ich dann dem damaligen Bezirkshauptmann von Mödling, Dr. Robert Böhm, der auch Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst in Niederösterreich war, unterbreiten. So kam mein Kollege, dank meiner „jederzeitigen Hilfe“, mit einer sehr moderaten Verwaltungsstrafe sowie ohne Disziplinarverfahren, aber mit einem demolierten Auto noch einmal davon. Eine von mir geleistete Hilfe, die mir jene Schülerinnen und Schüler, die er leider so oft gequält hat, gütigst verzeihen mögen. Er hat halt meinen Werbespruch „Jederzeit Rat und Hilfe“ wortwörtlich genommen und tatsächlich auf die Probe gestellt. Ein zweites Mal hat er ihn, zumindest bei mir, nicht mehr in Anspruch genommen.

Was aber aus ihm später geworden ist und wie lange er sein pädagogisches Unwesen noch treiben konnte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Grenzüberschreitungen

Rund um die Welt

Fast dreißig Jahre hindurch durfte ich die österreichischen Lehrerinnen und Lehrer auch auf dem internationalen Parkett vertreten. Zu verdanken hatte ich dies dem Vorsitzenden-Stellvertreter der GÖD und Vertreter der Pflichtschullehrerschaft, Alkuin Pecher. Mein Freund Alkuin hat die Mitgliedschaft der Fraktion Christlicher Gewerkschafter im Weltverband der Lehrer in die Wege geleitet, während die Vertreter der Sozialistischen Fraktion dem Internationalen Bund Freier Gewerkschaften angehörten.

Alkuin war ein Mann mit Stil und legte stets auf sein Äußeres sehr großen Wert. Aber nur wenige kannten seine persönliche Biographie. Ich gehörte zu diesen wenigen, die er freundschaftlich, ja väterlich in sein Vertrauen gezogen hat. Er war nämlich Angehöriger jener unglücklichen Jahrgänge, die der, vor allem auf die Jugend abzielenden, Propaganda des Nationalsozialismus ausgeliefert und dieser leider auch verfallen waren. Er meldete sich daher, wie viele andere auch, freiwillig und noch als Halbwüchsiger, begeistert zum Dienst mit der Waffe. Als jugendlicher Soldat nahm er am furchtbaren Endkampf um Berlin teil. Die Kampfgruppe, der er angehörte, wurde natürlich zur Gänze aufgerieben. Er selbst lag mit einem Kopfdurchschuss zwei Tage lang unter einem Berg von Toten. Er wäre beinahe in einem Massengrab gelandet, als man entdeckte, dass er noch Lebenszeichen von sich gab. Es ist sicher ein großes Wunder, dass er unter diesen verheerenden Umständen damals überhaupt überlebt hat. Er hat mir zum Beweis sogar seinen Ausweis als Schwerkriegsversehrter einmal ganz heimlich gezeigt, denn er war viel zu stolz und auch zu eitel, um als Kriegsinvalide gelten zu wollen und daraus vielleicht irgendeinen Vorteil zu ziehen. Es war das eine für viele aus heutiger Sicht unverständliche Haltung. Für Nachgeborene ist es, so finde ich, aber unzulässig und arrogant, über diese verführte Generation den Stab zu brechen. Genauso wenig kann man sich in ihre Gedankenwelt von damals, mit dem heutigen Wissen über all das von ihnen Erlebte, Überlebte und Erlittene, wirklich einfühlen.

Er war jedoch sicher keiner der ewig Unverbesserlichen, die nicht einmal aus eigenem Schaden klug geworden sind. Es war daher, da bin ich mir sicher, keine späte Verherrlichung des NS-Regimes durch Alkuin, die ihn dazu bewogen hat, Erinnerungsstücke aus dieser Zeit, die allerdings seine Jugend doch so stark geprägt haben, zu sammeln. Er hat mir von seiner Sammlung zwar erzählt, sie mir aber, Gott sei Dank, nie gezeigt, und es waren auch nur wenige, die um diese seine höchst persönliche Marotte gewusst haben.

Alkuin war in seinem Auftreten als Standesvertreter und Repräsentant Österreichs auf dem internationalen Parkett immer sehr bestimmt, selbstbewusst und voll Haltung. Damals, in den späten 70er-Jahren, war das Fliegen nur wenigen vorbehalten, da es sehr teuer war. Diese Exklusivität manifestierte sich in einem exquisiten Service an Bord der Flugzeuge, ohne lästige Sicherheitsüberprüfungen und Durchleuchtungen beim Einchecken. Auch die Türen zum Cockpit standen während des Fluges meist weit offen. Das Fliegen war damals aber auch ein Statussymbol. Daher bestand Alkuin darauf, bei Reisen zu internationalen Treffen stets das Flugzeug zu benutzen. Als ich ihn das erste Mal auf internationaler Ebene begleiten durfte, ging es zum Weltkongress der Lehrer nach Nürnberg. Nun wollte ich im Einvernehmen mit meiner Frau damals nicht fliegen, da bei uns gerade Nachwuchs erwartet wurde. Nun, Alkuin Pecher aber flog mit einem zweiten Kollegen standesgemäß nach Nürnberg, allerdings mit zwei Zwischenstopps in Zürich und Frankfurt, denn Direktflug gab es keinen. Ich hingegen benutzte die Bahn und war natürlich früher in Nürnberg als er, und das zu einem Bruchteil der Flugkosten. Heute ist dies leider genau umgekehrt.

Nun ist die ehrwürdige Stadt Nürnberg ein sehr geschichtsträchtiger Boden, vor allem und leider auch die Zeit zwischen 1933 und 1945 betreffend. In Nürnberg trafen wir nun am Rande des Kongresses einen guten Bekannten von Alkuin, nämlich Dr. Raab, einen gebürtigen Oberösterreicher, der 1945 in die USA ausgewandert war und in der US-Armee Karriere gemacht hatte. Er war nun als Direktor für alle Schulen der Angehörigen der US-Armee in Deutschland zuständig.

Bereits am Ende des ersten Kongresstages wirkte Alkuin sehr ungeduldig und hat mich sowie den begleitenden Kollegen zielstrebig aus dem Kongresssaal gelotst. Allerdings ging es unter Führung von Dr. Raab durch das dämmerige Nürnberg nicht, wie wir gehofft hatten, zu einem der Spezialitätenrestaurants, wo neben den berühmten Nürnberger Bratwürsten vielleicht auch der legendäre Nürnberger Karpfen auf der Speisekarte geprangt hätte. Vielmehr ging es in der hereinbrechenden Nacht in immer weniger bewohnte Gegenden Nürnbergs. Als wir endlich anhielten, wurde das Geheimnis unseres Zieles gelüftet. Wir befanden uns auf ausdrücklichen Wunsch von Alkuin auf dem ehemaligen, berüchtigten Reichsparteitagsgelände, allerdings in rabenschwarzer Nacht. Nach einem Hupsignal von Dr. Raab gingen plötzlich einige Lichter an – vor uns befanden sich zwei Militärbaracken hinter einem hohen Zaun. Ein Mann in Tarnuniform mit einem Schäferhund an der kurzen Leine begrüßte Raab und ließ uns ein. Dieser Uniformierte erklärte uns, dass wir uns nun auf US-Territorium befänden, denn dieser Teil des Reichsparteitagsgeländes fungierte als Sportanlage für die US-Armee. Der uniformierte Wächter, er war ebenfalls ein deutscher Mitarbeiter der US-Armee, schaltete sogar das Flutlicht für uns ein, damit unser Alkuin zumindest einen winzigen Teil dieses riesigen Geländes in Augenschein nehmen konnte. Als wir aber die Baracke betraten, war ich mehr als schockiert. Zwei riesige Räume der Baracke waren reich dekoriert mit sämtlichen Zeichen und Symbolen des 3. Reiches. Neben Reichskriegsflaggen, Standarten von SS und SA waren in Vitrinen sämtliche Orden der Wehrmacht sowie Ehrendolche, Uniformen und Helme, ja sogar ein Marschallstab ausgestellt. Ganze Sammelbände mit den sogenannten Corso Bildern, die man damals gesammelt hatte wie heute die Bilder von Fußballstars, an die ich mich aus meiner Kindheit noch erinnern konnte und die den Aufstieg des Nationalsozialismus verherrlicht hatten, lagen zur Besichtigung auf. All diese Relikte des untergegangenen „Tausendjährigen Reiches“ umgaben uns in einer gespenstischen Atmosphäre.

Auf meine vorwurfsvolle Frage, ob es denn in Deutschland keine Verbotsgesetze für Wiederbetätigung wie in Österreich gebe, verwies der Wächter, der

nun zum Museumsführer mutiert war, darauf, dass wir uns nicht auf deutschem Territorium, sondern auf solchem der USA befinden und deshalb nichts Gesetzwidriges vorliege. Er fügte allerdings hinzu, dass das einzige wirkliche Problem, welches er habe, darin bestünde, darauf achten zu müssen, dass keiner der zahlreichen Besucher das eine oder andere der ausgestellten Relikte als Souvenirs mitgehen lasse. Es kämen nämlich, auch bei nur kurzen Zwischenaufenthalten in Nürnberg, unzählige Angehörige der US Armee aller militärischer Ränge als Besucher hierher. Auf die müsse er nämlich besonders achten, dass sie nicht zu lästigen Souvenirjägern werden. Mit diesem nächtlichen Besuch dieses fragwürdigen Museums gab sich Alkuin aber nicht zufrieden. Wir mussten das Gelände in der Folge auch noch bei Tag erkunden. Dabei kletterte Alkuin natürlich auf die riesige Steintribüne, auf der sich Hitler von den Massen beim Reichsparteitag hatte huldigen lassen.

Die für ein tausendjähriges Reich gebaute Tribüne entging kurioserweise der 1946 vorgesehenen Sprengung, zeigte aber schon starke Spuren des Zerfalls. So zerbröckelte die Steinverkleidung bereits an unzähligen Stellen. Zunächst maß ich dem mineralogischen Interesse Alkuins keine besondere Bedeutung bei, der unzählige dieser herumliegenden Steinbrocken aufhob und prüfend begutachtete.

Erst nach meiner glücklichen Heimreise wusste ich was es mit seiner praktizierten Gesteinskunde auf sich hatte. Er erschien nämlich vor seiner Fahrt zum Flughafen in meinem Hotelzimmer, um sich zu verabschieden, da er ja standesgemäß mit dem Flugzeug die Rückreise antrat. Dabei übergab er mir zwei ziemlich schwere und gut verpackte Pakete. Dazu bemerkte er, dass er diese wegen ihres Gewichtes nicht im Flugzeug mitnehmen dürfe, und da ich ja mit der Bahn unterwegs sei, könne ich diese doch in meinen Koffer packen und für ihn transportieren. Die Bitte um diesen Freundschaftsdienst konnte ich ihm schwerlich abschlagen.

Ich hatte nach meiner Heimkehr diese zwei Pakete bereits vergessen, als mich meine liebe Frau, doch ein wenig an meinem Verstand zweifelnd, erstaunt und vorwurfsvoll auf diese Mitbringsel ansprach. Sie hatte nämlich wie stets, wenn ich von einer Reise heimkam, den Koffer geleert, um die darin

befindliche Wäsche zu waschen. Dabei entdeckte sie in den zwei Paketen mehrere Kilogramm schwere Gesteinsbrocken.

Es stellte sich heraus, dass sich in den beiden von mir mitgebrachten Paketen zwei Gesteinstrümmer von der „Führertribüne“ befanden, die Alkuin bei unserem Besuch als Erinnerungsstücke requiriert hatte. Ich aber hatte ahnungslos für den Transport dieser obskuren Gegenstände gesorgt.

Die zwei von mir mitgeschleppten Relikte fanden sehr rasch den Weg zu Alkuin. Was er aber mit diesen beiden Trümmern des tausendjährigen Reiches gemacht hat und wo sie gelandet sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Der Kongress in Nürnberg war, trotz dieser fragwürdigen historischen Exkursionen zurück in eine schreckliche und beklemmende Vergangenheit, ein gewerkschaftlicher Erfolg.

Darüber hinaus fanden wir aber auch noch Zeit, uns an den berühmten Bratwürsten und den Nürnberger Karpfen delectieren zu können, allerdings nicht bei den kulinarisch eher sparsamen offiziellen Empfängen der bundesdeutschen Regionalpolitik. Dies war natürlich weitaus angenehmer als das Schleppen meines mit fragwürdigen Gesteinsbrocken beladenen Koffers.

Die Zeit vor Schengen

Der Europäische Einigungsprozess schritt nach dem zweiten Weltkrieg zunächst relativ rasch und mutig voran, nicht zuletzt wegen all der noch präsenten Schrecknisse und dem Elend des Krieges, welches den Menschen noch sehr deutlich vor Augen stand. Der Schwung ließ allerdings bald nach, und da und dort kamen leider alte und auch neue Ressentiments hoch.

Die internationale Szene der Lehrervertretung, vor allem in Europa, war lange Zeit sehr stark von den christlichen Lehrerorganisationen der Benelux-Länder geprägt und auch personell dominiert. Unser großer Nachbar Deutschland hielt sich dabei nobel im Hintergrund, zahlte brav die Beiträge und vermied es peinlich, auch nur in den Geruch eines Anspruchs auf eine der Führungspositionen zu kommen. Man war dies angeblich der jüngsten

Geschichte Deutschlands schuldig und gefiel sich daher in der demütigen Büsserrolle.

Es waren daher kaum Deutschland und seine Repräsentanten im Fokus von Ressentiments aus dem zweiten Weltkrieg, sondern es waren wir, die Vertreter Österreichs. Wir wurden, als kleines Land, das noch nicht einmal in der europäischen Gemeinschaft aufgenommen worden war, stellvertretend für Deutschland geprügelt. Vor allem manche Belgier und die Niederländer gefielen sich in diesbezüglichen Sticheleien. Vor allem die Holländer konnten das Wüten des Österreichers Dr. Seyß-Inquart als Reichskommissar in den besetzten Niederlanden, der dafür im Rahmen der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse auch hingerichtet worden war, natürlich nicht vergessen.

Es war daher sehr schade, dass nach allen weitblickenden Bemühungen der Gründerväter eines neuen, geeinten und friedlichen Europa die tägliche Praxis manchmal leider eine andere war. Man konnte diese historisch gewachsenen Abneigungen noch immer verspüren. Ich machte allerdings die Erfahrung, dass man solchen Ressentiments am besten begegnet, indem man mit historischen Fakten und mit Wissen argumentiert. So stellte ich belgischen Kollegen die Frage, wie sie denn die kontroverse Rolle ihres König Leopold während des Krieges beurteilten. Dieser hat ja nach dem Kriegsende zu Gunsten seines Sohnes Baudouin abdanken müssen. Sie gaben sehr bald zu, dass auch bei ihnen die Verwerfungen der jüngsten Geschichte Spuren hinterlassen haben. Denn die höchst unterschiedlichen Haltungen der Menschen in dieser Zeit haben oft auch in ihren Ländern die Gesellschaft, ja sogar Familien gespalten.

Wir einigten uns daher auch sehr bald auf die gemeinsame und freundschaftliche Formel, dass es klug sei, wenn jeder vor seiner eigenen Tür kehrt und nicht mit dem Finger auf den Anderen zeigt. Geholfen hat mir dabei wohl auch mein Faible für die Zeitgeschichte Europas, die ich zwar nicht studiert, für die ich mich aber von Jugend an sehr interessiert habe.

Mit fundiertem Fachwissen konnte man sich daher auch im internationalen Geschehen durchaus Respekt verschaffen, denn gerade unter Erziehern der

europäischen Jugend sollten Pauschalurteile und Verallgemeinerungen keinen Platz haben. Geeint hat uns aber vor allem der Kampf um die europaweite Verbesserung der Bildungssysteme und deren materielle Ausstattung.

Ein guter Freund und Förderer auf dem europäischen Parkett war für mich Louis Van Beneden, der Vorsitzende der Christlichen Lehrergewerkschaft in Belgien.

Er hat den Weltverband der Lehrer (WVL) als Sammelbecken der christlich orientierten Lehrerorganisationen auf europäischer Ebene zu einem gleichwertigen Partner auf Augenhöhe mit den sozialistisch dominierten Gewerkschaften und den eher liberalen Lehrerverbänden geformt. Obwohl der WVL der kleinste Partner im Reigen der drei Organisationen war, war dank seines Einsatzes unserer gemeinsamen Expertise unser Einfluss sehr groß. Im ehemaligen Ostblock wurden allerdings sehr bald die von uns in ihren Anfängen unterstützten Organisationen von der inzwischen aus der Fusion der sozialistischen und liberalen Organisationen entstandenen „Education International“ (EI) mittels großzügiger Finanzspritzen aus US-Geldern vom WVL abgeworben. Vor allem der Generalsekretär des WVL hat die seit langem beabsichtigte Integration aller drei, bisher selbständigen internationalen Lehrergewerkschaften intensiv betrieben und schließlich auch durchgesetzt. Dies ging auch Hand in Hand mit dem Niedergang der christlichen Arbeitnehmerorganisationen und ihrer Bedeutung in ganz Europa. Der Zentralismus der Education International hat auch dazu geführt, dass der Einfluss der europäischen Integration durch die Aufnahme ehemaliger Länder der Sowjetunion und zuletzt durch den Brexit immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Nach dieser Fusion hat sich mein Freund Louis als langjähriger Präsident zurückgezogen, um sich bildungspolitischen Aufgaben auf nationaler Ebene zu widmen. Der Generalsekretär aber wurde mit einem Posten als einer der stellvertretenden Generalsekretäre der EI belohnt. Die bis dahin intensiven, vor allem persönlichen und bilateralen Kontakte sind aber durch den Zentralismus der EI leider erstickt worden. Denn die maßgeblichen Entscheidungen werden im Kreise einiger weniger Großorganisationen, ähnlich wie in der EU,

getroffen und kleinere Länder und ihre Organisationen kaum mehr eingebunden. Leider blieben bisher alle Bemühungen erfolglos, den christlich-sozial orientierten Lehrerinnen und Lehrern Europas mit einer eigenen Organisation wieder eine politische Heimat zu geben.

Es verblieb uns nur mehr das EZA Europäisches Zentrum für Arbeitnehmerfragen mit Sitz in Königswinter als Sammelpunkt für die christlich-sozial orientierte Lehrerschaft, und hier vor allem mit dem Schwerpunkt der Berufsbildung. Allerdings ist diese Organisation keine gewerkschaftliche, sondern eine der Arbeitnehmerflügel der christlichen Volksparteien. Hier fanden auch die verbliebenen christlichen Lehrgewerkschaften mit Roswitha Gottbehüt nicht nur eine hervorragende Generalsekretärin, sondern eine stets unterstützende Freundin. Von Österreich wurde dies vor allem über die KGZE, die Konferenz über gewerkschaftliche Zusammenarbeit in Europa, von den Vorsitzenden der GÖD, Fritz Neugebauer und in seiner Nachfolge von Norbert Schnedl, intensiv gefördert und betrieben.

Als die drei internationalen Lehrerorganisationen noch unabhängig, aber doch gemeinsam erfolgreich agierten, trafen wir im Rahmen einer Delegiertenversammlung in Offenheim am Rhein als Vorstand des Europäischen Gewerkschaftskomitees für Bildung und Wissenschaft (EGBW) zusammen. In diesem Gremium habe ich jahrzehntelang Österreich vertreten. Da im benachbarten Frankreich die Lehrgewerkschaften wie so oft kämpferisch auf den Barrikaden waren, wurde kurzerhand beschlossen, sich an einer am nächsten Tag stattfindenden großen Demonstration der französischen Lehrgewerkschaften vor dem Europaparlament in Straßburg zu beteiligen.

Als Österreicher war ich zu dieser Zeit noch nicht Bürger der Europäischen Gemeinschaft und benötigte daher wegen der damals in den achtziger Jahren akuten Terrorismusgefahr sogar ein Visum zur Einreise nach Frankreich.

Nun liegt Straßburg fast in Sichtweite von Offenburg auf der anderen Seite des Rheins in Frankreich. Am Tag der Demonstration ging es daher auch mit mir, frecherweise auch ohne Visum, mit einer kurzen, gemeinsamen Autofahrt nach Kehl und über den Rhein nach Straßburg. Es gab keinerlei

Grenzkontrolle, sodass meine Sorgen und Einwände wegen des Visums unbegründet waren. Das hat aber nichts an der Tatsache geändert, dass ich unbefugt eingereist war und mich illegal in Frankreich aufhielt. Noch dazu befand ich mich inmitten einer großen Demonstration. Diese verlief jedoch durchaus friedlich, aber auf echt französische Art, äußerst dramatisch und sehr laut zelebriert.

Der damalige Generalsekretär des EGBW, Alain Mouchoux, ein kleiner eleganter, drahtiger Franzose mit Spitzbart, er konnte auch ganz gut Deutsch, erklomm über eine Leiter die Dachgalerie unseres Autobusses. Von dort hielt er dann eine leidenschaftliche Rede, abwechselnd in mehreren Sprachen, wobei er im Stile Lenins den Daumen seiner Hand unter seine Weste steckte. Sein flammender Appell wurde von der tausendköpfigen Zuhörerschaft frenetisch und lautstark akklamiert. Der einzige Schönheitsfehler an der Demonstration war jedoch die Tatsache, dass das Europäische Parlament verwaist war, da es zu dieser Zeit gerade turnusmäßig in Brüssel tagte.

Dies tat aber der kämpferischen Stimmung keinen Abbruch und wir kehrten gemeinsam mit unserem Bus wohlbehalten und zufrieden in das Badische Offenburg zurück, um unsere Delegiertenversammlung fortzusetzen. Wichtig war allerdings die mediale Berichterstattung über diese Demonstration, die ausdrücklich hervorhob, dass sich auch Österreich an der Kundgebung beteiligt hatte.

Für mich allerdings war es der erste und auch letzte illegale Grenzübertritt nach Frankreich.

Durchaus legal war jedoch etwas später eine Seminarteilnahme in Paris bei der UNESCO. Während der ausgedehnten Mittagspause waren plötzlich Sprechchöre und ungewöhnliches Rumoren auf der Straße vor unserem Tagungssitz zu vernehmen. Neugierig wie Pädagogen nun einmal sind, eilten wir sofort hinaus vor das Gebäude. Ein riesiger Demonstrationzug, mit unzähligen Fahnen und von Lärminstrumenten begleitet, kam uns entgegen. Irgendwer verkündete, dass es sich bei diesem Protestmarsch um gewerkschaftliche Anliegen des Öffentlichen Dienstes in Frankreich handelt. Wir

konnten gar nicht sehr lange interessiert diesem Spektakel zusehen, da hatten uns auch schon einige der sprachkundigen Ordner dieser Demonstration wortreich davon überzeugt, doch aus Solidarität ein Stück des Weges mit ihnen zu marschieren. Wir wurden also in den bunten und lärmenden Aufmarsch kurzerhand hineingezogen, ja geradezu mitgerissen. Natürlich verkündeten die Ordner sofort und großspurig über die Lautsprecher, dass aus der nationalen Demonstration soeben eine internationale Bewegung geworden sei. Auch mich hatte man befragt, woher ich komme, und schon wurde lautstark verkündet, dass auch die Österreichische Gewerkschaft ihr Anliegen solidarisch unterstützt. Nach und nach konnte ich dann aber doch herausfinden, worum es tatsächlich ging. Es ging nämlich bei diesem Protest gegen konkrete Vorhaben zur Privatisierung und Liberalisierung des Postsektors in Frankreich. Dies waren Ideen, die für mich damals noch absolut groteske und unvorstellbare Vorhaben darstellten. Zwar mit Zeitverzögerung, aber leider doch sollten auch bei uns in Österreich solche Ideen sehr bald auf der Tagesordnung stehen.

Bei meinen weiteren Erkundigungen bei den Organisatoren der Demonstration stellte sich allerdings auch heraus, dass es sich bei diesen durchaus freundlichen und sympathischen Demonstranten um die Kommunistischen Gewerkschafter Frankreichs handelte.

Hierauf habe ich mich diskret, aber sehr rasch aus dem Demonstrationszug wieder entfernt. Es war meine erste und auch meine letzte kommunistische Demonstration, an der ich zwar freiwillig, aber aus Unwissenheit teilgenommen hatte.

Nie ohne Pass unterwegs!

Die erforderlichen Papiere, um Grenzen legal überschreiten zu können, waren natürlich sehr wichtig, wenn man auf internationaler Ebene tätig war. Außerdem war damals, während des „Kalten Krieges“ und in einer in Ost und West geteilten Welt, das Reisen nicht gerade einfach, ja oft auch gefährlich. Ein guter Freund, er war Chef des deutschen Verbandes für Er-

ziehung und Wissenschaft (VBE), Wilhelm Ebert aus Bayern, hat mir mit seiner reichen Erfahrung dabei viel geholfen. Unter anderem hat er mir geraten, einen zweiten Reisepass zu beantragen, was bei internationalem Engagement durchaus möglich war. Ebenso hat er mir eingeschärft, nie ohne Ausweis unterwegs zu sein, einen zweiten allerdings davon unabhängig anderweitig sicher zu verwahren. Er hatte nämlich selbst leidvoll erfahren müssen, wie es ist, wenn man darauf vergisst, wie er mir erzählte.

Eines Morgens, es war ein Sonntag in einem arabischen Land, wollte er den kongressfreien Tag nutzen und brach direkt vom Frühstück, nur mit seinem Fotoapparat ausgestattet, zu einem kleinen Rundgang vor sein Hotel auf. Die Straßen waren zu seiner Freude völlig menschenleer. Er führte dies auf den Sonntag zurück, allerdings nicht bedenkend, dass er sich doch in muslimischen Gefilden befand. Er aber freute sich auf die schönen Fotomotive, die vor ihm lagen. So spazierte er arglos und frohgemut hinaus in die menschenleere Umgebung, um zu fotografieren. Doch nach wenigen unbekümmerten Schritten stand er plötzlich auf dem zentralen Platz der Stadt einem Armeepanzer Aug in Aug gegenüber. Noch ehe er auch nur verwundert nachdenken konnte, hatten ihn schon zwei schwerbewaffnete Soldaten brutal gepackt und führten ihn zu einem Verhör ab. Natürlich waren diese ihn vernehmenden Chargen und Unteroffiziere keiner Fremdsprache mächtig. Mein Freund Wilhelm, der natürlich kein Wort des Arabischen beherrschte, versuchte nun verzweifelt zu erklären, dass ihn sein Fotoapparat nicht als Spion ausweise und sein Pass leider im Hotelzimmer liege. Er hatte inzwischen begriffen, dass es sich bei dieser Totenstille in den Straßen nicht um eine Feiertagsruhe handelte, sondern um einen brandgefährlichen Militärputsch mit striktem Ausgangsverbot und verhängtem Kriegsrecht. Schließlich gelang es ihm nach einigen Stunden, endlich einem Offizier vorgeführt zu werden, der ein wenig Englisch verstand. Er versuchte ihm verzweifelt noch einmal seine Lage zu erklären und warum er mit Kamera, aber ohne Reisepass unterwegs sei, und dass er aus Deutschland, aus Germany komme.

Als er das sagte, herrschte ihn der Offizier an: „*East or west?!*“

Nun sind die weltpolitischen Bruchlinien des Kalten Krieges damals auch kreuz und quer durch die arabische Welt gegangen und unser guter Wilhelm wusste nun nicht, ob es sich um einen prowestlichen, oder einen prokommunistischen Putsch handelte. So sagte er in seiner Verzweiflung, aber bei der Wahrheit bleibend: „*South!*“.

Glücklicherweise war es ein prowestlicher Putsch und der Offizier konnte die Aussage „*South*“ sogar mit Bavaria assoziieren. Wilhelm wurde daher unter schwerer Bewachung zurück in das Hotel eskortiert und nach Identifizierung mit Hilfe seines Reisepasses sowie Konfiskation des Filmes aus seiner Kamera aus der Militärgefangenschaft freigelassen.

Es war für ihn eine Erfahrung, die er gerne an mich weitergab und die ich auch stets befolgt habe.

Eine zweite Lehre erteilte mir Frau Gabi Hörmann in Namibia. Sie war eine deutschstämmige Bürgerin von Namibia und gehörte einer alten Hamburger Reeder- und Kaufmannsfamilie an. Auch sie hat mir nicht nur über Namibia, das ehemalige koloniale deutsche Südwest-Afrika sehr viel Wissenswertes vermittelt, sondern auch wertvolle Tipps für das Bereisen von Afrika gegeben.

Sie hat mir zum Beispiel, so wie Wilhelm Ebert, ebenfalls geraten, stets einen Pass bei sich zu haben und den zweiten sicher im Quartier aufzubewahren. Es konnte einem nämlich aus völlig unerklärlichen Gründen der eine Pass abgenommen werden, was nicht nur in Afrika durchaus passieren konnte. In diesem Fall stand man dann nicht völlig dokumentenlos da. Sie hat mir aber darüber hinaus auch einen zweiten Rat gegeben, nämlich immer zusätzlich einen gültigen internationalen Impfpass mit mir zu führen. Denn, so erklärte sie mir, es muss nicht einmal an einer Landesgrenze sein, sondern auch auf freier Wildbahn und mitten im Land kann man, wegen einer überraschend aufgetretenen Seuchengefahr, zu einer schwer bewachten Polizeiabsperung gelangen, wo hunderte Menschen Schlange stehen, die nur nach einer

Zwangsimpfung an Ort und Stelle weiterreisen dürfen. Mit einem Internationalen Impfpass aber kann man dieser Massenimpfung unter den höchst problematischen afrikanischen Hygienestandards entgehen.

Ich habe diese Empfehlung auch stets befolgt. Genauso wie ich auch immer jene Besserwisser bei uns scharf kritisiert habe, die mit dümmlichsten Argumenten stolz darauf waren und noch immer sind, Impfverweigerer zu sein. Während ich diese Zeilen niederschreibe, befindet sich Europa leider im Würgegriff des Corona-Virus. Die Entwicklung eines neuen Impfstoffes kann nun vielen nicht schnell genug gehen. Aber die Impfverweigerer sind nicht etwa verstummt, sondern sie empören sich schon jetzt über eine gar nicht geplante Impfpflicht, mit einem überhaupt noch nicht gefundenen und entwickelten Impfstoff. Wir wissen derzeit nicht, wie es weitergehen wird. Natürlich liegt unser aller Schicksal in Gottes gnädiger Hand, aber es hängt auch sehr viel von der Klugheit – oder der Dummheit – der Menschen ab.

Doch wie hat schon Albert Einstein so trefflich festgestellt: „Zwei Dinge sind unendlich, die menschliche Dummheit und das Universum; wobei ich mir beim Universum noch nicht ganz sicher bin.“

Ein VIP-Empfang auf afrikanisch

Mein Freund Alkuin Pecher hat sich im Weltverband der Lehrer mit seinem Sitz in Brüssel vor allem wegen der Dominanz der Belgier und Niederländer nie so recht wohl gefühlt. Dazu kamen auch immer wiederkehrende historische Ressentiments. Er war daher auch der nicht ganz unzutreffenden Meinung, dass unsere Mitgliedschaft als österreichische christliche Gewerkschafter vornehmlich wegen unseres nicht gerade geringen finanziellen Mitgliedsbeitrages geschätzt wurde. Er hat mich daher auch innerhalb kürzester Zeit als seinen Nachfolger in diesem Gremium eingeführt. Die erste Mission, die ich alsbald ohne ihn zu erledigen hatte, führte mich ausgerechnet in das tiefe, schwarze Afrika, nämlich nach Togo. Dieses Togo war einst deutsche Kolonie, wurde aber später französischsprachig, da es nach dem Ersten Weltkrieg von Frankreich verwaltet wurde. Interessanterweise waren

aber die christlichen Gewerkschaften Belgiens in diesem Land sehr aktiv. Togo ist mit seiner Hauptstadt Lomé am Atlantik, ein relativ schmales, aber langgestrecktes Land. Etwa zwei Autostunden von Lomé, im Landesinneren gelegen, hatten Stiftungen aus Belgien als Beitrag zur Entwicklungshilfe ein relativ großes Schulungszentrum, gut bewacht und mitten in der westafrikanischen Savanne, errichtet. Warum gerade dieser entlegene Standort mitten in der afrikanischen Natur gewählt worden war, blieb für mich aber unerforschlich.

Um öffentliche Förderungen zu erhalten und um den Statuten zu entsprechen, musste das Leitungsgremium des Weltverbandes der Lehrer, es waren das etwa acht Personen, seine Vorstandssitzungen regelmäßig auch außerhalb des Verbandssitzes Brüssel abhalten.

Die Wahl war diesmal auf besagtes Schulungszentrum im fernen Busch Afrikas gefallen. Die Organisation des Ablaufes der Sitzung lag aber jeweils bei der örtlichen Lehrgewerkschaft, die diese Tagungen auch stets mit den ansässigen Behörden und meist sogar unter Patronanz des dortigen Unterrichtsministeriums ausrichtete.

Die gemeinsame Reise des Vorstandes startete in Brüssel, mit der damals noch existierenden Fluglinie SABENA. Nach einem Flug mit einem Zwischenstopp in Niger landeten wir am späten Abend in der „Metropole“ Lomé. Der Flughafen bestand lediglich aus einem langgestreckten, barackenähnlichen Gebäude und seiner strahlenden Beleuchtung. Über eine Gangway stiegen wir erwartungsvoll auf afrikanischen Boden hinunter und machten uns auf den Weg in Richtung des Gebäudes. Doch auf halbem Weg standen wir plötzlich vor einem Tisch mitten auf dem Rollfeld, hinter dem ein Uniformierter saß. Dieser forderte von jedem den internationalen Impfpass ein. Er kontrollierte sehr genau, ob eine gültige Impfung gegen Gelbfieber eingetragen war. Konnte man diese nicht vorweisen, war man gezwungen, ohne weitere Diskussion das Flugzeug gleich wieder zu besteigen. An diese klare und eindeutige Situation habe ich mich während der Corona-Pandemie in Österreich erinnert, nämlich in Anbetracht der dummen und verantwortungslosen Diskussionen über angeblich unzulässige Freiheitsbeschränkungen, geführt

von einer engstirnigen, hassgesteuerten Politik, die von verantwortungslosen Medien unterstützt und von unverständlichen, realitätsfremden Gerichtserkenntnissen noch gestützt und begleitet wurden.

Nach Überwindung dieser entscheidenden Hürde auf dem Rollfeld gelangten wir endlich in das Innere des Flughafens. Unsere Delegation, die aus besagten acht Vorstandsmitgliedern und noch einmal so vielen Dolmetsch- und Sekretariatsmitarbeitern bestand, wurde von dem restlichen Dutzend der anderen Reisenden des Fluges etwas abgesondert. Nun konnten wir in unserer Ecke stehend beobachten, mit welcher Akribie das Zollpersonal die inzwischen herangebrachten Gepäckstücke durchsuchte, ja geradezu durchwühlte.

Nun wähnten wir uns als privilegierte internationale Delegation in einer Art VIP-Status. Denn warum sonst hätten wir in dieser separierten Warteposition, in dieser Halle, allerdings ohne Sitzgelegenheit, warten sollen? Wir dachten, dass wir anschließend gemeinsam und natürlich etwas großzügiger abgefertigt rasch in unser Hotel gebracht werden würden. Das war aber ein großer Irrtum. Nach der umständlichen Prozedur, der die Mitreisenden unterzogen worden waren, kamen nun wir an die Reihe. Aber nicht etwa als VIP großzügiger behandelt, sondern im Gegenteil, noch kleinlicher, ja noch schikanöser als die anderen. Es dauerte Stunden, bis wir endlich in unser Hotel gekarrt wurden.

Das Hotel war einigermaßen in Ordnung. Allerdings frequentierten wir das Hotel als einzige Gäste, und nur am Abend, zum Nächtigen und zum Einnehmen des Frühstücks. Die Sitzungen fanden im Schulungszentrum statt, welches wir nach dem Frühstück nach einer etwa zweistündigen Autofahrt erreichten.

Um die Erkrankungsrisiken bei den Mahlzeiten wegen der mehr als problematischen Hygienebedingungen zu mindern, hatten wir natürlich entsprechend vorgesorgt. Denn nur ein kurzer Rundgang durch die örtlichen Märkte, auf denen auch Lebensmittel feilgeboten wurden, hat einem jeglichen Appetit auf örtliche Spezialitäten sehr rasch und gründlich verdorben. Deshalb hatten wir uns noch beim Abflug in Brüssel vorsorglich mit einem ausreichenden

Vorrat an Whisky ausgestattet, um dieses in den Tropen lang bewährte Desinfektionsmittel und Medikament stets griffbereit zu haben. Flüssigkeiten nahmen wir grundsätzlich nur solche zu uns, die aus verschlossenen Flaschen stammten, die vor uns geöffnet wurden. Mit diesen Vorsichtsmaßnahmen, begleitet von Whisky als desinfizierendes Spülmittel, starteten wir bereits beim Frühstück und setzten sie bis zum Abendessen konsequent fort. Auf den angebotenen Lunch im eher afrikanisch gepflegten Schulungszentrum mit Salaten, Majonäsen und Fischen, die von Fliegenschwärmen belagert wurden, verzichteten die meisten von uns gerne. Dafür nahmen wir als Ersatznahrung lieber flüssiges Brot in Form einiger Flaschen Bier aus einer bayrisch-togolesischen Brauerei zu uns, welches, Gott sei Dank, in ausreichender Menge vorrätig war.

Der Zufall wollte es aber auch, dass unser Hotel einen hervorragenden französischen Koch hatte, den es aus nicht ganz durchsichtigen Gründen in diesen Winkel Afrikas verschlagen hatte. Er bekochte uns hervorragend und nahm auf unseren Verdauungsapparat, der nicht gerade afrikatauglich war, großartig und prophylaktisch Rücksicht. Allerdings war das kulinarische Angebot dadurch sehr reduziert, da wir auf Frischgemüse und Salate gänzlich verzichteten. Dafür gab es eine Woche lang jeden Abend hervorragende Variationen, die aus fangfrischen, riesigen Langusten zubereitet waren, Langusten, die vor unserem Hotel direkt aus dem Atlantik gefischt wurden. Begleitet wurden sie stets von den unterschiedlichsten Reisgerichten. Ein besonders glücklicher Umstand war es auch, dass der Keller des Hauses einen großen Vorrat hervorragender französischer Rotweine barg, der auf wunderbare Weise, vermutlich als Entwicklungshilfe, ausgerechnet in diesem togolesischen Kellergewölbe unseres Hotels gelandet war.

Diese afrikanische Diät hat bei uns noch sehr lange als „Menue togolais“ für nostalgische Kommentare gesorgt.

In finsterner Nacht durch Afrika

Auch die Rückreise von meiner ersten Afrikaexpedition in das Land der Togolesen gestaltete sich höchst interessant, ja aufregend.

Das Prozedere der Vorstandssitzungen wurde, wie bereits berichtet, nicht in Lomé, sondern im belgischen Schulungszentrum durchgeführt, welches etwa in zwei Stunden mit dem Minibus, allerdings bei Tageslicht, zu erreichen war. Wir wurden daher jeden Tag nach dem Frühstück mit einem Bus vom Hotel dort hingebracht und am frühen Nachmittag wieder zurück. Auf halbem Weg stand, ebenfalls einsam und mitten im afrikanischen Busch – wir konnten es kaum glauben – eine echte bayrische Bierbrauerei. Diese war auf Initiative des einstigen Ministerpräsidenten von Bayern und späteren Bundesministers, Franz Josef Strauß, errichtet und aus Geldern der Entwicklungshilfe finanziert worden. Der nicht unwesentliche Beitrag Togos aber bestand darin, dass es an diesem privilegierten Standort eine Quelle mit erstaunlich gutem Wasser gab, was natürlich für eine Brauerei unerlässlich war. Franz Josef Strauß wurde für diese Initiative bei seinem Besuch in Togo auch gebührend gefeiert. Dabei spielte sicher auch die Nostalgie der kurzen Kolonialzeit des deutschen Kaiserreiches eine Rolle, denn Togo war ja einst eine deutsche Kolonie. Ein wichtiger, schon hochbetagter Häuptling hat sich sogar, so wird berichtet, aus dem zentralen Hochland in einer Sänfte zur Eröffnung der Brauerei tragen lassen, um, wie er sagte, dem Kaiser, für den er Strauß offenbar hielt, entsprechend zu huldigen. Auch wir waren, allerdings ohne Huldigung, sehr dankbar, dass es vor allem das gute Produkt dieser Brauerei gab, welches einen wesentlichen Teil unserer täglichen Nahrungsmittelaufnahme abgedeckt hat.

Leider musste ich die Vorstandssitzung zwei Tage früher verlassen, um an der wichtigen Länderkonferenz der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst in Wien teilzunehmen.

Ich hatte also die Rückreise, die von der örtlichen Organisation vorbereitet worden war, völlig allein anzutreten. Am späten Nachmittag konnte ich mich

im Schulungszentrum von allen noch herzlich verabschieden. Sodann bestieg ich den Beifahrersitz eines angeblich geländegängigen Pickups. Auf der Ladefläche wurde mein Gepäck verstaut, wobei ein vergnügt lachender dienstbarer Geist auf meinem Koffer Platz nahm. So setzten wir uns also zu dritt in Richtung Lomé in Bewegung. Der Fahrer und der Begleiter auf der Ladefläche waren natürlich waschechte Togolesen und ihre einzige Konversation bestand leider nur aus ihrem steten, breiten Lachen in ihren freundlichen und kohlrabenschwarzen Gesichtern.

Wer die Tropen kennt, weiß, wie schnell die Nacht hereinbricht. Nach zehn Minuten Autofahrt tauchte die untergehende Sonne die afrikanische Savanne vor uns in ein tiefrotes Farbenmeer. Es war ein Schauspiel, wie es nur Afrika bieten kann. Gleich darauf umgab uns aber tiefschwarze Neumondnacht. Das hatte natürlich zur Folge, dass der Fahrer mit dem spärlichen Scheinwerferlicht, des schon sehr betagten Autos sein Auslangen finden musste. Wir kamen daher nur mehr im Schneckentempo weiter und ich machte mir auch bereits Sorgen, ob der Pickup den Strapazen der miserablen Straße gewachsen sei, zumal auch der Motor ab und zu undefinierbare, sonderbare Geräusche von sich gab. Hin und wieder kamen wir durch kleine Dörfer, die allerdings kein elektrisches Licht hatten. Es waren daher neben der Piste bloß dunkle menschliche Umrisse im spärlichen Schimmer kleiner Öllämpchen erkennbar, aus denen nur das helle Weiß von Zähnen und von Augen gespenstisch herausleuchtete.

Das Tempo wurde immer langsamer und ich begann mir bereits Sorgen zu machen, ob wir den Flughafen in Lomé noch rechtzeitig, wenn überhaupt, erreichen würden. Kurz überlegte ich auch, was denn eigentlich wäre, wenn der so zufrieden lachende Fahrer plötzlich gar nicht in Richtung Lomé unterwegs war und ich im Nirgendwo des afrikanischen Busches landen würde. Immerhin war mein Reisegepäck, zusammen mit meiner sehr aufwendigen Fotoausrüstung, für afrikanische Verhältnisse durchaus ein Vermögen wert. Ich war und bin sicherlich kein ängstlicher Mensch, aber ich habe mir ange-

wöhnt, und das war mir auch als altgedienter Offizier eingeprägt worden, immer alle denkbaren, aber auch undenkbaren Eventualitäten bei einer Lagebeurteilung ins Kalkül zu ziehen.

So wurde ich immer nachdenklicher, während mein Chauffeur weiter stoisch und zufrieden vor sich hin grinste. Meine Anspannung wuchs zusehend und ich begann auch, still vor mich hinzubeten. Allerdings ließ die erbetene Erlösung noch geraume Zeit auf sich warten. Als dann endlich in der Ferne die Scheinwerferbeleuchtung des Flughafens von Lomé am Horizont schimmerte, stieß ich ein Dankgebet zum afrikanischen Himmel empor. Endlich am Airport Lomé angelangt, gab ich meinen Begleitern ein ordentliches Bakschisch, was ihr Grinsen noch um ein paar Zentimeter breiter werden ließ.

Doch noch saß ich nicht in der SABENA-Maschine nach Brüssel, noch hatte sie nicht Richtung Europa abgehoben. Es folgte nämlich wiederum ein aufwendiges Pass- und Zollzeremoniell, aber etwas anders als bei der Einreise - nämlich noch um einige Grade gründlicher, da der diensthabende Officer in seiner glitzernden Uniform nur mich allein zum Opfer hatte. Es hat nämlich neben mir nur drei weitere Passgiere gegeben, denn das Gros der Passagiere nach Brüssel stieß erst bei der Zwischenlandung im nigerianischen Kano hinzu.

Besondere Aufmerksamkeit erregte bei dem kontrollierenden Uniformträger ein kleines Geschenk, welches ich bekommen hatte und er nun aus meinem Koffer holte. Es war eine schöne Kokosnuss, die so bearbeitet worden war, dass sie ein kleines Äffchen, einen kleinen Pavian darstellte. Das hat diesen Herrn Officer sehr belustigt und er hielt, provokant und höhnisch lachend, die kleine Figur in meine Richtung hoch und betrachtete sie und dann wieder mich. Er bedeutete mir so unmissverständlich, dass er in diesem Affen ein perfektes Ebenbild von mir entdeckt hatte.

Ich zwang mich, bei dieser frechen Aktion der staatlichen Gewalt der angeblich demokratischen Republik Togo zurückhaltend und ruhig zu bleiben, um ihn nicht auch noch zu provozieren und womöglich so meinen Abflug zu vereiteln. Es gab nämlich nur zwei Flüge in der Woche nach Brüssel.

Ich musste dabei aber unwillkürlich an einen erfahrenen Kenner Afrikas und der Menschen dieses Kontinents denken, der mir einmal erklärt hatte, dass die Afrikaner von ihrer Natur her sehr liebenswerte und verträgliche Menschen seien, außer man zieht ihnen eine Uniform an. Dann würden sehr viele von ihnen leider unausstehlich, despotisch und unberechenbar werden. Allerdings trifft dies sehr oft auch auf Menschen zu, die keine Afrikaner sind.

Als die Maschine mit mir und meinem Kokos-Pavian an Bord nun endlich abhob, war nicht nur meine erste interessante Afrikareise zu Ende, sondern es war auch meine Erleichterung eine sehr große.

Kaiserliches Afrika

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. war von der fixen Idee getrieben, dass sein Reich im Konzert der Länder zu kurz gekommen sei. Dieses Reich war ja erst 1872 errichtet worden, als England und Frankreich längst die Weltmeere beherrschen und auch die Kolonien bereits aufgeteilt waren. Man wollte allerdings als Weltmacht unbedingt auch dazu gehören. Deshalb verfolgte er den intensiven Aufbau einer riesigen Kriegsmarine und nahm auch am Wettlauf der europäischen Staaten teil, aus dem spärlichen Rest an verbliebenen Möglichkeiten ebenfalls Kolonien in Übersee zu erlangen. Allerdings war die Welt bereits verteilt und es blieben nur mehr die weniger attraktiven Gebiete für Deutschland übrig.

Das heutige Namibia war einer dieser Landstriche, der zum Wilhelminischen Kaiserreich gehören sollte. Es war zwar ein sehr großes Gebiet, aber es bestand überwiegend aus Wüsten und sehr kargem landwirtschaftlichem Boden. Interessant wurde das Land erst, als man auch Diamantenfelder entdeckte. Als Kolonialherren haben sich die Deutschen, wie alle anderen auch, nicht gerade nobel verhalten, allerdings haben sie mit deutscher Gründlichkeit, was Infrastruktur und Verwaltung betrifft, ja sogar mit der deutschen Sprache dem Land bis heute ihren Stempel aufgedrückt. Als unrühmlicher Schandfleck belastet jedoch der Genozid an den Herreros diese Kolonialzeit bis heute.

Im Gegensatz dazu hatte die Politik der Doppelmonarchie Österreich-Ungarns stets den Donauraum und den westlichen Balkan im Fokus. Es ist ihr lange vor der Europäischen Union auch durchaus erfolgreich gelungen, in diesem Teil Europas eine gemeinsame Identität, trotz der Vielfalt von Ethnien, in einigermaßen friedlicher Gemeinsamkeit zu gestalten. Dies wurde leider durch das Schüren des egoistischen Nationalismus der großen Nationen Europas subtil hintertrieben. Es gipfelte im 1. Weltkrieg, mit dem wieder einmal ein Jahrhundert der Selbstzerfleischung in Europa seinen Anfang nahm. Triebfedern waren, wie stets, der Neid und die Habgier sowie die Angst vor Konkurrenz auf den Weltmärkten.

Die verbliebenen Spuren der Habsburgermonarchie sind in dieser damals zerschlagenen Region, nach wie vor anzutreffen, und das einstige Verbindende kommt wieder mehr und mehr zum Vorschein. Die integrative Stärke der Regionen mit ihrer gemeinsamen Geschichte und den nach wie vor existierenden familiären Verflechtungen ist doch weit größer, als viele vermutet hätten.

Von allen ehemaligen Kolonien Deutschlands in Übersee ist Namibia jenes Land, in dem der Einfluss der ehemaligen deutschen Kolonialmacht noch am sichtbarsten erhalten geblieben ist. Bei einem Besuch in Namibia über Initiative der Österreichisch-Namibischen Gesellschaft, gemeinsam mit dem späteren Direktor der traditionsreichen Höheren Technischen Lehranstalt für Textiltechnik Wien in der Spengergasse, Mag. Wolfgang Hickl, begegneten uns daher auf Schritt und Tritt deutsche Kolonialspuren. Diese waren trotz einer doch relativ kurzen Zeit der Verwaltung durch das Wilhelminische Kaiserreich unter der Schwarz-Weiß-Roten Fahne des ehemaligen Norddeutschen Bundes noch immer präsent und deutlich erkennbar.

Frau Gabi Hörmann, die ich bereits vorgestellt habe, vermittelte Wolfgang Hickl und mir sowie dem ebenfalls mit uns angereisten Fritz Neugebauer einen ausgedehnten Besuch auf einer Farm mit dem martialischen und urgermanischen Namen „Sturmfeld“. Betreiber dieser Farm war, wie konnte es anders sein, eine angestammte Südwester-Familie mit dem deutschen Namen Tölken, wobei Herr Tölken ein gebürtiger Namibier war. Obwohl er nie

in Europa war, sprach er ein wunderschönes Deutsch. Dieses und seine umfassende Bildung hatte er sich an der Deutschen Schule in Windhoek angeeignet.

Herr Tölken war für uns ein wichtiger Ansprechpartner, denn er hat sich gemeinsam mit anderen Farmern um die Ureinwohner der Region gekümmert, die nun aber als Minderheit im eigenen Land ein karges Leben fristen. Es waren dies die Buschmänner und hier wiederum deren Kinder, denen ihre Sorge galt. Die herrschende Regierung, die von einer Bevölkerungsmehrheit der Stämme im Norden des ansonsten extrem dünn besiedelten Landes dominiert war, kümmerte sich vor allem um ihr eigenes Wählerpotenzial. Um die kleine, herumwandernde Population der Buschmänner scherte sie sich allerdings kaum. Es ist dies ein fataler und leider noch immer vorherrschender charakteristischer Mangel an Solidarität zwischen den afrikanischen Ethnien, der seinen bisherigen tragischen Höhepunkt im Genozid zwischen Hutus und Tutsis gefunden hat.

Dieses kleine, sehr sympathische herumwandernde Völkchen der Buschmänner – sie sind in der Tat von Gestalt sehr klein, schlank und drahtig gewachsen – ist bis heute nicht sesshaft geworden. Es zog und zieht seit Jahrhunderten durch diese karge Landschaft und hat sich an ein Leben in diesen Wüsten und Halbwüsten perfekt angepasst. Heute finden sie auch als nomadisierende Saisonarbeiter Beschäftigung auf den weitflächig ausgedehnten Farmen. Ihr Äußeres hat kaum negroide Merkmale. Sie haben nämlich eine eher hellbraune Hautfarbe und leicht schräg gestellte, immer hellwache Augen. Durch ihr stetes Lächeln wirken sie äußerst sympathisch, vor allem ihre zahlreichen, sehr hübschen Kinder. Das einzig wirklich Befremdliche aber ist ihre Sprache, die mit ihren Schnalz- und Zischlauten einmalig, und für uns kaum aussprechbar ist.

Die von Herrn Tölken angeführte Farmergemeinschaft hat ihre soziale Verantwortung dankenswerter Weise mit der Errichtung und dem Betrieb einer Schule für die Kinder dieser Buschmänner wahrgenommen. Die Regierung Namibias aber steuerte nur sehr spärliche Zuschüsse bei. Die Hauptfinan-

zierung hatten daher die Farmer selbst zu stemmen. Ein nicht unwesentlicher Teil wurde durch Spenden aufgebracht, an denen sich die Österreichisch-Namibische Gesellschaft und auch wir uns beteiligten. Wir haben daher diese einzigartige Schule auch besucht, die aus mehreren einfachen, aber äußerst sauberen Zweckbauten bestand. Sie wurde von drei sehr engagierten deutsch- und englischsprachigen Lehrerinnen mit einigen Hilfskräften vorbildlich geführt. Die Kinder durften während der Schulzeit im Internatsgebäude wohnen und wurden auch gepflegt, wobei auf eine regelmäßige und vielfältige Ernährung großer Wert gelegt wurde, da sie eine solche an der Seite ihrer Familie weder kannten noch gewohnt waren.

Es war für uns auch beruhigend, an Ort und Stelle zu sehen, dass die regelmäßigen Spendengelder der Österreichisch-Namibischen Gesellschaft, gemeinsam mit jenen anderer Organisationen in dieser Schule bestens angelegt waren. Dies war auch für unser weiteres Engagement sehr wichtig, wobei ich auch einen besonderen Beitrag, dank meines 60. Geburtstages, leisten konnte. Meine Freunde und Bekannten wollten damals unbedingt herausfinden, womit man mir ein besonderes Geburtstagsgeschenk machen könnte. Wenn man noch aktiv im Berufsleben steckt, kann man solchen gut gemeinten Aktionen, trotz aller Gegenwehr, kaum entgehen. Zumindest damals war dies so. Auch waren die, zum Teil grotesk übertriebenen Compliance-Bestimmungen von heute noch nicht in Kraft. In unserem gegenwärtigen, neidgesteuerten medialen Überwachungsstaat hat sogar eine nette Gratulation am Mobiltelefon zur Folge, dass man mir nichts, dir nichts in die Ermittlungsmaschinerie der Korruptions-Staatsanwaltschaft gerät, wobei natürlich an die genüssliche mediale Vorverurteilung die scheinheilige Unschuldsumutung angehängt wird.

Nun, da mein Widerstand aussichtslos war, ließ ich schließlich verlauten, man möge doch bitte von persönlichen Geschenken Abstand nehmen. Sollte allerdings trotzdem jemand unbedingt seine Glückwünsche auch auf materielle Art ausdrücken wollen, so schlug ich vor, dies mit einer Spende für die Buschmannschule in Quaina zu machen.

Es kam ein auch für mich überraschend hoher Geldbetrag zusammen, der direkt in das Budget zur Materialbeschaffung für den Bau eines zusätzlichen Schulgebäudes in Quaina floss. Dies wieder erlaubte einer Schülergruppe der Hochbauabteilung der HTL Mödling, zusammen mit ihren engagierten Lehrern, natürlich freiwillig sowie auf eigene Kosten und ein wenig abenteuerlustig, in den Ferien ein zusätzliches, sehr modern ausgestattetes Gebäude für die Buschmannkinder zu errichten. Diese haben sich dafür mit ihrer unglaublich herzlichen Anhänglichkeit und glücklichen Augen überschwänglich bedankt.

Für Lehrer und Schüler aus Mödling aber war es, wie sie mir berichteten, ebenfalls ein unvergessliches und schönes Erlebnis.

Einen nicht so fröhlichen Verlauf nahm aber leider das Schicksal für andere Kinder dieses Landes. Zur Zeit meines Besuches war der Kalte Krieg zwar bereits in seiner Endphase, aber der Wettbewerb um Einfluss in Afrika war auf Schritt und Tritt noch immer zu verspüren. Zwar war der blutige Bürgerkrieg im nördlichen Nachbarland Namibias, in Angola, bereits zu Ende gegangen und die von Ost und West finanzierten Söldner waren abgezogen, Nachwirkungen sind aber leider geblieben. In Namibia hat es natürlich auch eine militante Unabhängigkeitsbewegung, nämlich die SWAPO, gegeben. Sie war vor allem im Norden, nahe der Angolanischen Grenze, wo kubanische Söldner ihr Unwesen getrieben hatten, aktiv gewesen. Trotzdem konnte in Namibia erfreulicherweise am Verhandlungstisch ein relativ friedlicher Übergang erzielt werden. Dieser hatte ein sinnvolles Nebeneinander all der vielen angestammten Ethnien mit den weißen Einwohnern des Landes zur Folge. Das hat aber dem Land einen guten wirtschaftlichen Aufschwung gebracht, der in anderen Teilen Afrikas, zum Beispiel in Simbabwe, durch Vertreibungen und Enteignungen der weißen Farmer nur zu Hunger, Elend und Krieg geführt hat.

So wie die BRD mit ihren westlichen Verbündeten versucht hat, in Afrika Fuß zu fassen und Einfluss zu gewinnen, genauso haben es auch die moskau-

treuen Agenten der DDR getan. Dies geschah durch vordergründige Entwicklungshilfe. Hintergründig erfolgte dies aber weit intensiver mit Waffenlieferungen, kriegstechnischem und ideologischem Knowhow.

So haben die DDR und Kuba, anstatt sinnvolle Hilfe und Unterstützung vor Ort zu leisten, Kinder aus den meist weitverzweigten Familien und Stämmen der SWAPO-Kämpfer herausgerissen, um sie nach Kuba oder in die DDR zu bringen. Dort wollte man sie ausbilden, aber vor allem zu linientreuen Kommunisten erziehen. Sie sollten die künftige sozialistische Führungselite in ihren Ländern bilden. Allerdings kam nach wenigen Jahren sehr plötzlich der Zusammenbruch des Kommunismus in Europa mit dem Zerfall der Sowjetunion und des Ostblocks. Was nun tun mit den hunderten von jungen Leute aus Namibia, die sich in Leipzig, Dresden und Karl-Marx-Stadt bereits geraume Zeit in beruflicher Ausbildung und zur ideologischen Indoktrination befanden? Sie sprachen ein unverwechselbares, sächselndes Deutsch, wie weiland der Genosse Ulbricht es gesprochen hat. Niemand wollte sie nunmehr im wiedervereinigten Deutschland, und auch ihre angestammten Familien in Namibia weigerten sich standhaft, die ihnen nunmehr fremd gewordenen jungen Menschen wieder in den Familien- und Stammesclan aufzunehmen.

In Namibia gab es auch einen deutschsprachigen Radiosender. Während einer Fahrt mit Gabi Hörmann vernahmen wir aus dem Autoradio am Ende einer Musiksendung die auffordernde Bitte an die deutschsprachigen Farmersleute, diese nun leider familien- und heimatlosen „DDR-Kinder“ in ihrem Familienverband als Pflegekinder aufzunehmen. Frau Hörmann fand das gar nicht sonderbar, im Gegensatz zu mir, der ich am Erfolg dieser Aufforderung mehr als zweifelte. Denn ich hatte den Eindruck gewonnen, dass die deutschstämmigen Farmerfamilien politisch eher rechts standen. Auf keinen Fall aber hatten sie ein Bild von Karl Marx im Herrgottswinkel hängen, in dessen Geist diese Kinder ja in der DDR ihre Früherziehung genossen haben.

Als ich etwa vier Jahre später wieder in Namibia war, traf ich natürlich auch die nach wie vor höchst umtriebige Gabi. Bei dieser Gelegenheit kamen mir

auch die „DDR-Kinder“ aus Namibia wieder in den Sinn. Ich fragte daher, ob dieser Appell an die weißen Farmer, doch diese „verwaisten“ Kinder aufzunehmen, denn erfolgreich gewesen sei und wie es denn diesen nun gehe. Die Antwort von Hörmann war für mich unglaublich überraschend, als sie sagte: *“Ach, denen geht es blendend! Die meisten sind gar nicht mehr bei ihren Pflegeeltern, sondern haben gute berufliche Positionen!”*

Als sie meine ungläubigen Augen sah, fügte sie hinzu:

“Na, ist doch klar, die haben alle zusätzlich zu Englisch hervorragend Deutsch gelernt, ja auch eine berufliche Grundausbildung haben sie erhalten, und vor allem, sie haben doch deutsche Ordnung, Fleiß, Initiative sowie Pünktlichkeit gelernt. Sie sind gesuchte Arbeitskräfte in allen Bereichen geworden.”

Ich habe diese eindeutige und sehr bestimmte Erklärung zur Kenntnis genommen und auch nicht weiter kommentiert. Gewundert habe ich mich aber schon ein wenig, dass junge Afrikaner sich ausgerechnet in der maroden und bankrotten DDR solche Tugenden wie Fleiß und Initiative erworben hätten. Über die preußischen Gewohnheiten in der DDR, die Ordnung und Pünktlichkeit betreffend, ließe sich eventuell noch streiten.

Man kann und soll dieses „Happy End“ für die unschuldigen Kinder des Kalten Krieges aber doch positiv sehen. Mir aber brachte dies eine weitere, allerdings über die Naturwissenschaft hinausgehende Bestätigung von Albert Einsteins Relativitätstheorie.

Ordnung, Fleiß, Initiative und Pünktlichkeit haben eben eine durchaus relative Ausprägung und Wertigkeit, je nachdem, ob man sie aus unserer Sicht betrachtet oder als Bürger des implodierten „Ersten Deutschen Arbeiter- und Bauernstaates“, oder eben mit den Augen eines Afrikaners in Namibia!

In der Tat, auf dieser Welt scheint wirklich fast alles relativ sein!

„Schwarzgelbowitz“ in Afrika

Wen das legendäre „Afrikafieber“ gepackt hat, den lässt es nie mehr los, so heißt es. Ich gebe zu, dieser Kontinent hat auch auf mich eine

große Faszination ausgeübt, obwohl diese, Gott sei Dank, nicht gleich in Fieber ausgeartet ist. Zumindest Symptome zeigen sich aber darin, als ich versucht bin, verhältnismäßig viele Erinnerungen an Afrika zu beschreiben. Daher nun zur vorerst letzten afrikanischen Geschichte.

Die uns bereits bekannten Frau Hörmann und Herr Tölken waren zwar gebürtige Afrikaner, aber dennoch von ihrem Wesen her durch und durch deutsch. Aber das Afrikanische an ihnen konnte man doch an einigen Kleinigkeiten im alltäglichen Verhalten erkennen. Es waren dies afrikanische Angewohnheiten, die auch von ihnen Besitz ergriffen hatten. So folgten sie zum Beispiel einer, vor allem in Afrika sehr verbreiteten Sitte: Wenn man zum Beispiel eine Telefonnummer oder eine andere kurze Notiz schriftlich festhalten will und gerade keinen Merkzettel zur Hand hat, so schreibt man diese Notiz ganz einfach mit einem Kugelschreiber auf den Handballen, auf die Innenhand. Diese Innenhand ist ja auch bei sehr dunkelhäutigen Menschen bekanntlich stets hell und rosarot. Das ist eine sehr praktische und auch haltbare Form der Aufzeichnung von Kurznotizen, die man tatsächlich immer „zur Hand“ hat und auch nicht verlieren kann. Diese Art der Informationsspeicherung hat zum Beispiel auch Gabi Hörmann angewendet.

Herr Tölken wiederum bewirtschaftete schon in dritter Generation eine Viehzucht, die auf einem Areal betrieben wurde, welches für europäische Verhältnisse gigantisch war. Wenn man allerdings weiß, dass man zur Haltung eines Rindes auf diesem kargen und trockenen Boden, je nach Lage, mindestens um die zehn Hektar Land benötigt, wird es klar, warum diese Farmen solch flächenmäßig riesige Dimensionen haben. Tölken führte uns bei der ausgedehnten Besichtigungstour auch zu einem kleinen Friedhof auf seinem Farmgrund, wo sich ein halbes Dutzend deutscher Grabstätten befand. Es waren dies Gräber von jungen Männern der sogenannten Schutztruppe von Südwest, die ihr junges Leben im Kampf mit den Hereros verloren hatten. Auf den Inschriften stand vor den Namen der Toten jeweils das Wort „Reiter“. Es war dies die Bezeichnung eines militärischen Ranges dieser Truppe.

Unser Gastgeber erzählte uns auch, dass sich nicht allzu fern von diesem Ort auch die Gräber von gefallenen Herero-Kriegern befinden, die alljährlich

von deren Nachfahren aufgesucht werden, um ihrer zu gedenken. Nun lebt man allerdings friedlich und vereint zusammen.

Einen dominierenden Platz in der relativ kleinen Hauptstadt Windhoek nimmt das Parlamentsgebäude ein. In diesem werden die Sitzungen der Abgeordneten nach britischem Ritual, also mit weißen Perücken und der lauten Stimme des „Speakers“, abgehalten.

Eine Besonderheit stellt auch der offizielle Name dieses Parlamentsgebäudes dar, welches als Verwaltungssitz des Kaiserlichen Gouverneurs nur drei Jahre vor dem Beginn des 1. Weltkrieges eröffnet worden war. Dieses Gebäude trägt bis heute kurioserweise und unverändert den deutschen Namen „Tintenpalast“.

Außerdem steht vor dem Tintenpalast ein großes Reiterstandbild, ebenfalls noch aus der deutschen Kolonialzeit. Hoch zu Ross sitzt ein Reiter der Schutztruppe mit seinem Gewehr im Hüftanschlag. Seine Augen suchen unter seinem breitkrepigen, typischen Südwester-Hut den weiten Horizont nach den Herero-Kriegern ab. Sein Pferd hat aber den Kopf bereits in eine andere Richtung gewendet, denn es hat, im Gegensatz zum Reiter, längst den gut getarnten Krieger gewittert, der versteckt bereitlag, um seinen tödlichen Speer im nächsten Augenblick gegen den Reiter zu werfen.

Wenn wir mit Farmer Tölken unterwegs waren, wurde natürlich in diesem naturbelassenen Gelände stets ein robuster Land Rover benutzt. Während einer kleinen Pause auf einer der Besichtigungstouren kroch plötzlich zwischen den Autoreifen ein riesiger Käfer hervor. Er war wohl gut zweimal so groß wie unser auch nicht gerade kleiner heimische Hirschkäfer. Er war pechschwarz und trug dicke, gelbe Streifen auf seinem Rücken. Sein so gezeichneter Panzer glänzte wunderschön in der prallen Sonne. Käferkundige Zoologen wären ob dieses prächtigen Exemplars geradezu entzückt gewesen. Aber auch mir gefiel dieses außergewöhnliche Insekt und ich fragte Tölken, wie denn dieser schöne Käfer genannt werde. Er drückte einige Zeit ein wenig herum und meinte, dass er den zoologischen Namen nicht kenne. Erst auf meine weitere Nachfrage sagte er zögernd und auch etwas verlegen,

dass man diesen Käfer hier bei ihnen den „Österreicher“ nenne, aber er wisse wirklich nicht, warum.

Ich habe allerdings auch erst ein wenig nachdenken müssen, aber dann hatte ich den Hintergrund für diesen Namen gefunden. Die Farbkombination Schwarz-Gelb erinnerte mich nämlich an meine Heimatstadt Baden bei Wien. Während des Revolutionsjahres 1848 war Kaiser Ferdinand der Gütige Hals über Kopf mit seinem gesamten Hof in das mährische Ollmütz geflüchtet. Im Gegensatz zum revolutionären Wien war allerdings die Kurstadt Baden, mit ihrem Kaiserhaus am Hauptplatz, loyal geblieben und daher auch Zufluchtsort von vielen Wiener Adelligen. In Anspielung an die Habsburgischen Fahnenfarben „Schwarz-Gelb“ und wegen ihrer loyalen Kaisertreue wurde daher die Stadt vom Badener Ehrenbürger Franz Grillparzer ironisch „Schwarzgelbowitz“ genannt.

Diese Farbkombination hat wohl auch die preußischen Reiter der Schutztruppe dereinst, gar nicht so abwegig, dazu animiert, diese Käfer, die nicht die deutsch-kaiserlichen Farben, nämlich Schwarz-Weiß-Rot, hatten, sondern das Habsburgische Schwarz-Gelb leuchtend zur Schau stellten, ganz einfach „Österreicher“ zu taufen.

Der jeweiligen Phantasie bleibt es aber überlassen, ob man die Bezeichnung dieses Insekts mit dem Namen eines Landes, als Anerkennung der Schönheit dieser Kreatur oder eher als überhebliche Abschätzung dem namengebenden Land gegenüber interpretieren soll. Die Waffenbruderschaft der beiden Kaiser im ersten Weltkrieg hat allerdings beide Reiche in den Abgrund geführt. Damit sollte auch der Begriff „Deutsch-Südwest“ für immer von der afrikanischen Landkarte verschwinden.

Die „Österreicher“ aber, noch dazu ohne belastende koloniale Vergangenheit, bevölkern in der Gestalt dieses prächtigen Käfers nach wie vor die unendlichen Weiten Namibias.

Von Sanitätern gut bewacht

Wie ist es denn möglich, dass die Israelische Lehrgewerkschaft namens ITU (Israel Teachers Union) im Jahre 2005 ihr 110. Bestandsjahr feiern konnte, wenn doch der Staat Israel erst 1948 gegründet wurde? Das werden sich manche zu Recht fragen.

Wer aber die Entwicklung dieses geschichtsträchtigen Teils des Nahen Ostens kennt, für den ist dies sicher kein Mirakel. Denn in jenem Gebiet, welches auch sehr lange das britische Protektorat Palästina war, befanden sich, wie wir wissen, seit Jahrtausenden blühende jüdische Gemeinden. Diese hatten selbstverständlich auch ihre kulturelle Infrastruktur, zu der auch das Schulwesen gehörte. Die an diesen Schulen Beschäftigten haben sich natürlich, so wie in vielen anderen Ländern auch, gewerkschaftlich organisiert. So konnte also die ITU unter ihrem langjährigen Präsidenten, meinem Freund Josef Wassermann, 2005 zum 110. Gründungsjubiläum befreundete Organisationen nach Haifa einladen.

Ich kam dieser Einladung, gemeinsam mit meinem lieben Freund Roland Gangl, der auch Nachfolger in meinen Funktionen als Standesvertreter wurde, natürlich gerne nach. Ich legte nämlich großen Wert darauf, meinen Nachfolger auch in den internationalen Gremien zu verankern, wofür natürlich persönliche Kontakte unumgänglich waren. Roland gehörte zu jenen, die diese Weichenstellungen und die Unterstützung seines Vorgängers geschätzt haben, und er hat mich auch nie als den lästigen Alten betrachtet, der der neuen Ära, nämlich seiner, im Wege steht. Auch er hat diesen vorausschauenden Weg später beibehalten und im internationalen Bereich mit Christoph Jank einen wertvollen Mitarbeiter beigezogen. Christoph bringt neben seinem Engagement auch noch hervorragende Sprachkenntnisse ein. Auch er hat mich einige Zeit quer durch Europa treu begleitet.

Mit dem Präsidenten von ITU, Josef Wassermann, und der Sekretärin für Internationales, Zipi Dvir, verband mich eine langjährige und sehr herzliche Freundschaft. Leider wurden beide nach internen Querelen und Machtkämp-

fen innerhalb von ITU aus ihren Funktionen gejagt. Das hatte bedauerlicherweise auch zur Folge, dass sich die bis dahin guten Kontakte zwischen GÖD und ITU stark reduzierten, allerdings nicht durch unsere Schuld. Auch die bis dahin von den Lehrerorganisationen Deutschlands, Polens und Israels regelmäßig organisierten Gedenkveranstaltungen in Auschwitz, zu denen mich auch Christoph Jank begleitet hat, waren davon betroffen. Nicht zuletzt wurde diese enge Zusammenarbeit auch durch die andauernden Rivalitäten zwischen den beiden konkurrierenden polnischen Gewerkschaften, nämlich von „Solidarnosz“ und der postkommunistischen ZNP getrübt.

Zum 110-jährigen Jubiläum in Haifa war aber die Welt innerhalb der ITU noch einigermaßen heil und der gemeinsamen Feier stand nichts im Wege. Einer der Höhepunkte des Treffens war der Festvortrag des israelischen Schriftstellers Amos Oz, in dem er auch auf den Nahostkonflikt einging. Er war ein Vertreter der „Zwei-Staaten-Lösung“ und der Aussöhnung zwischen den Israelis und den Palästinensern sowie für ein friedliches Miteinander, was allerdings nur im beiderseitigen Nachgeben, also in Kompromissbereitschaft, bestehen kann. Er bemühte dazu einen Vergleich aus der klassischen Weltliteratur, indem er zwei Szenarien zur Disposition stellte. Es waren dies auf der einen Seite die aufregenden und kompromisslosen Shakespeare'schen Königsdramen, an deren Ende allerdings meist der Tod aller Beteiligten stand, und auf der anderen Seite das langweilige, fade und oft mühselige russische Drama, an dessen Ende alle beteiligten Personen höchst unzufrieden und traurig, aber am Leben sind. Er plädierte daher als Lösung für den Weg der russischen Dramaturgie.

An der Reaktion des Publikums konnte man aber, auch als Außenstehender, die tiefe Spaltung in der israelischen Gesellschaft merken. Zur Mentalität und zur innenpolitischen Zersplitterung stellte Oz sehr launig fest, dass es im öffentlichen politischen Diskurs der 8,7 Millionen Israelis genauso viele selbsternannte „Ministerpräsidenten“ und daher auch Meinungen gebe.

Der zweite Höhepunkt des Jubiläumstreffens war der Besuch Jerusalems, der für mich deshalb faszinierend war, da ich diese Stadt vorher bereits einmal besucht hatte. Diese war damals, nämlich vor dem „Sechstagkrieg“, allerdings noch streng geteilt.

Auf der Busfahrt von Haifa nach Jerusalem bemerkte ich, dass neben Roland Gangl ein sportlicher, aber doch schon etwas betagter Mann Platz genommen hatte, den wir bisher bei der Tagung nicht gesehen hatten und mit dem er sich auf Englisch sehr gut unterhielt.

In Jerusalem angekommen, erzählte mir Roland, dass es sich bei diesem Reisebegleiter um einen Sanitäter handelt, der unsere Gruppe vorsorglich begleitet für den Fall, dass jemand von uns bei dieser eintägigen Exkursion gesundheitliche Probleme bekommen sollte.

Er hat uns auch kreuz und quer durch Jerusalem stets mit seiner umgehängten Sanitätstasche begleitet. Auch als ich an der Klagemauer im Gebet verharrte. Allerdings konnte man, wenn man den Sanitäter von hinten genauer beobachtete, unter der Sanitätstasche ein Pistolenhalter mit entsprechendem Inhalt bemerken.

Auf der Rückfahrt hat uns dieser „Sanitäter“ dann auch sehr offen erzählt, dass er als Arzt und hochrangiger Offizier in der US-Armee gedient hat und nach seiner Pensionierung mit seiner Frau nach Israel gezogen ist. Er war nun leider verwitwet. Aber auch als Pensionist hat er sich in den Dienst des Staates Israel gestellt, indem er Touristengruppen begleitete, denn diese dürfen nie ohne offizielles Sicherheitspersonal durch das Land reisen. Es war dies für ihn als Witwer, so versicherte er uns, eine schöne und abwechslungsreiche Beschäftigung, der er gerne nachging.

So sind also Roland und ich gleich doppelt gesichert und bewacht durch das Heilige Land gepilgert. Es hat uns aber bei aller nach außen gezeigten Normalität die bittere Realität in Erinnerung gerufen, dass sich nämlich dieses Land seit Jahrzehnten in einem permanenten Kriegszustand befindet.

Eine weitere beeindruckende Begegnung hatte ich in Haifa, und zwar mit dem Schulfreund meines Schwiegervaters, Bernhard Milrom, aus Baden. Er

war der einzige Holocaust-Überlebende seiner Familie, die in der Kurstadt, welche vor 1938 eine große jüdische Gemeinde hatte, ein kleines Geschäft mit koscheren Waren nächst der Ecke Marchetstraße und Mozartstraße betrieben hatte. Es gelang ihm auf abenteuerliche Weise, noch als halbes Kind, auf dem Donauwege mit einem Schiff die Flucht bis Haifa, wo er allerdings von den Engländern sofort nach seiner Ankunft interniert wurde.

Mein Schwiegervater konnte nach dem Krieg den Kontakt mit ihm wiederherstellen und Bernhard Milrom hat sogar seine Einladung nach Baden einmal gerne wahrgenommen.

Er wohnte nun in einer Seniorenresidenz, nicht allzu weit von meinem Veranstaltungsort auf dem schönen Berg Karmel in Haifa entfernt. Den Kontakt zu ihm haben meine israelischen Freunde innerhalb kürzester Zeit hergestellt, sodass ich ihn in seinem nicht allzu fernen Alterssitz besuchen konnte. Seine Freude über diesen Besuch war sehr groß und er erzählte mir viele Einzelheiten über sein Leben und seine Flucht. So war er nach der Staatsausrufung Israels einer der ersten und jüngsten Hilfspolizisten in Haifa. Bei all den nüchtern dargestellten und auch schrecklichen Erinnerungen konnte ich aber nie irgendwelche Anflüge eines Vorwurfs oder von nachtragender Verbitterung verspüren. Der fast schon Hundertjährige erzählte mir nur in bestem Deutsch die klaren und nüchternen Fakten und Realitäten seiner bewegenden Biographie aus einer mehr als schrecklichen Zeit.

Es war für mich, aber ich glaube auch für ihn, eine durchaus schöne und beglückende Begegnung.

Bundespräsident Waldheim und Venezuela

Eine völlig andere Facette der zeitgeschichtlichen Kontroversen musste ich rund um die Wahl von Dr. Kurt Waldheim zum Bundespräsidenten erleben. Die sogenannte Affäre Waldheim hatte eine lange Vorgeschichte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mussten die staatlichen und wirtschaftlichen Strukturen in Österreich wieder hochgefahren werden. Dies wurde auch von den Siegermächten forciert, aber nicht allein aus humanitä-

ren Gründen, sondern weil sich die Welt nach dem Sieg über den Nationalsozialismus zweigeteilt hatte. Und der Eiserne Vorhang über Europa niedergegangen war.

Bei einem raschen Wiederaufbau konnte allerdings nicht auf alle Parteigänger, Mitläufer und Sympathisanten des untergegangenen NS-Regimes verzichtet werden. Die beiden sich nun feindlich gegenüberstehenden Blöcke, die vor Kurzem noch Waffenbrüder gewesen waren, lieferten sich sogar einen Wettlauf um die Rekrutierung von hochrangigen Experten in Technologie und Wissenschaft für ihre Interessen, unabhängig davon, welche Rolle diese im „Dritten Reich“ gespielt hatten. Diese Ehemaligen, es waren nicht nur Mitläufer, wurden auch von den beiden wiedererstandenen traditionellen Parteien in Österreich, die nunmehr ÖVP und SPÖ hießen, nicht nur akzeptiert, sondern in vielen Fällen sogar umworben.

Österreich war daher durchaus erfolgreich unterwegs, sich als ausschließliches Opfer des NS-Regimes darzustellen, während Mittäterschaften von Österreichern verdrängt wurden. Einige Prominente wurden zwar verurteilt, aber über den Rest der Mantel des Schweigens gebreitet, statt mit dieser Vergangenheit offen und ehrlich umzugehen. Dort, wo die Mittäterschaften gegeben waren, wurden diese gern geleugnet oder verdrängt. Dies hat dann leider Bruno Kreisky mit seiner proarabischen Palästinenserpolitik und seinen Auseinandersetzungen mit Simon Wiesenthal noch verstärkt. Am Exempel von Dr. Kurt Waldheim sollte sich dieser jahrelang aufgestaute emotionale Überdruck dann entladen. Während niemand an Kurt Waldheims Zeit in der Deutschen Wehrmacht Anstoß genommen hatte, als dieser UNO-Generalsekretär war, wurde diese Wehrmachtszeit nun zum Problem, als er sich als Kandidat bei der Wahl zum Bundespräsidenten bewarb. Es war nämlich die SPÖ unter dem Parteivorsitzenden Fred Sinowatz, welche die Chancen ihres Kandidaten diesmal bei der Wahl zusehends schwinden sah und es nicht wahrhaben wollte, dass dieses Staatsamt nicht mehr, geradezu traditionell und gleichsam in Erbpacht, in sozialistischer Hand sein könnte.

So wurde eine Kampagne über die Vergangenheit des Dr. Waldheim in der deutschen Wehrmacht mit Hilfe ausländischer Medien eingeläutet, die sich

immer mehr aufschaukelnd, sogar im Vorhalten von Kriegsverbrechen gipfelte. All das hat jedoch 1971 keine Rolle gespielt, als Waldheim dem damals amtierenden Präsidenten bei seiner ersten Kandidatur zur Präsidentschaft nur knapp unterlegen war und er darauf ab 1972 für zwei Amtsperioden ein angesehener Generalsekretär der Vereinten Nationen in New York war.

Nun war allerdings Dr. Waldheim und auch sein Mitarbeiterstab im Umgang mit diesen nun erhobenen Vorwürfen nicht gerade klug vorgegangen, noch war man mit den nur schrittweise gegebenen Klarstellungen gut beraten. Dies hat schließlich leider auch gehässige, eskalierende und unkontrollierbare Emotionen im Wahlkampf und auch noch danach ausgelöst.

Die Folgen dieser Auseinandersetzung aber, die leider vor allem aus rein parteipolitischem Kalkül in Österreich losgetreten worden waren, wirkten sich verheerend aus. Es war ein nicht wieder gutzumachender Schaden, den vor allem Bundeskanzler Sinowatz als SPÖ-Vorsitzender zu verantworten hatte. Denn es kam zu einer emotional hochbrandenden „Jetzt erst recht“-Bewegung, die Österreich tief gespalten hat. Dabei haben auch die hunderttausenden von Österreichern, die in der Deutschen Wehrmacht am Krieg teilnehmen mussten, auch eine wesentliche Rolle gespielt. Diese haben sich natürlich dagegen verwahrt, pauschal mit einer kriegsverbrecherischen Vergangenheit in Zusammenhang gebracht zu werden. Was aber noch schlimmer war, war die Tatsache, dass die internationalen Medien Österreich pauschal zu einem Nazi-Land hochstilisierten, was auch ich in den Gremien, in denen ich Österreich zu vertreten hatte, sehr schmerzlich zu spüren bekam. Ich habe mich allerdings sehr robust und offensiv dagegen gewehrt, wobei mir die zeitgeschichtliche Ignoranz jener zu Hilfe gekommen ist, die ganz Österreich als einen permanenten Hort des Faschismus anzuschwärzen versuchten. Besonders hervorgetan haben sich dabei im Europäischen Gewerkschaftskomitee, dem EGBW und im Weltverband der Lehrer WVL ausgerechnet die christlichen Vertreter der Lehrgewerkschaft der Niederlande.

Kurz nach der Wahl von Dr. Kurt Waldheim zum Bundespräsidenten wurde der alle vier Jahre stattfindende Weltkongress des WVL in Caracas vorbereitet. Einige Wochen davor fand in Brüssel eine vorbereitende Vorstandsitzung

statt, bei der ich den Entwurf des schriftlichen Rechenschaftsberichtes der Europa-Region zu Gesicht bekam. Im einleitenden Bericht über die allgemeine politische Lage in Europa fand ich einen Satz über den zunehmenden Rechtsextremismus und Nationalismus in Europa. Als Beispiele wurden die Front National mit Le Pen in Frankreich und Kurt Waldheim in Österreich angeführt.

Selbstverständlich habe ich gegen diese verzerrende und falsche Darstellung schärfstens protestiert, wobei am wenigsten einsichtig der Vertreter der Niederlande war, der höhnischerweise gemeint hat, ich hätte anscheinend „ein Problem“ mit Herrn Waldheim. Ich entgegnete ihm, dass ich mit Dr. Waldheim als amtierenden Bundespräsidenten keinerlei Probleme hätte, der Weltverband der Lehrer allerdings bald ernsthafte Probleme mit unserer weiteren Mitgliedschaft – vor allem mit der Bezahlung unserer nicht unerheblichen jährlichen Mitgliedsbeiträge – haben würde, sollte diese diffamierende Passage aus dem Bericht nicht eliminiert werden. Dies wurde dann auch versprochen.

Allerdings erhielt ich wenige Tage vor meiner Abreise nach Venezuela den endgültigen Bericht mit den Kongressunterlagen zugesendet. Wie ich befürchtet hatte, war aber der Passus über Kurt Waldheim nicht entfernt worden. Schäbigerweise hat man noch dazu versucht, die Schuld daran auf eine säumige Sekretariatskraft abzuschieben.

Ich habe daher für den Kongress vorsorglich eine entsprechende, sehr geharnischte mündliche Stellungnahme, eine sogenannte Intervention in spanischer Sprache vorbereitet, da natürlich eine große Zahl spanisch sprechender Kongressteilnehmer aus Südamerika erwartet wurde.

In Caracas angekommen, meldete ich mich wie stets, wenn ich allein in Übersee unterwegs war, sofort bei der Österreichischen Botschaft und lud bei dieser Gelegenheit den Botschafter zur feierlichen Kongresseröffnung ein.

Beim Rückruf durch den Botschafter merkte ich, dass er zunächst meine politische Orientierung auszuloten versuchte, und als diese von mir offen klar gestellt worden war, besuchte er mich sofort in meinem Hotel. Ich erzählte

ihm natürlich auch von der Berichtspassage über Bundespräsident Waldheim. Er begutachtete meine schriftliche Vorbereitung und erklärte mir freundlich, aber sehr bestimmt, dass er sie unbedingt verbessern müsse. Er versprach mir für den nächsten Tag eine überarbeitete Version, weil er der Meinung war, für die Mentalität der mehrheitlich anwesenden Südamerikaner wäre meine vorbereitete Intervention doch viel zu sanft und trocken.

Ich habe den Rat des Botschafters befolgt und seine iberoamerikanische Version dem Kongressplenum vorgetragen. Diese stellte nicht nur die korrekte Faktenlage klar, sondern beschrieb außerdem die Person Kurt Waldheim als „einen tapferen Soldaten des großen Krieges der, wie Millionen andere auch, bei dieser schrecklichen Auseinandersetzung seine Pflicht zu erfüllen hatte.“

Kaum hatte ich meine „Intervention“ beendet, da brandete frenetischer Applaus auf, wohl auch deshalb, weil ich die spanische Sprache verwendet hatte. Als die Übersetzung via Kopfhörer bei meinen wortbrüchigen „christlichen“ Freunden aus Europa mit Verzögerung angelangt war, wurden ihre Gesichter während der bereits wieder abklingenden Akklamationen der Kongressteilnehmer merklich länger und länger. Damit war die Angelegenheit auch für mich erledigt, und sie haben außerdem auch gut daran getan, mich in dieser Causa nicht mehr angesprochen zu haben.

Ganz erledigt war diese Episode allerdings doch noch nicht. Ich habe nämlich von diesem venezolanischen Erlebnis und von der professionellen Hilfe des Botschafters in Caracas gelegentlich einer Veranstaltung der Österreichisch-Deutschen Kulturgesellschaft dem damaligen Kabinetttvizedirektor der Präsidentschaftskanzlei, Dr. Markus Lutterotti, erzählt.

Einige Wochen später bekam ich zu meiner Überraschung einen Anruf aus der Hofburg mit einer Einladung. Der Herr Bundespräsident wünschte mich zu sprechen. Selbstverständlich bin ich dieser Aufforderung gerne nachgekommen. Bundespräsident Dr. Waldheim hat mir dabei in einem längeren Gespräch, welches unter vier Augen in seinem Arbeitszimmer stattfand, für

mein offenes Eintreten für ihn in Venezuela herzlich gedankt. Meinen Hinweis, dass es doch selbstverständlich gewesen sei, gegen solche Anwürfe gegen den Bundespräsidenten unserer Republik entschieden aufzutreten, ließ er nicht ganz gelten. Denn er wisse genau, so stellte er fest, was es heißt, als einsamer Delegierter auf einem solchen großen internationalen Kongress an das Rednerpult zu treten und eine klare Meinung offen auszusprechen.

Bei diesem Gespräch wurde mir auch erst so wirklich bewusst, wie tief die Kränkung für Dr. Waldheim durch diese, für ihn unverständliche Kampagne wirklich gewesen ist, und mit welcher aufrechten Haltung er sie nach außen hin trotzdem getragen hat. Er war zum Prügelknaben für politische Versäumnisse und Fehler anderer geworden.

Venezuela aber habe ich als großartiges Land mit seiner Gastfreundschaft, nicht allein wegen unseres freundlichen und gastlichen Botschafters, in bester Erinnerung. Denn ich durfte in Begleitung meines deutschen Freundes Hans Bähr mit dem Einbaum-Kanu den höchsten Wasserfall der Welt, den „Angelfall“, und den Rio Negro sowie Kanaima, aber auch die Mangrovenwälder der Insel Margarita erkunden.

Erschütternd war allerdings der Hilferuf, der mich vom damaligen Organisator und Vorsitzenden der Venezolanischen Lehrervertretung, Heberto Ferrer, mehr als dreißig Jahre später erreicht hat. Denn einem diktatorischen und marxistischen System war es innerhalb weniger Jahre gelungen, dieses einst blühende Land in den wirtschaftlichen Abgrund mit Hungersnot und Verelendung der Bevölkerung zu führen.

Es war für Hebertos Freunde, zu denen ich mich zählen durfte, natürlich mehr als eine Ehrensache, nach besten Kräften zu helfen. Leider ist er kurz nach unserer bereits angelaufenen finanziellen Hilfsaktion verstorben.

Ausreisen ist manchmal schwieriger als das Einreisen

Meistens wird das bürokratische Procedere bei der Einreise in ferne Länder sehr aufwendig zelebriert, hingegen die Ausreise weit weniger. Man benötigt meist ein Visum, um einreisen zu dürfen, denn man will ja sehr genau wissen, wer denn da in das Land kommt. Natürlich gibt es auch Kontrollen, wenn man ausreist, sie sind jedoch meist etwas weniger aufwendig.

Manchmal allerdings können aber auch dabei unerwartete bürokratische Hürden entstehen, die einem große Schwierigkeiten bereiten. Ich musste einmal diese leidvolle Erfahrung machen, da ich den bei uns sehr oft auf die leichte Schulter genommenen behördlichen „Papierkram“ durchaus hätte ernst nehmen sollen.

So gestaltete sich mein Abschied aus Venezuela weit weniger angenehm als die Einreise. Denn bei der Ankunft in Caracas zum Kongress des Weltverbandes der Lehrer erwartete uns bereits am Flughafen der Vorsitzende der venezolanischen Lehrervertretung, Heberto Ferrer. Er war uns beim Ausfüllen einer Reihe von Formularen unterschiedlicher Größe und Farbe behilflich, die mit etlichen Stempeln der Einwanderungsbehörde versehen wurden. Ich habe den Teil der Papierflut, den man uns gab, zusammen mit all meinen Kongressunterlagen in einer Lade in meinem Hotelzimmer aufbewahrt. Im Laufe meines Aufenthaltes gesellten sich allerdings noch eine Reihe weiterer Papiere und Unterlagen dazu, die ich bei meiner Abreise nicht mehr sortieren wollte, sondern gemeinsam gebündelt in einem meiner Koffer verstaute - den wichtigen Reisepass und das vom gastfreundlichen Botschafter Österreichs umgebuchte kostbare Flugticket natürlich ausgenommen. Ich wurde auch von meinem neuen Freund, dem Herrn Botschafter, standesgemäß zum Airport gebracht. Meine Koffer wurden unter seiner sorgsamsten Überwachung rasch und ordnungsgemäß abgefertigt. Nach einem herzlichen Abschied entließ er mich sodann zum Einchecken und zur Passkontrolle. Die heute üblichen strengen Durchleuchtungen und Visitationen waren damals allerdings

noch nicht üblich. Eine Passkontrolle, bei der man meistens auch einen schönen Ausreisestempel in das Reisedokument erhielt, war jedoch meist erforderlich.

Allerdings nahm bei dem Schalter, hinter dem ein Zollbeamter saß, der natürlich nur spanisch sprach und dem ich meinen Pass reichte, meine Heimreise ein jähes Ende. Mein Reisepass, in dem sich der ordnungsgemäße Einreisestempel befand, reichte ihm nicht, sondern er verlangte von mir ein zusätzliches Dokument. Nach einem langen Diskurs verstand ich mit meinen bescheidenen Spanischkenntnissen, dass es sich um ein Ausreisevisum handelte, welches mir angeblich bei der Einreise ausgestellt worden war. Ohne dieses Dokument wäre eine Ausreise nicht möglich, versicherte mir der Beamte sehr bestimmt. Ich saß nun auf einer Bank neben dem Schalter wie ein hilflos gestrandeter Staatenloser da. Ein Mobiltelefon gab es damals noch nicht, ein Anruf in der Botschaft war daher auch nicht möglich. Zunächst war ich nur in Sorge, dass ich nun meinen Flug mit der IBERIA verpassen würde, der nur alle drei Tage durchgeführt wurde.

Im Zuge der von mir immer wieder angefachten Diskussion mit besagtem Beamten war mir klar geworden, dass es sich um einen dieser Zettel handelte, die bei der Einreise gestempelt und nun mit dem gesamten Papierwust von mir in einen meiner Koffer gepackt worden waren. Ich habe dies dem Migrationsbeamten versucht, auch klar zu machen. Allerdings sah dieser keine Möglichkeit, zu den bereits abgefertigten Gepäckstücken und diesem anscheinend so wichtigen Dokument zu kommen. Vom diskreten Deponieren einiger Geldscheine im Reisepass, wie das in vielen Ländern in Übersee nützlich war, hatte man mir abgeraten, da Venezuela zumindest damals noch ein durchaus korrekt verwaltetes Land war. Ein Bestechungsversuch konnte daher sehr böse enden. Je länger sich die Diskussion entwickelte, umso finsterner wurde die Miene des Zöllners. Aber auch mein Gemütszustand war am Tiefpunkt, denn ich verbrachte bei diesem ominösen Schalter bereits über zwei Stunden. Ich hatte daher den Flug bereits abgeschrieben und sah mich schon die Nacht in einer Transitzelle der Flughafenpolizei verbringen.

Da nahm ich mit dem Mut der Verzweiflung einen letzten Anlauf bei diesem unerbittlichen Beamten. Ich erklärte ihm in meinem etwas barocken

Spanisch sehr verzweifelt und treuherzig blickend, dass ich ein wichtiger Lehrer in meinem Land sei, „*Soy un catedrático, de mi país!*“, der unbedingt zu seinen kleinen Schülern müsse. Denn wenn ich nicht zu meinen Schülerinnen und Schülern käme, würden diese doch sehr traurig und unglücklich sein.

Nun weiß ich nicht, welche Erfahrungen der Beamte mit Lehrern gemacht hatte, oder aber war es mein geschwollenes Spanisch, denn als *catedrático* bezeichnet man üblicherweise habilitierte Professoren an Universitäten, jedenfalls hat ihn meine Argumentation höchst amüsiert und er brach in lautes Gelächter aus. Gerade, dass er sich nicht vor lauter Heiterkeit auch noch auf die Schenkel geschlagen hätte, als er seinem hinter ihm sitzenden Kollegen lautstark mitteilte, was ich ihm gerade gesagt hatte. Auch dem entfuhr ungezügelter Heiterkeit.

Plötzlich schnappte der gestrenge Zöllner mit Lachtränen in den Augen und kopfschüttelnd meinen Reisepass, schmetterte schwungvoll einen Stempel auf das Papier und winkte mich zum Gate durch, indem er mir zurief: „*¡Vamos! ¡catedrático! ¡vamos! ¡vamos! ¡vamos catedrático importante! ¡catedrático importante!*“ Dabei lachte er vergügt und breit über sein ganzes Gesicht.

Erlöst eilte ich zum Gate, welches aber, wie befürchtet, geschlossen und menschenleer war. Es war allerdings noch gar nicht geschlossen, sondern hatte sich an diesem Tag noch gar nicht geöffnet gehabt. Ich hatte den Flug, Gott sei Dank, nicht verpasst, sondern die Maschine war in Spanien um acht Stunden zu spät abgeflogen und noch nicht angekommen, sodass ich noch einige weitere Stunden ausharren musste. Das war aber bei dieser Fluglinie nichts Außergewöhnliches. Allerdings war ich durchaus froh, zumindest die Visumhürde genommen zu haben, und machte es mir bei einigen Drinks bequem.

Mein Rückflug sollte über Madrid führen und dann mit einem Anschlussflug nach Wien. Als ich dann endlich in der Maschine über dem Atlantik schwebte, hat mich auch die Tatsache nicht aus meiner Zufriedenheit aufschrecken können, dass dieser Flug aus internen Gründen der Fluglinie nicht Madrid,

sondern Barcelona zum Ziel hatte. Die geplanten Anschlussflüge waren aber ohnehin hinfällig geworden. Allerdings konnte ich auf dem Airport von Barcelona durch lebenswürdige Begleitung einer sehr sportlichen Flugbetreuerin der IBERIA eine unmittelbar vor dem – natürliche ebenfalls verspäteten – Abflug bereitstehende Maschine nach Wien erreichen. Dies hatte aber olympiareifen Leichtathletikeinsatz erfordert, zu dem ich damals noch fähig war. Denn ich musste, mit meinem umfangreichen Handgepäck ausgestattet, zunächst in Barcelona bei der Zollbehörde ordnungsgemäß einreisen. Danach musste ich, um gleich wieder ausreisen zu können, im Schweinsgalopp quer durch den Airport von El Prat zum Terminal für Inlandflüge eilen. Aus völlig unerfindlichen Gründen hatte die Maschine nach Wien nämlich dort angedockt. Solche Überraschungen waren, zumindest damals, im Flugverkehr nicht außergewöhnlich. Der Treppenwitz war allerdings, dass ich trotz dieser Odyssee, quer durch Flughäfen und über alle Hürden der Behörden hinweg, mit nur 30 Minuten Verspätung gegenüber dem ursprünglich geplanten Termin, von meiner lieben Frau Christa in Schwechat wohlbehalten in die Arme geschlossen werden konnte. Sogar das gesamte weitere Reisegepäck hatte überraschenderweise die Ankunft gemeinsam mit mir geschafft.

Der zweite Treppenwitz betraf meine liebe Kollegin Hildegund Rüger aus Bayern, sie war Schuldirektorin und Personalvertreterin des mit uns freundschaftlich verbundenen VBE, dem Verband für Erziehung und Wissenschaft. Sie hat mir auch sehr wertvolle Zugänge zum deutschen Berufsbildungssystem eröffnet. Damals entstand nämlich die Idee, auch in Österreich Fachhochschulen nach deutschem Vorbild zu schaffen, sodass mir Informationen aus Deutschland für meine Diskussionen und Kämpfe mit der Politik eine wertvolle Hilfe waren.

Hildegund Rüger musste bereits zwei Tage vor mir aus Caracas abreisen, da die deutschen Schulbehörden mit Freistellungen für Standesvertreter weit weniger großzügig waren als jene von Österreich. Sie hat mir von einem spanischen Flughafen auch eine nette Glückwunschkarte zu meinem Geburtstag geschickt, wobei sich später herausgestellt hat, dass sich unsere Wege auf der Rückreise in Spanien gekreuzt hatten. Sie erreichte die Heimat

schließlich über den Flughafen von Rom kommend mit weiteren Zwischenstopps erst mit erheblicher Verspätung. Wie man sieht, war man auch damals schon vor unliebsamen Reiseüberraschungen keineswegs gefeit. Trotz allem waren die Tage im damals lebenswerten und wunderschönen Venezuela einige behördliche Aufregungen sowie kleinere Umwege mehr als wert.

Wer kennt schon Viktor Klima?

Auch Argentinien gehörte mehrmals zu meinen Destinationen in Südamerika. Wie stets in Übersee hatte ich meine Anwesenheit auch diesmal beim österreichischen Botschafter avisiert. Dieser hat mich höflicherweise zu einem Mittagessen in seine Residenz eingeladen. Ich war informiert, dass er vor einigen Monaten von der Botschaft in einem mittelamerikanischen Land als Botschafter nach Argentinien gewechselt ist, und ich hatte auch die Information, dass er der „linken Reichshälfte“ zuzuordnen sei, was natürlich für die Gespräche mit ihm durchaus nützlich und hilfreich war. Nun hatte ich aber die Erfahrung gemacht, dass vor allem in Übersee alle Botschafter ausnahmslos und gleichgültig, wie sie politisch einzuordnen waren, geradezu süchtig auf Informationen aus Österreich waren. Vor allem waren sie auf politische Hintergrundinformation erpicht, die über die normalen medialen und offiziellen Kanäle nicht zu ihnen gelangten. Mit einem Wort, es war Tratsch und Klatsch angesagt, und zwar quer durch das Spektrum der Parteien. Außerdem waren sie natürlich als Beamte auch sehr interessiert, einen direkten Draht zur Beamtengewerkschaft, der GÖD, zu pflegen. Dabei machte auch dieser Botschafter bei unserem Mittagessen unter vier Augen in seiner Residenz keine Ausnahme.

So beklagte der Botschafter, dass die offizielle Übergabe seines Akkreditierungsschreibens vor einigen Monaten beinahe ins Wasser gefallen wäre. Denn es hatte wieder einmal ein unglaubliches Trommelfeuer gegen Österreich als Nazi-Land in den örtlichen Medien stattgefunden. Erst nach längerer Verzögerung und mühsamen Interventionen ist es dann doch gelungen,

die Akkreditierung durchzuführen. Die Ursache war wie immer die traditionelle Politik des Vernaderns in Österreichs, die die innenpolitischen Streitigkeiten ohne Rücksichtnahme auf Österreichs Ansehen auf die internationale Ebene hinausgetragen hatte. Anlass war diesmal, nach dem Scheitern von Viktor Klima bei der Regierungsbildung, die Angelobung der ersten „schwarz-blauen“ Regierung Wolfgang Schüssels.

Natürlich war die von Bundespräsident Klestil bei der Regierungsangelobung ganz offen zur Schau gestellten Ablehnung weltweit wahrgenommen worden. Dazu kamen noch seine organisierten „Sanktionen“ gegen die eigene Regierung innerhalb Europas. Dies alles schadete nicht bloß der „schwarz-blaue“ Regierungsmannschaft, sondern in den internationalen Medien auch dem Ansehen Österreichs. Daher hatten jene, die in internationalen Gremien tätig waren, also auch ich, diesen Boykott wieder einmal auszubaden. Allerdings hatte ich mir inzwischen schon eine gewisse Routine im Umgang mit solchen Aktionen der Beschmutzung des eigenen Nestes angeeignet.

Dass aber im fernen Argentinien das Ansehen Österreichs so sehr gelitten hatte, machte mir der Botschafter erst so richtig klar, als er mir gegenüber bekannt hat, dass er sich einige Wochen lang bei seinen Einkäufen oder beim Frisör gar nicht getraut hat, zu sagen, woher er kommt. So sehr wurde alles Österreichische angefeindet und gehasst, aber nun hatten sich die Wogen schon wieder einigermaßen geglättet.

Ich habe ihn natürlich bei unserem Steakschmaus unter vier Augen in seiner Residenz auch auf den Ex-Kanzler Viktor Klima angesprochen, der nach seinem Rückzug aus der Politik nach Argentinien ausgewandert war. Wie ich meinte, würde er doch als ehemaliger Regierungschef und noch dazu als Sozialist sowie Chef von VW in Argentinien sehr bekannt sein.

Der Botschafter hat mir in aller Offenheit und lachend erklärt: *„Aber nein, den kennt hier kein Schwein!“*. Und er fügte gleich hinzu, dass zum positiven Image Österreichs in Argentinien in letzter Zeit einzig und allein der Name Gernot Langes-Swarovski beigetragen hat. Die Familie Langes-Swarovski aus Tirol hatte nämlich das riesige und traditionelle Weingut „Norton“ in der Region Mendoza mit 720 Hektar Rebflächen erworben, welches allerdings

total veraltet war und daher bis dahin ausschließlich für den Inlandmarkt produziert hatte.

Dieses ehrwürdige Weingut wurde inzwischen mit modernster önologischer Technologie aus Österreich ausgestattet und ist so zum innovativen Flaggschiff der argentinischen Weinwirtschaft geworden.

Dies war für mich die tröstliche Bestätigung, dass die bewährte und beste Politik für Österreich doch noch immer ein gutes Glas Wein ist. Dies haben schon die legendären Bundeskanzler Österreichs, Leopold Figl und Julius Raab erkannt und erfolgreich praktiziert. Eine Erkenntnis, die allerdings den nachfolgenden und meist „geistlosen“ Politikergenerationen leider abhandengekommen ist.

Übrigens hatte der Herr Botschafter bei seiner Einladung sehr stolz angekündigt, dass mich bei ihm die besten Rindersteaks erwarten, die es in ganz Argentinien geben würde. Nun habe ich in diesem großartigen Land sehr viele ausgezeichnete Steaks genießen können, die beim Herrn Botschafter waren allerdings tatsächlich am besten.

Von Botschaft zu Botschaft

Meine Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Ländern Europas, vor allem die aus der Bundesrepublik Deutschland, waren stets verwundert, dass ich als biederer Lehrgewerkschafter bei internationalen Veranstaltungen von den jeweiligen österreichischen Botschaftern immer beachtet und stets auch offiziell eingeladen wurde. Besonders beeindruckend war es, wenn die offizielle Limousine der Botschaft bei unserem Quartier vorfuhr, und ich vom entsprechend gestylten Fahrer wie ein Staatsgast zu meinem Sitz im Fond der Karosse geleitet wurde.

Zu meinen weltweiten Kontakten hat in sehr wertvoller Weise der Rechtsgelehrte und Politiker, Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Herbert Schambeck, beigetragen, den ich auf vielen Auslandsreisen und vor allem sehr oft in den Vatikan begleiten durfte. Er hat mir auch hilfreiche Hinweise gegeben, wie man

dabei Kontakte entsprechend anbahnt und auch zu pflegen hat. Aber auch vom Präsidialsektionschef des Bundeskanzleramtes, Dr. Alfred Mayer, vor allem von seiner verehrten Frau Ilse, die im Außenministerium beschäftigt war, erfuhr ich wertvolle Unterstützung.

Es waren zahlreiche wichtige Institutionen, sei es die Päpstliche Sozialakademie im Vatikan oder auch Parlamente in den verschiedensten Ländern, zu denen mir Herbert Schambeck ein wertvoller Türöffner war. Aber auch die vielen Botschafter, denen ich freundschaftlich verbunden sein durfte, waren mir immer treue Helfer, wie zum Beispiel Markus Lutterotti in Rom und Berlin, sowie in der Präsidentschaftskanzlei, meine lieben Freunde Erwin Kubesch in Berlin und Helmut Türk in Washington D.C. sowie im Vatikan, auch Peter Niesner in Prag, Fritz Höss, gemeinsam mit dem, damals am Beginn seiner Karriere befindlichen Martin Eichtinger in Washington D.C. sowie Christian Prosl in Berlin, Walter Greinert im Vatikan und Yuri Standenat in Buenos Aires, um nur einige sehr dankbar zu nennen. Martin Eichtinger zeigte bereits damals zusätzlich zu seinen diplomatischen Qualitäten eine besonders freundliche und offene Art auf Menschen zuzugehen. Er wurde auch nach seiner erfolgreichen Tätigkeit als Österreichs Botschafter in London ein wichtiges und geschätztes Mitglied der Landesregierung Niederösterreichs.

Aber es waren nicht nur die Botschafter, an die ich mich gerne erinnere. Im Senegal zum Beispiel traf ich zwar nicht den Botschafter an, dafür aber einen blutjungen Beamten, der einsam und allein für den Botschafter die Stellung in unserer Botschaft in Dakar gehalten hat. Wir hatten gemeinsame Bekannte in meiner Heimatstadt Baden, weshalb er den Vorsitzenden der GÖD, Fritz Neugebauer, der an diesem Kongress ebenfalls teilnahm, und mich in besonders aufmerksamer Weise betreute. Er führte uns nicht nur sachkundig durch Dakar, sondern er zeigte uns auch jene Seiten der Stadt, die Touristen normalerweise verborgen bleiben.

Besonders beeindruckend war für uns der nächtliche Besuch eines Kellerlokals in der Altstadt von Dakar. Fritz Neugebauer hatte den jungen Beamten der Botschaft zu einem gemeinsamen Abendessen in unser Hotel eingeladen, als dabei das Gespräch auf die bodenständige Musik kam. Da wir daran

interessiert waren und uns der junge Mann vorschwärmte, dass man hier in Dakar auf die tiefen, afrikanischen Wurzeln des Jazz stoßen kann, wurde beschlossen, noch zu später Stunde der Sache gemeinsam auf den Grund zu gehen.

Der Botschaftssekretär fuhr also mit uns durch Dakar, welches für afrikanische Verhältnisse noch ganz gut beleuchtet war. Aber unser Ziel lag in einer Gegend, in der es überhaupt keine Beleuchtung mehr gab. In stockfinsterner Nacht überließ er sein Auto der Obhut einiger dunkler Gestalten, die ihn offensichtlich gut kannten und die auch entsprechendes Bakschisch erhielten. Wir stolperten mehr, als wir gingen, über spärlich ausgeleuchtete Stufen in das vor uns liegende Dunkel hinab. Als sich schließlich eine Tür vor uns öffnete, schlugen uns sehr laute, rhythmische Klänge entgegen. Sehen konnte man aber anfangs kaum etwas, denn die Luft in diesem Kellerlokal war voll Tabakrauch, sodass man erst nach einigen Minuten die Musikanten und eine Sängerin auf dem Podium wahrnehmen konnte. Die Instrumente waren hauptsächlich die im Lande üblichen Zupfinstrumente mit einem Resonanzkörper aus einer speziellen Kürbisart in allen Größenordnungen. Dominant war allerdings die imposante Figur der Sängerin, die, sowohl was ihre Sangesqualität, als auch ihre Statur betraf, Ella Fitzgerald durchaus das Wasser reichen konnte. Sie sang in einem herrlichen Kreol und mit einer Hingabe, wie man sie eben nur auf diesem authentischen Boden erleben kann.

Auf unsere Frage, wie lange denn die Vorstellung dauert, erhielten wir die Antwort: *„Das geht durch, manchmal tagelang, nur mit kleinen Trinkpausen, bis sie nicht mehr weiterkönnen!“*.

Nun, solange konnten wir allerdings nicht bleiben und so kehrten wir in den frühen Stunden des nächsten Tages wohlbehalten, jedoch ein wenig „geräuchert“ und um ein einmaliges Musikerlebnis reicher, in unser Hotel zurück.

In Harare, der Hauptstadt Simbabwe, des ehemaligen Südrhodesien aber war es der Außenhandelsdelegierter Nikolaus Seiwald, ein Bundesbruder in meiner Studentenverbindung, der es mir am Rande eines Kongresses ermöglichte, das Land ein wenig näher kennen zu lernen.

Die Verhältnisse in Simbabwe waren damals noch einigermaßen in Ordnung, sodass ich auf seine Vermittlung hin nach Kariba fliegen konnte, wo ich in einer Lodge auf einer Insel am riesigen Stausee des Sambesi die Tierwelt Afrikas erleben durfte.

In Seoul wiederum war es Botschafter Dr. Ewald Jäger, ebenfalls ein Bundesbruder, der mich am Rande eines UNESCO-Seminars in Südkorea auf einige Tage in seine Residenz einlud und es mir ermöglichte, die damals brandneuen Internettechnologien zu erproben, die in Korea, im Gegensatz zu uns, bereits in Verwendung standen.

Ein besonderes Erlebnis bereitete mir der Botschafter in Caracas. Er war es, der meiner Rede vor dem WVL-Kongress den letzten südamerikanischen Schliff gegeben hat. Er war verwitwet und mein Besuch brachte wohl ein wenig Abwechslung in sein Botschafterleben. Dieses war aber keineswegs langweilig, wie ich sehr bald erleben durfte. Er bestand nämlich darauf, meinen Aufenthalt in Venezuela noch einige Tage zu verlängern. Dies, obwohl ich nur ein Flugticket besaß, welches keine Umbuchung erlaubte. Seine Exzellenz, der Herr Botschafter, machte allerdings die Umbuchung bei der spanischen Fluglinie IBERIA möglich, sodass ich einige Tage mit ihm in Caracas und Umgebung verweilen durfte. Dabei merkte ich, wie bekannt und auch beliebt der Botschafter in der venezolanischen Gesellschaft war. Einmal mussten wir sogar spontan in einem erlesenen Restaurant an einer gerade stattfindenden Hochzeitgesellschaft, die wir dort zufällig antrafen, als Gäste teilnehmen. Zu dieser Hochzeitstafel wurde unser „Señor Embajador de Austria“ und ich lautstark, spontan und mit großem Hallo eingeladen. Es waren dies für mich nicht nur interessante, sondern auch sehr fröhliche Tage, die ich zusätzlich verbringen durfte.

Die Kehrseite des Lebensstils in dieser Gegend der Welt wurde mir aber auch sehr bedrückend vor Augen geführt. Dann nämlich, wenn wir in die Botschaftsresidenz zurückkehrten. Es war ein geheimes Ritual von unauffälligen Zeichen und Gesten, mit denen zwischen dem Fahrer in der Botschaftslimousine und den schwerbewaffneten Security-Männern am Tor der Botschaftsresidenz bestätigt wurde, dass die Insassen des Autos unbedenklich

sind. Erst dann wurde uns die Einfahrt in den Innenhof erlaubt und das schwere Eisentor hinter uns gleich wieder geschlossen. Da weiß man es erst wirklich zu schätzen, in welcher heiler und sicherer Welt wir in unserem Österreich noch leben dürfen.

Die Leistungen des österreichischen diplomatischen Dienstes, welcher leider wie manche andere wichtige Einrichtungen unseres Staates notorisch unterbesetzt und unterdotiert ist, werden leider kaum gewürdigt. Ihre Leistungen und jene des Außenministeriums sind jedoch seit Jahrzehnten vorbildlich.

Ihnen ist es auch zu verdanken, wenn weltweit das Bild Österreichs immer wieder zurechtgerückt wurde, auch wenn es durch eine kleinkarierte, gehässige Innenpolitik der politischen Parteien Österreichs immer wieder verantwortungslos in ein schiefes Licht gebracht wurde.

Anlässlich von Gedenktagen der österreichischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, die mit der Auslöschung Österreichs ihren traurigen und schrecklichen Höhepunkt fand, wird von einer arroganten Historikergeneration der Nachgeborenen die sogenannte „Bewältigung“ der Vergangenheit betrieben. Vergangenheit kann man aber nicht bewältigen, wohl aber sollte man die Gegenwart bewältigen und aus der Vergangenheit bestenfalls lernen, dazu müsste und sollte man sie aber auch fundiert kennen.

Die Vergangenheit Österreichs war aber leider auch davon geprägt, dass das Lager der Patrioten im Exil, die für den Bestand Österreichs eingetreten sind, sich immer wieder selbst geschwächt hat, indem es in sich gespalten und zerstritten war. Damit konnte dem Nationalsozialismus auch nicht die entsprechende psychische und physische Gegenwehr entgegengebracht werden. Es war beschämend, dass beim Einmarsch der Wehrmacht 1938 keine Abwehr geleistet wurde, genauso wie der heute so gern und vorwurfsvoll gezeigte Jubel von so vielen Menschen beschämend war. Der Ausgang der sogenannten Abstimmung unter dem bereits massiven autoritären Druck war aber leider bereits vorhersehbar. Eine historische Schande aber war es auch, dass die Patrioten Österreichs, die das Land verlassen mussten, nicht einmal eine gemeinsame Exilregierung zustande gebracht haben. Denn dieses verhängnisvolle parteipolitische Lagerdenken wurde bedauerlicherweise

sogar im Exil weiter fortgesetzt. Über diese Schande sollten die vielen beserwissenden Historiker von heute, sich auch einmal ernsthafte Gedanken machen und nicht ausschließlich darüber, ob Österreich die Rolle des Opfers oder die der Mittäterschaft gebührt.

Zur weit wichtigeren Gegenwartsbewältigung würde es jedoch vorrangig gehören, wenn im Bedrohungsfall ein wirklicher nationaler Schulterschluss in unserem Österreich sichergestellt wäre und nicht ein kleinlicher Egoismus des politischen Lagerdenkens einen solchen verhindert.

Ich frage mich allerdings ernsthaft, ob unsere Gesellschaft und die politischen Verantwortungsträger wirklich etwas aus der Geschichte dazugelernt haben!

In den Tiefen und Untiefen der Politik

Der letzte Satz entscheidet

Man sollte bei allen schriftlichen Festlegungen nicht nur auf das Großgedruckte, das Plakative achten, sondern ganz besonders auf das Kleingedruckte.

Die Standespolitik im öffentlichen Dienst hat es bei ihren Aktivitäten überwiegend mit komplexen Rechtsnormen zu tun. Dabei kommt es auf jeden Halbsatz, ja jeden Beistrich an, um Rechtssicherheit zu schaffen und eine ordentliche Verwaltung sicherzustellen.

Auch wenn es um die Besoldung und das Dienstrecht der Lehrerinnen und Lehrer geht, hat die Standesvertretung dafür zu sorgen, dass bei jeder Gesetzesänderung sehr genau untersucht wird, welche oft weitreichenden Auswirkungen auf den gesamten Berufsstand damit verbunden sind.

Manchmal verursacht selbst eine scheinbar geringfügige Veränderung im Text einer geplanten Gesetzesnovelle sehr gravierende positive, aber auch negative Auswirkungen auf die Besoldung und die Arbeitsbedingungen. Das Durchsetzen von positiven Veränderungen erfordert zum einen, eine genaue Kenntnis der Materie, und zum anderen eine gute Gesprächsbasis mit den zuständigen Beamten, die für die finale und entscheidende Textierung der entsprechenden Gesetzesstellen zuständig sind.

Daher sind schriftliche Formulierungen in der Standespolitik nicht nur sehr wichtig, sondern sie können auch starke Auswirkungen zur Folge haben. Aber es sind nicht nur die formulierten Inhalte von Gesetzen und Verordnungen, mit denen die Standesvertreter tagtäglich konfrontiert sind, sondern auch die Aussagen in ihren eigenen Veröffentlichungen, einschließlich Resolutionen, die besonders sorgfältig zu formulieren sind.

Die Entstehungsgeschichte eines Resolutionstextes, für den ich hauptverantwortlich war, hat mir der Vorsitzende der GÖD, Dr. Norbert Schnedl, er wirkte damals als erfolgreicher Dienstrechtsreferent, noch nach Jahren immer wieder schmunzelnd in Erinnerung gerufen.

Die beiden damals dominierenden Fraktionen der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst, also die Christlichen Gewerkschafter, die FCG als Mehrheitsfraktion und die Sozialistischen Gewerkschafter, die FSG waren in den grundsätzlichen standespolitischen Forderungen und Anliegen meist im Einklang, obwohl sie natürlich politische Konkurrenten waren. Auch die Argumente zur Lösung von Problemen im Verhandlungswege waren kaum unterschiedlich. Bei der Androhung von Kampfmaßnahmen allerdings schieden sich sehr oft die Geister.

Die Sozialistischen Gewerkschafter verhielten sich als Minderheitsfraktion bei der Androhung von Kampfmaßnahmen meist sehr situationsflexibel. Sie waren damit eher zurückhaltend, vor allem dann, wenn die Regierung ein SPÖ-Kanzler geführt hat. Allerdings in jenen Zeiten, in denen die SPÖ nicht in der Regierung vertreten war, ist ihre Kampfbereitschaft geradezu sprunghaft angestiegen. Nun hat man sich aber als verantwortungsvolle Standesvertretung stets die Konsequenzen von öffentlichen Drohgebärden vor Augen zu halten. Denn bloße Ankündigungen ohne konsequente Umsetzung führen rasch dazu, nicht mehr ernst genommen zu werden. Besonders heikel war der Umgang mit der Androhung von Streiks im Schulbereich. Denn es stellte sich die Frage, wen man damit trifft. Auch musste man sich erstens sicher sein, dass eine solche Arbeitsniederlegung auch von den Lehrerinnen und Lehrern durchgehalten wird, und sich zweitens fragen, was am Tag nach dem Streik ist, wenn der Dienstgeber nicht eingelenkt hat. Dann war man natürlich in der Öffentlichkeit dem Hohn und Spott ausgeliefert, und die Mitglieder waren noch frustrierter als vor dem Streik und sahen in ihrer Gewerkschaft nur einen zahnlosen Tiger. Also wurde das Wort Streik in den Gremien der Lehrerververtretungen nur mit besonderer Umsicht verwendet, obwohl die Medien eine solche Ankündigung sehr gerne hörten. Zu einem wirklichen Streik der Lehrerschaft ist es daher in der Zweiten Republik klugerweise auch nie gekommen. Außerdem wäre das Scheitern einer Arbeitsniederlegung ja vor allem zu Lasten der Mehrheitsfraktion gegangen.

Die politischen Wogen gingen während der Regierung Schüssel I einige Male sehr hoch. Wegen der Planung neuer Stundentafeln in den Lehrplänen

der Schulen war dies wieder einmal auch im Bildungsbereich der Fall. Es waren nämlich Kürzungen in den Stundentafeln der Lehrpläne beabsichtigt, die möglicherweise auch Auswirkung auf die Lehrerbeschäftigung haben konnten.

Der Aufschrei der Empörung, vor allem angefacht von der FSG, war daher groß. In der Lehrerschaft wurde Angst geschürt, Szenarien von Massenkündigungen von Lehrerinnen und Lehrern wurden an die Wand gemalt. Allerdings war jedem Insider klar, dass dies eine schlichte Übertreibung war, da diese Lehrplanänderung nur in einigen Fällen schlimmstenfalls eine geringe Reduktion von Überstunden oder von einzelnen Freigegegenständen zur Folge hätte, aber sicher keine Kündigungen erfolgen müssten.

Trotzdem war im etwa hundertköpfigen Zentralvorstand die Stimmung auf Kampf und Streik angeheizt worden. Eine Zurückweisung des von der sozialistischen Fraktion geforderten Grundsatzbeschlusses für gewerkschaftliche Kampfmaßnahmen, inklusive Streik, wollte die christliche Fraktion allerdings nicht riskieren, um nicht in den Geruch der Freundlichkeit und Hörigkeit gegenüber der Regierung zu kommen. Man war also bemüht, einen kämpferischen Beschluss als Resolution so zu formulieren, dass diese im Zentralausschuss von allen Fraktionen beschlossen werden konnte.

Die Erarbeitung eines Resolutionsentwurfes für diese Beschlüsse wurde in derartigen Fällen meist einem kleinen, überfraktionellen Redaktionsteam anvertraut. Als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Lehrerinnen und Lehrer hat man sehr oft auch mich mit der Leitung dieses Redaktionskomitees betraut, um eine entsprechende gemeinsame Resolution auszuarbeiten. Mit dabei war meist auch mein Freund Dr. Herwig Frad. Er war als Vorstandsmitglied die rechte Hand von Vorsitzenden Rudolf Sommer und hat mich stets kompetent unterstützt.

Nun war man sich im Grundsatz darüber einig, die geplanten Maßnahmen der Regierung grundsätzlich abzulehnen, allerdings wollte die FCG im Verhandlungsweg Abschwächungen erreichen. Völlig unterschiedlicher Ansicht war man allerdings darüber, ob eine Arbeitsniederlegung, also ein Streik mit höchst ungewissem Ausgang, das geeignete und angemessene Drohmittel

gegenüber dem Dienstgeber sei. Der Verlust von Arbeitsplätzen war natürlich das Reizwort, mit dem die FSG in den Schulen agitiert hat, und daher musste sich natürlich auch die FCG kämpferisch geben und zumindest die Zähne zu zeigen.

Wir einigten uns also gemeinsam auf die Grundsätze der Resolution, indem all die sicher maßlos überzeichneten Auswirkungen dieser Gesetzesnovelle auf die Lehrerbeschäftigung angeprangert wurden. Gleichzeitig wollten wir mit diesem kämpferisch abgefassten Beschluss der Regierung ganz unmissverständlich auch die Rute ins Fenster stellen, dass die Gewerkschaft zur Abwehr dieser zu befürchtenden Folgen auch zur Waffe des Streikes greifen würde.

Das hat natürlich auch die Fraktion Sozialistischer Gewerkschafter zufriedengestellt und man überließ wie stets die endgültige sprachliche Formulierung der endgültigen Resolution mir und dem Redaktionskomitee.

Der von mir formulierte Satzesatz in diesem geradezu kampftriefenden Vorschlag, der dem Zentralvorstand nun zur Beschlussfassung vorlag, lautete aber, dass all diese Maßnahmen sofort und konsequent umgesetzt würden, sollte auch nur eine einzige Kollegin oder ein einziger Kollege durch die geplante Novelle den Arbeitsplatz verlieren.

Die Beschlussfassung zu dieser von mir natürlich sehr entschlossen und kämpferisch vorgetragenen Resolution erfolgte einstimmig, und der Zentralvorstand ging einvernehmlich und friedlich zu Ende.

Natürlich haben keine einzige Lehrerin und kein einziger Lehrer durch diese, dann auch im Verhandlungsweg noch abgeschwächte Novelle den Arbeitsplatz. Es gab lediglich, wie vorhersehbar einige Überstunden weniger. Daher kamen die angedrohten Maßnahmen auch nicht zum Tragen und es wurde natürlich auch nicht gestreikt.

Die Gewerkschaft hat allerdings ihre grundsätzliche Kampfbereitschaft gezeigt, aber was noch wichtiger war, auch ihre Geschlossenheit.

Norbert Schnedl hat mir noch nach Jahren mehrfach lachend erklärt, dass der damalige Beschluss für ihn ein Schulbeispiel für eine vernünftige Ständespolitik war und wie wichtig umsichtige Formulierungen sind, noch dazu, wenn man als Federführender das letzte Wort hat.

In der Hofburg

Im Jahr 1918 zerbrach die alte Ordnung in Europa, die sich jahrhundertelang bewährt hatte. Das Österreich-Ungarn des Hauses Habsburg wurde bedenkenlos, von durch Neid und Hass getriebene Feinde zerstört. Damit hat man aber bereits die Grundlage für die noch folgende, weit größere Katastrophe des 20. Jahrhunderts in Europa, nämlich den Zweiten Weltkrieg, gelegt. Historiker unserer Tage möchten sehr gerne als besserwisserische Nachgeborene ein Geschichtsbild oktroyieren, welches die Ausrufung der Republik Österreich als den Willen einer breiten „Volksbewegung“ darstellt. Eine solche war es aber nicht. Denn einige tausend, von linken Aktivisten und Räten zusammengetrommelte Demonstranten, zu denen sich eine Schar Neugieriger vor dem Parlament in Wien gesellt hatten, waren noch lange keine Volksbewegung. Das Volk hatte andere Sorgen, nämlich den Kampf ums tägliche Überleben. Schon gar nicht war es im Sinne der Mehrheit der österreichischen Bevölkerung, dass von diesen radikalen Aktivisten am Tag der Republikgründung das Weiße aus der rotweißroten Fahne Österreichs gerissen wurde und dafür, mit einigen schändlichen roten Fetzen an den Fahnenstangen vor dem Parlament, die Geburtsstunde der Republik Deutsch-Österreich als eine Republik des Proletariats nach sowjetischem Muster eingeläutet werden sollte. Gottlob ist dies nicht gelungen. Wenn aber heute in Unterrichtsbehelfen von einer feierlichen Ausrufung und Verkündigung der Republik die Rede ist, so widerspricht dies in eklatanter Weise der historischen Wahrheit, wie dies auch Bilder von damals bezeugen.

Während man den Mitgliedern der Familie Habsburg jahrzehntelang die Einreise in ihre Heimat verboten hatte, nutzten die neuen Repräsentanten der Republik jedoch ohne geringste Skrupel all die altherwürdigen Einrichtungen der vergangenen und verteufelten Monarchie.

In den einstigen Gemächern von Maria Theresia machten und machen es sich, zumindest ihrem Gehabe nach, republikanische „Ersatzkaiser“ bequem, ohne sich aber zu deren historischer Bedeutung für Österreich wirklich zu bekennen. Die Wirtschaft verwendete und missbraucht nach wie vor schamlos das Ansehen des Erzhauses Österreich und die von ihm gesammelten und geschaffenen Kulturgüter für ihre ökonomischen Zwecke. Die große Geschichte Österreichs wird nur dann vor den Vorhang geholt, wenn es ökonomisch rentabel erscheint. Ansonsten gefallen sich die meisten Repräsentanten der Republik in einem dauernden Entschuldigen für die Geschichte unserer Heimat.

Einer der bemerkenswertesten Bewohner der Hofburg als Bundespräsident der zweiten Republik war wohl Dr. Karl Renner. Er war ein Wanderer zwischen den Loyalitäten. Als hoher Beamter des Parlaments der österreichischen Reichshälfte der Doppelmonarchie war er natürlich zur Loyalität dem Kaiser gegenüber verpflichtet und war auch Ratgeber des letzten Kaisers, Karl I. Zusätzlich engagierte er sich auch in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, wurde Verbandsobmann der Konsumvereine und Funktionär der Arbeiterbank AG. Sein Lebensstil mit seinem Landhaus in Gloggnitz stand allerdings im Gegensatz zur offiziellen, proletarischen Ausrichtung der Partei. Seine Anpassungsfähigkeit war sehr ausgeprägt: So hat er in einer Parlamentssitzung 1917 vor der Errichtung von Republiken in Europa durch die Franzosen als Untergang der Zivilisation gewarnt, während er bereits 1919 die Monarchie gemeinsam mit dem US Präsidenten Wilson als „Völkerkerker“ bezeichnete.

Er machte sich auch Hoffnungen, von Kaiser Karl I. zum Ministerpräsidenten der österreichischen Reichshälfte der Donaumonarchie ernannt zu werden, um sein Modell zur Rettung des Vielvölkerstaats zu verwirklichen. Er fühlte sich jedoch bei einer Audienz beim Kaiser nicht genügend beachtet und gefördert, worauf er sich vom Hause Habsburg abwendete. Von der provisorischen Nationalversammlung für Deutschösterreich wurde er zum Staatskanzler bestimmt, und hatte Anteil an der Ausrufung der Republik sowie an der Verwirklichung des Habsburgergesetzes. Die Zeit nach 1920 war von

einem immer stärker werdenden Gegensatz Renners zum Parteivorsitzenden Otto Bauer geprägt. Von Otto Bauer gedrängt, legte er aus abstimmungstaktischen Gründen sein Amt als Parlamentspräsident nieder, was zur bekannten Geschäftsordnungskrise führte, die Engelbert Dollfuß zur Ausschaltung des Parlaments und zur Errichtung des Ständestaates nutzte - ein Weg in den Bürgerkrieg und schließlich zur Annexion Österreichs durch Hitler. Das offene Bekenntnis von Renner zum „Anschluss“ – wie diese Annexion auch genannt wird – war und ist für viele bis heute unverständlich. Während das offene Bekenntnis für den Anschluss des Wiener Erzbischofs Kardinal Innitzer bis heute immer wieder thematisiert und kritisiert wird, hat die gleiche schriftliche Anbiederung an Hitler dem Sozialisten Renner weder politisch geschadet, noch wurde dies in ähnlicher Weise breitgetreten wie beim Kardinal. An diesen zweierlei Maßen hat sich bis heute nichts geändert. Renner verbrachte die Zeit des Nationalsozialismus unbehelligt unter großzügigem Hausarrest bei Fortzahlung seiner vollen Pensionsbezüge. Er hat sich nach dem Vorstoß der Roten Armee nach Niederösterreich sofort beim Kommando der 103. Gardeschützendivision gemeldet, um sich als Regierungschef zur Verfügung zu stellen. Stalin war damit einverstanden und Renner wurde mit der Regierungsbildung beauftragt. Als von Stalin eingesetzter Regierungschef wurde er natürlich von den Westmächten abgelehnt. Ein deutscher Weg der Spaltung hat sich damit auch für Österreich abgezeichnet. Es war allerdings damals der Vernunft der österreichischen Politiker von Volkspartei und Sozialistischer Partei zu danken, dass dies nicht so gekommen ist. Vor allem Leopold Figl und die Volkspartei waren es, die die westlichen Bundesländer überredeten, diese provisorische Regierung anzuerkennen und mitzuarbeiten. Diese Vernunft und Gemeinsamkeit jener Politiker von ÖVP und SPÖ, die ihre Häftlingszeit in den KZ der Nationalsozialisten gemeinsam erlebt und überlebt haben, hat Österreich die Spaltung erspart. Doch wenden wir uns, wie beabsichtigt, der heiteren und zutiefst menschlichen Seite von Karl Renner zu.

Bei einem Gespräch mit dem Oberkommandierenden der sowjetischen Besatzungsmacht wurde ihm zu Beginn der Besprechung eine Zigarre angeboten. Der General war natürlich über den Lebensstil Renners und seine Vorliebe für edle Zigarren wohl informiert.

Renner ergriff allerdings nicht gehörig und artig eine Zigarre, sondern entnahm der Schachtel gleich eine ganze Handvoll und steckte sie ein. Auf den erstaunten Blick des Kommandeurs hin bemerkte er nur: „*Genosse General, das ist nur die praktische Expropriation der Expropriateure!*“

Der General ließ daraufhin lachend den obligatorischen Wodka kredenzen, der bei solchen Palavern steter Begleiter war.

Ein Kruzifix für den Bundespräsidenten

Mit Dr. Kurt Waldheim zog in die Gemächer der Hofburg das erste Staatsoberhaupt der zweiten Republik ein, welches kein Sozialist war oder zumindest kein Kandidat der SPÖ. Es fügte sich auch, dass zur gleichen Zeit eine neugewählte Standesvertretung der Lehrerschaft an berufsbildenden mittleren und höheren Schulen mit mir als Vorsitzenden ihr Amt angetreten hat. Diese neu gewählte Vertretung der etwa 20.000 Lehrerinnen und Lehrer wollte sich dem Bundespräsidenten vorstellen und auch das Programm für ihre Arbeit mitteilen.

Die Anfrage um einen Besuchstermin wurde in überraschend kurzer Zeit positiv beantwortet. Es stand daher einem Besuch der Delegation unter meiner Führung nichts im Wege. Nun wollten wir allerdings nicht allein mit unserem Arbeitsprogramm in den Händen unsere Aufwartung machen, sondern auch ein entsprechendes Geschenk mitbringen. Es galt daher, innerhalb kurzer Zeit ein Präsent zu finden, welches vor allem die Arbeit an unseren Schulen auch anschaulich repräsentieren sollte.

Die zündende Idee kam, wie so oft, aus Tirol. Der Vertreter Tirols, Dr. Hermann Plunger, mein Stellvertreter, reiste daher zum Besuch in der Hofburg mit einem an seiner Schule von der Abteilung für Bildhauerei im gotischen Stil geschaffenen Holzkruzifix an. Mit dem Geschenk, schön verpackt in einer etwa ein Meter langen Schachtel, machte sich unsere Delegation auf den

Weg in die Hofburg. Ohne jede Kontrolle wurden wir mit unserem nicht gerade kleinen Paket zum Herrn Bundespräsidenten vorgelassen, eine Vorgehensweise, die schon wenige Jahre später aus Sicherheitsgründen undenkbar und unmöglich war.

Dr. Waldheim hat uns sehr freundlich empfangen und auch interessiert dem Bericht über unsere Arbeit gelauscht. Auch er hat uns über sein Amtsverständnis berichtet und einen weiteren guten Gedankenaustausch mit ihm vorgeschlagen. Über das mitgebrachte Kruzifix hat er sich sehr gefreut und bei der Verabschiedung zugesichert, dass es einen besonderen Platz bei ihm erhalten werde.

Für mich sollte es allerdings nicht die letzte Begegnung mit ihm gewesen sein.

Eine Begegnung völlig anderer Art kam mit Bundespräsident Dr. Thomas Klestil zustande. Er wurde von der Österreichischen Volkspartei als relativ unbekannter Diplomat zum Kandidaten gemacht und schaffte die Wahl dank der Wahlkampffinanzierung durch die ÖVP sowie einer allgemeinen Verdrossenheit der Bevölkerung gegenüber Parteipolitikern, wie Minister Streicher, sein Widerpart, einer war.

Den Wahlkampfmanagern gelang es sehr geschickt, Dr. Klestil als eher unabhängigen Kandidaten darzustellen. Nach seiner Wahl hat er sich aber tatsächlich mehr und mehr von der ÖVP abgewendet und sogar offen gegen sie agiert. Bei seiner zweiten Kandidatur hat er dann bereits als sogenannter Parteiunabhängiger kandidiert. Die ÖVP hat er nun nicht mehr gebraucht.

Er war leider sowohl politisch wie auch menschlich eine schwere Enttäuschung für mich und viele andere auch.

Ich war zudem von meiner Schwägerin schon sehr früh über seine Persönlichkeit aufgeklärt worden. Sie wohnte nämlich in der Landesgerichtsstraße, im selben Haus, in dem auch die Klestils logierten, als die erste Ehe noch aufrecht war. Klestils erste Frau Edith wurde mir als eine sehr nette, bescheidene Frau beschrieben, die stets freundlich begrüßt hat. Klestil selbst, er war damals Generalsekretär im Außenministerium, war allerdings aus einem etwas anderen Holz geschnitzt.

Meine Schwägerin berichtete mir von einem Vorfall eines Morgens vor dem gemeinsamen Wohnhaus. Klestil ließ sich nämlich tagtäglich mit einem Dienstwagen in das Außenamt chauffieren, auf einer Wegstrecke, die man zu Fuß leicht in einer Viertelstunde schaffen konnte, mit dem Auto in weniger als fünf Minuten. Der Weg zu Fuß ging gleich beim Rathaus vorbei, über den Ring zum Burgtheater und dann durch den Burggarten direkt zum Ballhausplatz.

Eines Tages wurde meine Schwägerin Zeugin eines peinlichen Auftritts. Der Chauffeur des Außenministeriums versuchte nämlich verzweifelt, dem außer sich geratenen Generalsekretär zu erklären, dass ausnahmsweise der übliche Dienstwagen wegen einer unvorhergesehenen Reparatur und auch der zweite wegen einer Routinewartung an diesem Vormittag leider nicht zur Verfügung stünde. Ausnahmsweise sollte daher nur an diesem einzigen Tag der Kurierwagen benutzt werden. Es war dies ein durchaus attraktiver, schwarzer Mittelklassewagen, allerdings mit einer Heckklappe, da er vor allem auch zum Transport von Kurierpoststücken verwendet wurde. Dr. Klestil weigerte sich allerdings wortgewaltig und höchst aufgebracht, in diesen Wagen einzusteigen. Sein Argument war, dass er sich als Generalsekretär doch nicht mit einem „Lastwagen“ in das Außenamt kutschieren lasse!

Ähnlich demütig und bescheiden war auch sein Amtsverständnis als Bundespräsident. So hatte er im Wahlkampf angekündigt, als unabhängig agierender Präsident nicht alles automatisch zu unterschreiben, was ihm die Regierungsmitglieder zur Gegenzeichnung vorlegen würden. Vielmehr würde er alles, was über seinen Schreibtisch gehen würde, auf das Genaueste kontrollieren und hinterfragen.

Eines seiner ersten Opfer war ausgerechnet ich. Meine vom Unterrichtsminister Dr. Rudolf Scholten und vom Landesschulrat für Niederösterreich beantragte Ernennung zum Direktor der Höheren Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe in Baden weigerte er sich nämlich zu unterschreiben, weil er ein diffamierendes Schreiben von böartigen „Gesinnungsfreunden“ aus Baden über mich erhalten hatte. Diese ehrlosen Gesellen aus der eigenen Partei wollten mich um jeden Preis als Direktor in Baden verhindern.

Daher war mein erster Kontakt mit Klestil in der Hofburg einer in eigener Sache. Dabei wurde ihm spät, aber doch auch klar, dass er falschen Informationen auf den Leim gegangen war. Er stellte die Sachlage mir gegenüber allerdings als eine bloße Nachfrage der Präsidentschaftskanzlei beim Unterrichtsminister dar. Dies war natürlich falsch und unwahr. Denn selbst der Kabinettsdirektor Klestils musste zugeben, dass der Akt vom Bundespräsidenten zurückgewiesen und meine Ernennung somit von ihm abgelehnt worden war.

Allerdings versicherte mir Minister Scholten, auf dessen Schreibtisch der Ernennungsvorschlag wieder gelandet war, dass er sich doch vom Bundespräsidenten nicht schulmeistern lasse und den Ernennungsakt natürlich gleichlautend nochmals vorlegen werde. Denn, so stellte er fest, wenn er jemand als den am besten Geeigneten vorgeschlagen habe, sei er nicht bereit, seine Expertise als zuständiger Ressortchef wegen der Wichtigtuerei des Bundespräsidenten auch nur um einen Beistrich zu ändern.

So kam es, dass ich zwar mit einiger Verspätung, aber mit dem seltenen Privileg einer Zurückweisung durch den Bundespräsidenten, noch dazu von einem „Cartellbruder“, schließlich doch zum Direktor ernannt wurde.

Der Termin bei Klestil für den ursprünglich geplanten Vorstellungsbuch der Landesvertretung war daher, nicht nur durch diese leidlich widrige Angelegenheit, immer wieder verschoben worden. Außerdem war das Verhalten des Bundespräsidenten gegenüber der Bundesregierung unter Kanzler Schüssel und die von ihm angeregten Sanktionen der EU gegen Österreich nicht gerade dazu angetan, ihm von unserer Seite einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Dann kam auch noch zu allem Überfluss seine peinliche Ehescheidung hinzu.

Allerdings hatte gleich nach Klestils Wahl Dr. Hermann Plunger, mein treuer Stellvertreter, in der Bildhauerabteilung seiner Schule in weiser Voraussicht, so wie für Dr. Waldheim, bereits ein besonderes Geschenk für den damals schon geplanten offiziellen gemeinsamen Antrittsbesuch in Auftrag gegeben. Dieser ist aber im Laufe der Zeit, nach all den Verschiebungen schließlich in Vergessenheit geraten.

Als aber Hermann Plunger etwa drei Jahre später vom Zentralausschuss und der Bundessektion feierlich in seine neue Funktion im Vorstand der GÖD verabschiedet wurde, griff er nach seiner Abschiedsrede unter das Rednerpult und zauberte ein etwa 90 cm großes Paket hervor. Er erinnerte uns nun an unseren nie zustande gekommenen offiziellen Antrittsbesuch bei Dr. Klestil und an das für diese Gelegenheit bereits vorbereitete Geschenk, welches aber nie überreicht wurde. Es handelte sich um eine wunderschöne und würdige Holzschnitzerei, die den Heiligen Thomas darstellte. Es wäre dies sicher, zumindest damals, ein mehr als repräsentatives Geschenk für den neugewählten Bundespräsidenten gewesen. Hermann Plunger aber machte zu meiner Überraschung dieses Kunstwerk nun im Einvernehmen mit allen unseren Mitstreitern mir zum Geschenk. Dazu bemerkte er, dass dieser Heilige, seiner Meinung nach, auch weit besser bei der Familie Skala aufgehoben wäre als in der Präsidentschaftskanzlei. Dies fand ungeteilte Zustimmung, und auch ich widersprach nicht, sondern bedankte mich herzlich. Seither residiert dieser Heilige Thomas nicht in der Hofburg, sondern genießt im Hause Skala einen bescheidenen, aber schönen Ehrenplatz und erfreut uns mit seinem Anblick jeden Tag.

Über Bundespräsident Dr. Heinz Fischer, den Nachfolger Dr. Klestils, gibt es aus meiner Sicht kaum etwas, was des Berichtens wert ist. Außer, dass er nämlich den Antrittsbesuch unserer BMHS-Gewerkschaft mit meinem Amtsnachfolger Jürgen Rainer schlichtweg abgelehnt hat. Seine eigenartige und fadenscheinige Begründung war, dass bei großen Organisationen wie der Gewerkschaft nämlich sein Ansprechpartner nicht eine einzelne Sektion – von denen es ja mehrere gibt – sondern natürlich nur das Präsidium des Österreichischen Gewerkschaftsbundes sei. Diese arrogante Haltung hat er bei späteren ORF-Auftritten mit zur Schau gestellter, vordergründiger Bescheidenheit, indem er sich ostentativ mit „Herr Fischer“ ansprechen ließ, zu kaschieren versucht.

Wir waren allerdings für ihn nicht auf seiner Augenhöhe. Der Hauptgrund war wohl aber der, dass die meisten von uns nicht seiner Partei angehörten. Wir haben diesen Affront allerdings mit Würde und Haltung zu tragen gewusst.

Und unserer erfolgreichen weiteren Arbeit hat dies auch in keiner Weise geschadet.

Gewerkschafter, Minister und Rebell

Franz Olah war eine besonders bemerkenswerte Persönlichkeit der Zweiten Republik. Seine persönliche Bekanntschaft habe ich erst gemacht, als er sich, bereits hochbetagt, auf seinem schönen Alterssitz in einer Villa in Baden niedergelassen hatte, obwohl mir sein politisches Wirken schon in meiner frühen Jugend durchaus bekannt war.

Franz Olah war ein unbeugsamer Kämpfer für Demokratie und Freiheit sowie für eine freie Gewerkschaftsbewegung. Von seiner Persönlichkeitsstruktur her allerdings gesehen, war er gerade kein bequemer und einfacher Zeitgenosse, vor allem in seiner eigenen Partei. Und er war auch ein durchaus machtbewusster Mensch, denn er war ein Vollblutpolitiker.

Seinen legendären Ruf als konsequenter Gewerkschafter hat er während des Putschversuches der Kommunisten im Jahr 1950 in der russischen Zone Österreichs begründet. Österreich war als kleines und in vier Besatzungszonen geteiltes Land nach den Zerstörungen und den Wirrnissen des Krieges in einer wirtschaftlich äußerst prekären Situation. Nur langsam, aber doch gab die Wirtschaft wieder zaghafte Lebenszeichen auch im Osten des Landes von sich. Dies war vor allem mit der Hilfe des Marshall-Planes und den ERP-Mitteln möglich geworden, was im gerade voll entbrannten „Kalten Krieg“ von den sowjetischen Besatzern mit scheelen Augen gesehen wurde. Die kommunistischen Kader begannen daher mit Unterstützung der unter russischer Verwaltung stehenden Industrie, die dort Beschäftigten wegen der unpopulären, aber ökonomisch notwendigen „Lohn-Preis-Abkommen“ der Regierung aufzuhetzen. Dies gipfelte schließlich in der Ausrufung eines Generalstreikes. In der russischen Zone, im zweiten Bezirk, wo ich mit meiner Familie damals beheimatet war, versuchten kommunistische Agitatoren, diesen Stillstand mit Gewalt zu erzwingen. Dies hätte wohl in der Etablierung eines eigenen Ostösterreichs, ähnlich wie in Deutschland mit der DDR, gipfeln sollen und können. Es waren dies widerliche Typen, die auch den klei-

nen Schneidereibetrieb meines Vaters heimsuchten, um die allgemeine Arbeitsniederlegung durchzusetzen. Es waren ähnlich miese Gestalten wie jene, die erst wenige Jahre vorher, die Bevölkerung als Blockwarte der NSDAP und als Arisierer tyrannisiert hatten.

Die Stimmung in der Bevölkerung war aber, Gott sei Dank, eine völlig andere. Denn im Generalstreik sah man keineswegs ein geeignetes Mittel zum Wiederaufbau Österreichs.

Die Rolle der österreichischen Frauen, vor allem auch ihre politische, die sie nach dem Kriegsende gespielt haben, wird in der Geschichtsschreibung leider sträflich geringgeschätzt. Die Frauen waren es nämlich, die die Mehrheit der damals Wahlberechtigten stellten. Denn sehr viele Männer waren noch in Kriegsgefangenschaft oder aus politischen Gründen nicht wahlberechtigt. Die Frauen Österreichs haben daher die erste Wahl der neuen Republik entschieden. Sie haben bei der ersten Parlamentswahl nach dem Krieg nicht links, sondern rechts gewählt. Sie haben nämlich mehrheitlich mit der Volkspartei christlich-sozial gewählt. Jene aber, die linksorientiert waren, haben nicht kommunistisch gewählt, sondern sozialistisch. Die Umbenennung der SPÖ in Sozialdemokratie erfolgte ja erst viel später, nach dem Fall des Eisernen Vorhanges. Die Frauen waren es also, die Österreich ein durchaus mögliches DDR-Schicksal ersparten, indem sie den Kommunisten ein Wahldebakel mit mickrigen vier Mandaten von damals 165 Sitzen im Parlament bescherten.

Natürlich hat in dieser turbulenten Zeit, als die Kommunisten mithilfe der Straße versucht haben zu regieren, kein Unterricht stattgefunden. Neugierig und auch abenteuerlustig ging ich daher als damals 12-jähriger Schüler, sehr zum Missfallen meiner Mutter, auf eine Erkundungsrunde in der Umgebung unserer Wohnung in der Wiener Leopoldstadt. Unweit unserer Wohnung, an der wichtigen Straßenkreuzung beim „Bayrischen Hof“, traf ich einige Arbeiter an, die mit LKWs aus den russisch verwalteten USIA-Betrieben herangekarrt worden waren. Sie waren dabei, im zentralen Kreuzungsbereich emsig Pflastersteine und Straßenbahnschienen aus dem Boden zu reißen und daraus Barrikaden zu errichten. Ein Wiener Polizist, schon in der neuen, grünen Uniform, stand ruhig daneben und blickte teilnahmslos um sich. Er schritt

auch nicht ein, als die Barrikadenerbauer einen Lastwagen mitten auf der Taborstraße stoppten, den Fahrer brutal herauszertritten, ihn vor meinen Augen blutig schlugen und als Streikbrecher beschimpften. Der Polizist blieb auch dabei untätig und hat sich zu meiner großen Enttäuschung abgewendet und still das Weite gesucht. Seither habe ich leider ein durchaus ambivalentes Verhältnis zu uniformierten Ordnungshütern. Interessant war aber für mich, dass auch ein Jeep mit sowjetischen Offizieren vorbeikam, jedoch nur kurz anhielt, um die Situation zu überblicken, aber ohne aktiv zu werden wieder entschwand.

Wahrscheinlich haben die sowjetischen Militärs die Stimmungslage der Österreicherinnen und Österreicher weit richtiger und realistischer eingeschätzt als die kleine Schar unentwegter österreichischer Kommunisten, die unser Land, kaum wiedererstanden, zu einer volksdemokratischen Diktatur machen wollten.

Es war aber zweifellos Franz Olah, der als Chef der Bau- und Holzarbeitergewerkschaft mit seinen Männern, ganz im Sinne der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, diesen Aufstand innerhalb kürzester Zeit niederschlug und dabei auch vor durchaus notwendiger Gewalt nicht zurückschreckte. Es ist unbestreitbar auch diesem entschlossenen Einschreiten von Franz Olah mit seinen resoluten Gewerkschaftern zu verdanken, dass der Versuch, Österreich zu teilen und eine zweite DDR zu errichten, im Keime erstickt wurde. Franz Olahs politische Karriere aber glich einer einzigen Berg- und Talfahrt. Nach seiner Zeit im Konzentrationslager engagierte er sich in der neu erstandenen Gewerkschaftsbewegung, die nach dem Krieg klugerweise überparteilich organisiert worden war. Vom Amt des Präsidenten des Gewerkschaftsbundes wechselte er dann in die Regierung und wurde Innenminister. Was weniger bekannt ist: Als Gewerkschaftschef hat er mit dem geheimen Raab-Olah-Abkommen zwischen den Vertretern der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber den Grundstein für die legendäre und erfolgreiche Sozialpartnerschaft Österreichs und das folgende Wirtschaftswunder gelegt.

Seine finanzielle Unterstützung von Medien mit Gewerkschaftsgeldern und die politische Todfeindschaft mit seinem Parteigenossen Justizminister

Christian Broda brachte ihn, nach einem brutalen, innerparteilichen Machtkampf schließlich zu Fall. Er wurde aus der SPÖ ausgeschlossen und trug mit der Gründung einer eigenen Partei indirekt zur absoluten Mehrheit der ÖVP unter Bundeskanzler Josef Klaus bei. Nach seiner Verurteilung zog er sich aus allen politischen Aktivitäten zurück und wohnte in einer altehrwürdigen Villa in der Stadt Baden. Seine positive Rolle für Österreich wurde spät, aber doch auch vom offiziellen Österreich gewürdigt.

Als Ehrenbürger von Baden verbrachte er als angesehener Mitbürger und Zeitzeuge seinen Lebensabend in der Kurstadt.

In dieser Residenz habe ich ihn auch besucht, um ihm ein Exemplar meines Buches über die Geschichte der Gewerkschaft in der Berufsbildung Österreichs zum Präsent zu machen. Er hat mich sehr freundlich empfangen und mit mir auch sehr angeregt über die gewerkschaftliche Arbeit diskutiert, natürlich auch über seine persönlichen, leidvollen Erfahrungen mit seinen Parteifreunden. Das Gespräch hat in seiner eindrucksvollen Bibliothek stattgefunden, wo er mir auch einen versperrten Karteikasten aus Stahl zeigte. In dem befanden sich, wie er mir verriet, noch sehr viele von ihm nicht veröffentlichte, äußerst brisante Dossiers über manchen Würden- und Entscheidungsträger Österreichs. Sowohl Zeitungen, als auch politische Parteien würden sehr viel für den Inhalt dieses Schrankes geben, sagte er sehr geheimnisvoll und höchst vertraulich.

Ich habe ihn noch sehr oft getroffen, auch immer wieder bei den Empfängen des Apostolischen Nuntius, Erzbischof Donato Squizziarini, die anlässlich des jährlichen Papstgedenkens in der Nuntiatur stattfanden. Einmal hat er dort sehr gut gelaunt mit einem Glas Wein mit mir angestoßen. Dabei hat er mir erklärt, dass man ja grundsätzlich nicht schadenfreudig sein sollte, er aber diese Freude bei der jüngsten Wahlschlappe der SPÖ doch nicht ganz hat unterdrücken können.

Eine der letzten Begegnungen führte mich im leider zwischenzeitlich abgerissenen Seminarhotel Caruso mit ihm zusammen, nämlich anlässlich der Nationalratswahl, zu der Wolfgang Schüssel als amtierender Bundeskanzler antrat. Dort fand die abschließende Wahlveranstaltung im Bezirk Baden

statt. Im Anschluss an die Wahlwerbungen in der Stadt wurde für Sympathisanten von Dr. Schüssel ein Empfang der Stadt Baden im Hotel Caruso gegeben. Zu meiner Freude traf ich dort auch Franz Olah, der mich fröhlich begrüßte und mich aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen, da ihm das Stehen altersbedingt schon sehr schwer falle, wie er mir eingestand. Ein natürlich bei diesem Anlass anwesendes TV-Team des ORF hat Franz Olah sehr bald erspäht. Er wurde auch sofort um ein Interview gebeten. Erste Frage der jungen Journalistin war intelligenterweise, warum er denn überhaupt zu diesem Empfang gekommen sei, da dieser ja für den Kanzlerkandidaten der ÖVP veranstaltet werde.

Franz Olah antwortete: *„Wenn ich als Ehrenbürger der Stadt Baden eine Einladung zu einem Empfang dieser Stadt zu Ehren des amtierenden Bundeskanzlers der Republik Österreich erhalte, dann ist es mir eine Ehre und Freude, aber auch eine Verpflichtung, dieser Einladung Folge zu leisten.“*

Leicht verwirrt und mit dieser Antwort sichtlich nicht zufrieden, hakte die flotte Reporterin nach. Sie meinte unbekümmert: *„Heißt das, dass Sie am Sonntag ihre Stimme für Dr. Schüssel abgeben werden?“*

Olah antwortete darauf mild lächelnd und amüsiert: *„Erstens fällt dies unter das Wahlgeheimnis, welches ein hohes demokratisches Gut ist. Zweitens pflege ich mein Wahlverhalten grundsätzlich frühestens nach einem Jahr öffentlich bekannt zu geben. Allerdings interessiert es dann kaum jemanden.“*

Damit war dieses aufschlussreiche Interview beendet und Olah ergriff dankbar ein ihm gereichtes Glas Rotwein.

Wohin politische Vorbilder führen können

Mit einem gewaltigen Zeitsprung wenden wir uns einem anderen Innenminister Österreichs zu, der allerdings nicht wie der glücklose Gewerkschafter Franz Olah für seine eigene Partei ein Feindbild geworden ist. Es handelt sich um Mag. Wolfgang Sobotka, einer der wenigen ÖVP-Politiker der frühen 20er-Jahre dieses Jahrhunderts, die es mit der immer dreister werdenden Zunft der Journalisten erfolgreich und brillant aufnimmt.

Er hat auch meine ausklingende politische Aktivzeit einige Zeit begleitet und er war Schulmann wie ich, aber im Gegensatz zu mir ist er ein begnadeter Musiker, und im Anschluss an das Bürgermeisteramt der Stadt Waidhofen an der Ybbs war er ein höchst erfolgreicher Landespolitiker im Team von Erwin Pröll. Besonders verbindet mich aber mit ihm, dass auch er ein treuer Wegbegleiter von Alois Mock war. Er hält auch das Andenken an diesen großen Österreicher mit wissenschaftlichen Aktivitäten als Präsident des „Alois Mock Institutes“ aufrecht. Als Vollblutpolitiker stellt er seinen Mann, wo immer er benötigt wird, sei es als Landesrat in Niederösterreich, als Innenminister oder als souverän agierender Erster Präsident des Nationalrates.

Wolfgang Sobotka ist ein Familienmensch. Er war leider früh verwitwet und ist in zweiter Ehe mit seinen insgesamt acht Kindern glücklich, eine intakte Familie als Rückhalt zu haben.

Sein Engagement für die Musik wird auch von seiner Liebe zum Garten begleitet. Er hat das Gartenwesen in Niederösterreich mit dem von ihm geschaffenen Zentrum für Gartenbau in Tulln, welches weit über die Grenzen ausstrahlt, nicht nur auf eine bevölkerungsnahe, sondern auch auf eine qualitativ hochwertige Basis gehoben.

Wie aber ist dies bei einem so umfangreichen Arbeitspensum, welches er bei all seinen Funktionen und seiner großen Familie zu erfüllen hat, möglich, so wurde er oft gefragt.

Denn in seinem heimatlichen Garten legt er auch noch fachmännisch selbst Hand an und ist auch da ein gefragter Experte.

In einem längeren Interview in einer Zeitung wurde er daher mit der Frage konfrontiert, wie sich dies alles mit dem engen Zeitkorsett eines Politikers und Familienvaters vereinbaren lasse. Konkret bezweifelte der Journalist die aktive Arbeit Sobotkas im eigenen Garten. Wenn er nämlich nach einem arbeitsreichen Tag an seinen Wohnsitz zurückkehre, beginne doch selbst in der sommerlichen Jahreszeit bereits die Abenddämmerung. Wie also könne sich da noch Gartenarbeit ausgehen, rechnete ihm der schlaue Zeitungsman vor.

Wolfgang Sobotka antwortete lachend, dass man im Garten nicht nur bei Tageslicht arbeiten könne, sondern auch mit einem Hilfsmittel. Dazu demonstrierte er dem staunenden Zeitungsmann seine Stirnlampe, die er für abendliche Kontrollgänge und kleinere Tätigkeiten auch noch spät abends im Garten verwendet.

Meine liebe – leider viel zu früh verstorbene – Christa war jahrzehntelang eine begeisterte und begnadete Gärtnerin und betreute sachkundig unseren ausgedehnten Garten, der uns nicht nur eine alljährliche Blütenpracht, sondern auch hervorragendes Obst und Gemüse aus ihrem Bio-Anbau bescherte. Bei manchen Baum- und Erdfrüchten deckten wir sogar unseren familiären Jahresbedarf.

Auch Christa schätzte Wolfgang Sobotka als einen geradlinigen und konsequenten Politiker, vor allem aber, weil er es wie kein anderer verstand, arrogante und anmaßende Journalisten elegant in ihre Schranken zu weisen. Noch mehr scheint sie allerdings den Gartenfachmann Sobotka geschätzt zu haben. Denn mit glänzenden Augen las sie eines Tages diesen praktischen Hinweis Wolfgang Sobotkas, wie man die tägliche Gartenarbeit mittels einer Stirnlampe ausweiten könne. Der langen Rede kurzer Sinn – bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit lag eine Stirnlampe als Geschenk unserer Kinder auf ihrem Tisch.

Dies stellte allerdings einen indirekten, jedoch umso schwerwiegenderen Eingriff Sobotkas in unser Familienleben dar. Denn nun bekam ich zu bestimmten Jahreszeiten meine liebe Christa noch später am Tage zu Gesicht als zuvor. Die dringenden Aktivitäten im Garten weiteten sich in die Nachtstunden aus und hätten anfangs beinahe zu einem Polizeieinsatz geführt, da unsere guten Nachbarn die herumwandernden, nächtlichen Lichterscheinungen in den Weiten unseres Gartens für unbefugte Eindringlinge mit bösen Absichten hielten.

Nun hat meine liebe Christa ihre künstlich ausgeweitete Absenz im Haus zwar mit noch besseren und üppigeren Erträgen unseres Gartens zu erklären versucht, zufriedengestellt hat mich dies aber nicht, da ihre Anwesenheit durch keine noch so schönen Gartenfrüchte zu ersetzen war.

Daraus kann man sehen, welche Ergebnisse die Beispiele, die uns Politiker geben, zeitigen können. Die einen können sich darüber freuen, andere aber wieder nicht. Das ist aber das ewige Los der Politikerprofession, dass man es nie allen gleich recht machen kann.

Ich aber hatte mich an mein „Glühwürmchen“ in den sommerlichen Nächten in unserem Garten gewöhnt und erfreute mich gemeinsam mit meiner Leibgärtnerin an den schönen Ergebnissen ihrer Mühlen.

Von rechtlichen Schritten wegen unzulässiger Einmischung der Politik in unser Familienleben habe ich aus Liebe zu meiner Christa und aus Freundschaft zu Wolfgang Sobotka großzügig Abstand genommen.

Political Correctness einst und jetzt

Wenn mich irgendetwas ab der Jahrtausendwende immer wieder wirklich genervt hat und noch immer nervt, dann war und ist es das scheinheilige und blödsinnige Geschwafel über korrektes politisches Benehmen. Dieser Begriff ist aber den professionellen Verhunzern der deutschen Sprache nicht genehm und gut genug, sodass dazu der Amerikanismus „Political Correctness“ verwendet werden muss, wenn man dazugehören will.

Die Grundsätze von gutem und, wenn man so will, von korrektem Benehmen hat schon vor langer Zeit ein gewisser Freiherr von Knigge in einer klaren Sprache zu Papier gebracht. An diesen Grundsätzen ist nicht zu rütteln, obwohl manche meinen, sie müssten dem jeweiligen Zeitgeist flexibel angepasst werden.

Es sind leider gerade jene ideologischen Zeloten, die glauben, die alleinige Wahrheit gepachtet zu haben, und die einerseits einer schrankenlosen Freiheit, meist auf Kosten der anderen, das Wort reden, die aber gleichzeitig für sich den diktatorischen Anspruch erheben, anderen vorschreiben zu dürfen, was, wie und wo man etwas denken, sagen oder tun darf. Dabei schreckt man auch vor der Verhöhnung unserer Sprache nicht zurück.

Eigentlich ist es völlig müßig und auch verlorene Zeit, sich mit dem Phänomen des „Gender Mainstreaming“ allzu intensiv zu befassen oder sich darüber zu alterieren.

Als dieses Modewort brandneu um sich griff, habe ich mich in einer Direktorenkonferenz des Unterrichtsministeriums, bei der ein Referent über diese neue und so wichtige Herausforderung fast zwei Stunden lang herumreden durfte, bei der anschließenden Diskussion zu Wort gemeldet. Ich bat ihn bloß, mir doch in einer auch für Volksschüler verständlichen und kurzen Form zu erklären, was dieser importierte Amerikanismus „Gender Mainstreaming“ denn wirklich bedeute.

Es ist ihm leider, trotz wortreichem und emsigem Bemühen, nicht gelungen, mir zu erklären, was *gender* im Zusammenhang mit einem *mainstreaming* denn tatsächlich heißt. Er verkündete aber voll Überzeugung und mit all seiner ministeriellen Autorität, dass es sich selbstverständlich um eine für die Zukunft des Bildungswesens sehr wichtige Frage handelt. Mir scheint, dass es derzeit tatsächlich für manche das wichtigste Problem ist und alle anderen nebensächlich sind.

Nun ist und sollte die Gleichberechtigung von Mann und Frau eine unbestreitbare Realität sein, und sie ist natürlich nach Kräften zu unterstützen. Allerdings hat dabei der uralte Irrtum der Linksutopisten nichts verloren, nachdem Gleichberechtigung und Gleichheit ident sind, und beides mit Gerechtigkeit gleichgesetzt wird.

Um diese neue und verordnete Gleichberechtigung aber auch überall umzusetzen, wurden sogar eigene Kommissionen eingerichtet. Aber damit nicht genug, wurde auch der Begriff der „positiven Diskriminierung“ geschaffen, was in schlichtem Deutsch heißt, dass Frauen bei der Besetzung ausgeschriebener Stellen zu bevorzugen sind. Um dies aber auch verfassungsrechtlich, zwar etwas zwielichtig, abzusichern, wurde und wird stets der Halbsatz „bei sonst gleicher Qualifikation“ hinzugefügt.

Als ich die Direktion der Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe in Baden übernommen habe, waren in den Lehrküchen und in der Betriebsküche sowie im Servicebereich ausschließlich Lehrerinnen tätig. Dies war ein Relikt aus der historischen Genese dieser Schulart. Als einstige Lehranstalten für

wirtschaftliche Frauenberufe hatten sie nämlich für junge Mädchen die damals progressive Verbindung von Berufstätigkeit mit der Rolle als Mutter und der Betreuung der Familie herzustellen, als Leitmotiv. Eingekauft, gekocht und serviert wurde daher nach biederer Hausmütterchen-Manier. Auch die Ausbildung der Lehrerinnen war alles andere als professionell. In den Tourismusschulen aber war dies schon seit langem ganz anders. Dort haben professionell ausgebildete Praktiker aus den Küchen und dem Service der Gastronomie modern und vor allem praxisorientiert unterrichtet.

Nun, dies wollte ich auch an meiner Schule durchsetzen, nicht zuletzt, um diesen Schultyp endgültig aus seinem verzopften Dahinvegetieren zu reißen und zu einer modernen sowie vollwertigen berufsbildenden Lehranstalt zu gestalten, die ausschließlich auf Beruf und Weiterbildung vorbereitet.

Das hieß natürlich, dass ich mich sehr wagemutig mit der Anstellung eines preisgekrönten Profikoches und eines erfolgreichen Servicepraktikers als Lehrer auf absolutes Neuland begeben hatte. Erste Reaktion war wie stets: Darf er das überhaupt? Und zweitens, das ist doch eine Domäne der Frauen, was haben da Lehrer zu suchen?

Das erste Argument war leicht zu entkräften, denn schulrechtlich stand dem nichts im Wege, und das zweite entkräftete sich doch von selbst. Denn im Gegensatz zur stets geforderten Gleichstellung stand auch nach dem Engagement der zwei neu angestellten Praktiker diesen noch immer eine erdrückende Mehrheit von etwa zwei Dutzend Lehrerinnen für Hauswirtschaft gegenüber. Meine „hinterhältige“ Argumentation war also, dass dies ja nur ein erster und logischer Schritt sei, um dem Gleichgewicht der Geschlechter im Lehrerkollegium zumindest ein wenig näher zu kommen.

Diesem ersten Schritt sollten dann rasch und sehr zur Hebung der Qualität und Akzeptanz der Schule noch viele weitere folgen.

Auch Direktoren anderer Schulen wagten es dann, zwar zögerlich, aber doch meinem Beispiel zu folgen. Manche machten allerdings den Fehler, jeweils nur einen einzelnen Lehrer anzustellen, der jedoch meist, vereinsamt und zerzaust, dank der weiblichen Übermacht spätestens nach einem Jahr resignierend das Handtuch warf. Natürlich war auch meine Damenbrigade über

meine Aktion nicht erfreut. Gegen ihren vereinigten, aber vergeblichen Widerstand, hatte ausgerechnet die Jüngste in dieser Riege, nämlich Petra Streng den Mut offen aufzutreten, um meinen Modernisierungsschub zu unterstützen. Sie wurde viele Jahre später erfolgreiche Chefin der Praxisabteilung.

In der Zwischenzeit hat sich aber, nicht zuletzt dank der generellen Öffnung in Richtung zur betrieblichen Praxis und zur Professionalität, dieser Schultyp in ganz Österreich zu einem Erfolgsmodell entwickelt.

Die „oberste“ ernannte Frauenbeauftragte im Ministerium, die mein Treiben natürlich argwöhnisch verfolgte, eine Ministerialrätin, die pikanterweise ausgerechnet Waltraud Mann hieß, hat mich bei der einzigen Begegnung mit ihr im Ministerium vielsagend, aber resignierend mit den Worten begrüßt: *„Ach, Sie sind das!“*

Ich habe ihr originellerweise geantwortet: *„Ja, ich bin es, den ganzen Tag!“*

Ein ministerieller Erlass hat es aber zusätzlich erforderlich gemacht, dass auch an jeder Dienststelle eine Frauenbeauftragte vom Ministerium etabliert wurde, um über die Gleichbehandlung streng zu wachen. Diese war allerdings durch keine Wahl demokratisch legitimiert, sondern von oben politisch besetzt.

In meiner Schule wurde daher eine teilbeschäftigte, nicht mehr ganz jugendliche Lehrerin mit diesem Amt beauftragt. Obwohl die Raumfrage an der Schule damals mehr als prekär war, habe ich ihre Forderung nach einem der raren und begehrten Kästchen im Konferenzzimmer natürlich erfüllt. Dort hat sie nämlich die Informationsbroschüren des Ministeriums über sogenannte Genderfragen und für Frauenförderung zur freien Entnahme für die Lehrerinnen deponiert.

Ein stets zum Frohsinn bereiter Kollege hat mich daraufhin gefragt, ob er das zufällig freistehende, benachbarte Kästchen neben dem der Frauenbeauftragten benutzen dürfe. Da sonst niemand gerade einen Anspruch erhob, willigte ich mit geheuchelter Arglosigkeit ein.

Einen Tag später erspähte ich neben dem Kästchen der Kollegin, welches das rosarote Schildchen mit dem Hinweis „Frauenbeauftragte“ trug, das neu

beschriftete Nachbarkästchen des Kollegen Franz Müller. Es trug das hellblaue Schildchen mit der Aufschrift „Männerbeauftragter“. Natürlich öffnete ich sofort und sehr neugierig die Tür, um Nachschau zu halten, welche Schriften denn dort angeboten würden. Ich fand zu meiner Überraschung aber keine Broschüren, sondern eine Kognakflasche und einige handliche Schwenker mit dem schriftlichen Hinweis: *„Bei Bedarf zur freien Entnahme!“* Wie intensiv dieses Männerkästchen frequentiert wurde, entzieht sich allerdings meiner Kenntnis, ich habe nämlich auch hier gemäß meinem Grundsatz gehandelt: *„Ein Direktor hat alles zu wissen, aber nur das, was er will!“*

Beim Kästchen der Frauenbeauftragten war ich mir aber sicher, dass das Schloss und die Scharniere wegen mangelnder Frequenz permanent mit Rostbefall zu kämpfen hatten.

Ich bin ein Schwein!

Ich bin ein Schwein. Mit diesem Satz begann eine engagierte Architektin ihr Bewerbungsgespräch für die Funktion einer Vorständin der Abteilungen für Hoch- und Tiefbau an der größten Schule Österreichs, der Höheren Technischen Lehr- und Versuchsanstalt in Mödling.

Allerdings setzte sie den Satz *„Ich bin ein Schwein“* nach einer effektvollen Pause mit der aufklärenden Ergänzung *„Ich bin ein Schwein im Sinne der chinesischen Astrologie, denn ich bin im Jahr des Schweines geboren!“* fort. Im chinesischen Kulturbereich wird ja bekanntlich das Jahr des Schweines als eine astrologisch sehr günstige Konstellation beschrieben. Daher werden jenen, die unter diesem Aspekt geboren worden sind, besonders gute Charaktereigenschaften zugeschrieben. Die Bewerberin zählte daher in aller Bescheidenheit, aber mit Akribie, all die günstigen Eigenschaften auf, die ihr als „astrologisches Schwein“ zuzuschreiben waren.

Ich habe im Laufe meiner jahrzehntelangen Erfahrung als Mitverantwortlicher bei der Ausarbeitung von Dreivorschlägen für die Besetzung von Lei-

tungsfunktionen im Schulbereich die unterschiedlichsten Methoden zur Auswahl der geeignetsten Bewerberinnen und Bewerber erlebt, die von Frau Architektin Eisenmenger soeben beschriebene war wohl auch die humorvollste.

Um es vorweg zu nehmen: Es gibt weder eine vollkommen objektive, noch eine gerechte Methode zur Kür der geeignetsten Bewerberin oder des geeignetsten Bewerbers für eine ausgeschriebene Leitungsfunktion im Schulgetriebe.

Alle, auch die detailliertesten, kostenintensivsten und umständlichsten Verfahren sind im Endeffekt gleich untauglich. Sie alle liefern keine verlässliche Prognose für eine erfolgreiche Leitertätigkeit.

Denn erstens kann niemand prognostizieren, wie sich eine Persönlichkeit nach Antritt einer neuen Funktion entwickelt, und zum anderen kommt es auf die Auswahl jener Kriterien an, die Führungskompetenz beschreiben und festlegen sollen. Am einfachsten ist es, die rein fachlichen Kriterien mit den formal belegbaren Befähigungen sowie alle weiteren dazu aus einem Curriculum ablesbaren und belegbaren Eigenschaften als Entscheidungsgrundlage heranzuziehen.

In Politik und Gesellschaft wird aber im Namen der Gerechtigkeit stets nach noch mehr Transparenz und Objektivierung gerufen, so auch bei der Vergabe von Schuldirektionen.

Bei der Ernennung auf solche Positionen im Bundesbereich konnten die Kollegien der Landeschulräte – sie waren ein Abbild der politischen Stärkeverhältnisse im Landtag – einen Dreivorschlag erstellen. Aus diesem Reihungsvorschlag hat der Unterrichtsminister in der Regel den oder die Erstgereichte dem Bundespräsidenten zur Ernennung vorgeschlagen, der diesen Vorschlag, ebenfalls in der Regel, mit seiner Unterschrift akzeptierte.

Nun begannen aber die Unwägbarkeiten bei diesem Prozedere bereits mit der Abfassung des Ausschreibungstextes. Je umfangreicher und detaillierter dieser war, umso mehr konnte unterstellt werden, dass er zielgerichtet auf eine ganz bestimmte Person zurechtgeschneidert wäre.

Dies wurde leider auch aus parteipolitischen Gründen sehr oft und ausführlich sowie von allen Parteien, sobald sie am Ruder waren, praktiziert. Vor

allem, wenn es darum ging, bisherige politische Domänen parteipolitisch umzufärben, wie dies, vor allem im Jahrzehntelang von der Volkspartei dominierten Land- und Forstwirtschaftsministerium, von der sozialistischen Regierung Bruno Kreiskys ungeniert praktiziert worden war. Bedenklich wurde es aber, wenn sogar die fachliche Qualifikation, die für den jeweils speziellen Bereich erforderlich war, dabei in den Hintergrund getreten ist und durch skurrile Erfordernisse anderer Art im Ausschreibungstext maßgeschneidert überdeckt wurde.

So leitete auf einmal die Försterschule in Gainfarn ein Altphilologe, oder ein Wirtschaftspädagoge zum Beispiel die altherwürdige Höhere Landwirtschaftsschule, das „Francisco Josephinum“ in Wieselburg. Allerdings hatten sie das richtige Parteibuch. Den Höhepunkt stellte die Ernennung einer von ihrer Ausbildung her völlig ungeeigneten Sektionschefin im Landwirtschaftsministerium dar, die dann aber nach offensichtlicher, permanenter Überforderung in den vorzeitigen Ruhestand versetzt werden musste und leider ihre Karriere sehr tragisch beendet hat.

Objektivität und Transparenz blieben aber permanente Forderungen in der Öffentlichkeit, gleichgültig, welche Regierungskonstellation gerade das Land beglückte.

Den Stein der Weisen aber hat man bis heute nicht gefunden.

Die ersten Objektivierungsversuche im Schulbereich nach einem Punktesystem wurden übrigens in Oberösterreich ersonnen. Neben den fachlichen Qualifikationen der Ausbildung wurden auch das Engagement bei freiwilligen schulischen Tätigkeiten aller Art mit zusätzlichen Qualifikationspunkten belohnt. Dazu gehörten zum Beispiel das Engagement beim Jugendrotkreuz, beim Theater der Jugend sowie Lehrerfortbildungen aller Art. Sogar soziales Engagement außerhalb der Schule, wie zum Beispiel in der Freiwilligen Feuerwehr oder auch im Gesangsverein, brachte reichliche Pluspunkte ein.

Wer also etwas werden wollte, musste vor allem ein emsiger Punktesammler sein, die tatsächlichen menschlichen Kompetenzen und die Eignung zum Führen fanden in der Punktesammelmappe der Aufstiegswilligen jedoch keinen Niederschlag.

Ein Beispiel für die Treffsicherheit dieses Systems konnte ich auf einem Lehrausbildungskurs für Schulschikurslehrer bei Prof. Kruckenhauser am Arlberg selbst hautnah erleben. Die Teilnahme an dieser Fortbildung auf dem höchsten Niveau der damals bereits legendären Schischule Österreichs war natürlich bei der Lehrerschaft heiß begehrt und es war nicht einfach, in einem solchen Kurs, der natürlich in den Ferien stattfand, einen der raren Plätze zu ergattern. Ich hatte das besondere Glück, gleich zweimal zu diesen Privilegierten zu gehören.

Es war auch leider eine weitverbreitete Ansicht, dass eine solche Kursteilnahme ein vom Dienstgeber bezahlter Schiurlaub sei. Dies war sicher nicht der Fall. Denn nicht nur, dass man körperlich gefordert wurde, es herrschte auch von der Hausordnung her ein strenges Regiment. Am Abend gab es Vorträge und die Unterbringung war nicht gerade luxuriös. So teilte ich ein Mehrbettzimmer unter anderen mit einem Kollegen aus der Höheren Graphischen Lehranstalt. Er hatte den Namen Storch. Ein Freund von mir, der ebenfalls an dieser Schule unterrichtete, trug den Namen Frosch. Man kann sich also lebhaft vorstellen, zu welchen wortspielerischen Assoziationen die Schülerinnen und Schüler dieser Lehranstalt durch die Namen der Professoren Storch und Frosch animiert wurden.

Doch zurück zu den herrlichen Schipisten rund um das legendäre Bundes-schulheim, der zentralen Pilgerstätte der Österreichischen Schischule, fast wäre ich versucht, „Mekka“ zu schreiben, aber ich bin mir nicht sicher, ob dies aus heutiger Sicht noch korrekt und statthaft ist.

Am zweiten Tag meines ersten Kurses, der natürlich jahreszeitbedingt bei extrem kaltem Wetter in den Weihnachtsferien stattfand, fiel mir in meiner Gruppe ein Kollege aus Oberösterreich auf, der sich immer wieder negativ über den Kurs äußerte. Einmal war es das Wetter, dann die Unterbringung oder die Verpflegung; auch an den Schilehrern, ja rein an gar nichts ließ er ein gutes Haar. Ich fragte ihn daher, als wir im Schneetreiben und bei bitterer Kälte von der Valuga abfahren sollten und er schon wieder zu rasonieren begann, warum er sich denn zu diesem Kurs überhaupt gemeldet habe, noch dazu freiwillig. Er gab mir zu meinem Erstaunen zur Antwort, dass ihm am Schifahren überhaupt nichts liegt. Aber, so sagte er mit glänzenden Augen,

die Teilnahme an diesem Kurs, den er nur als lästige Strapaze empfand, diese seine Teilnahme bringe ihm doch wertvolle Punkte für die Bewerbung um eine Direktion.

Für diesen Antischifahrer hat sich, wie ich später feststellen konnte, die Mühsal des Arlbergkurses und emsiges weiteres Punktehamstern dann doch noch ausgezahlt. Er wurde nämlich später mit der Direktion einer Handelsakademie belohnt. Seine späteren Führungserfolge an dieser Lehranstalt entsprachen daher auch durchaus seinem Naturell, nämlich dem eines obrigkeitshörigen, biedereren, fleißigen und punktesammelnden Vollstreckers von Verwaltungsakten.

Da diese Punktesysteme sich schließlich spät, aber doch ebenfalls als ungeeignet herausgestellt hatten, wurde zur Entscheidungsfindung eine sogenannte Potenzialanalyse unter Beiziehung von professionellen Personalberatern etabliert.

Diese Methode verursachte nicht geringe zusätzliche Kosten, wurde allerdings der Öffentlichkeit erfolgreich als das Nonplusultra an Objektivität und Transparenz verkauft.

Es dauerte aber nicht einmal ein Jahr, da wurden bereits mit den streng geheimen Unterlagen der beauftragten Personalberatungsfirma viele Kandidaten im stillen Kämmerlein für ihren Auftritt bei der Bewerbung informell ge-coacht. Vor allem aber wurde fleißig geübt, welche Antworten auf die Standardfragen und die Fallbeispiele zur Führungskompetenz aus dem Fundus der Beraterfirma sich die Kommission erwartete.

Auch die Selbstdarstellung der Kandidatinnen und Kandidaten als Einstieg in diese kommissionelle Nabelschau wurde immer ausgefallener, kreativer, dramatischer und manchmal sogar grotesk. Den Vogel hat aber ein Ingenieur an einer HTL in Kärnten abgeschossen, der seinen Auftritt mit einer Stereoanlage eingeleitet hat, aus der lautstark die Klänge von Richard Strauß' „Also sprach Zarathustra“ ertönten.

Ein gut gemeintes Verfahren drohte daher immer mehr zum Kabarett zu degenerieren.

Da war der Einstieg der Bewerberin an der HTL Mödling, die im Jahre des Schweines geboren war, geradezu harmlos, dafür aber umso humorvoller.

Sie hat nämlich den Rat von Sir Peter Ustinov erfolgreich in die Praxis umgesetzt; dieser hatte ja einmal die folgende Empfehlung für einen guten Auftritt gegeben: *„Man braucht einen genialen Anfang, einen genialen Schluss und möglichst wenig dazwischen.“*

Sie hat allerdings nicht nur genial angefangen, sondern sie wurde als sehr erfolgreiche Vorständin der großen Bauabteilung von der Kollegenschaft, aber auch von Schülerinnen und Schülern nicht nur geachtet und respektiert, sondern sehr liebevoll „unsere Minnerl“ genannt. Sie stammte übrigens aus einer Baumeisterdynastie und war in der steten Nähe von Baustellen aufgewachsen, sodass sie das spezielle Idiom des „Baudeutsch“, aber auch die rauen, jedoch herzlichen, auf Baustellen gepflogenen Umgangsformen bestens beherrschte.

Ganz anders gestaltete sich allerdings die Inauguration meines Nachfolgers als Direktor meiner Schule, der alteingesessenen Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe in der Germergasse zu Baden. Sie fand nämlich in einer Kirche statt.

Beginnend mit dem Zeitpunkt der Ausschreibung und ihrem Inhalt über die erfolgreiche Potenzialanalyse, den einstimmigen Beschluss des Kollegiums im Landesschulrat sowie unter Beachtung aller sonstigen Einbindungen bis zur Vorlage der Ernennungsurkunde durch die Ministerin beim Bundespräsidenten und dessen Unterschrift lief alles wie am sprichwörtlichen Schnürchen.

Dieser optimale Ablauf hat es außerdem, zugegebenermaßen nicht geplant, aber doch ergeben, dass ich mit meinem Nachfolger als Direktor, Thomas Douschan, gemeinsam von der Aushändigung des Ernennungsdekretes durch Präsident Adolf Stricker in St. Pölten, direkt nach Baden fahren konnte. Dort hatte sich zu dieser Stunde die große Schülerschar meiner Schule mit dem Lehrerkollegium gerade zum vorweihnachtlichen Gottesdienst in St. Stephan eingefunden.

Dies bot mir die sicher nicht alltägliche Gelegenheit, meinen Nachfolger in diesem altehrwürdigen Gotteshaus vorstellen zu können und mich gleichzeitig bei meinen Lehrerinnen und Lehrern, den Schülerinnen und Schülern in

einem stilgerechten und würdigen Ambiente für die gemeinsamen Jahre zu bedanken und mich zu verabschieden.

Allerdings legte Thomas Douschan, im Gegensatz zu mir, einen völlig anderen, nämlich einen immer stärker werdenden kontrollierenden Führungsstil an den Tag. Das hervorragende Kreativpotenzial meines engagierten Lehrerkollegiums wurde von ihm daher nicht mehr im bisherigen Ausmaß ausgeschöpft, sondern abgewürgt. Er hat auch die Leitung der Schule überraschend frühzeitig zurückgelegt, um einen Leiterposten an einer österreichischen Auslandsschule im fernen Albanien anzunehmen. Sein abrupter Abgang erfolgte, im Gegensatz zu seinem Dienstantritt, weit unauffälliger und nicht gerade rühmlich. Für mich war es auch befremdend, dass ich von ihm zu seiner offiziellen Verabschiedung nicht einmal eingeladen wurde. Aber Enttäuschungen gehören nun einmal zum Leben, auch wenn man sich Dankbarkeit nie erwarten sollte!

Für meine Schule bedeutete dies aber eine zweite Chance, da die Leitung von einer tüchtigen und höchst engagierten Professorin übernommen wurde, nämlich von Prof. Mag. Elisabeth Scheicher-Gálffy, die von mir als sehr junge Lehrerin von der HAK Wien 10 an die HLA Baden geholt worden war. Sie hatte auch entscheidenden Anteil am Ausbau und der Modernisierung dieser Lehranstalt. Sie führte auch den von mir gepflogenen Führungsstil, der diese Schule attraktiv und zu einer besonderen Gütemarke gemacht hat fort. Leider musste sie aus gesundheitlichen Gründen die Leitung an Bernhard Klima weitergeben, der in ihrem Sinne weiterarbeitet.

Ich hatte damals das Glück, gleich zu Beginn meiner Direktorenzeit Elisabeth Scheicher-Gálffy, zusammen mit einer Reihe von weiteren blutjungen und außerordentlich motivierten Junglehrerinnen und Junglehrern an die Schule holen zu können. Dazu gehörten, um nur zwei weitere zu nennen, Roland Gangl, der erfolgreich alle meine wichtigen Funktionen in der Standesvertretung bravourös und erfolgreich weiterführte, sowie Wolfgang Ferstl, der als EDV-Freak der ersten Stunde so wie auch ich, viele Wochenenden mit der Aufbauarbeit an der Schule verbracht hat und nun die Handelsakademie Neunkirchen als Direktor, ganz im Sinne meines Freundes Dr. Gerhard Lechner, seines Vorgängers, hervorragend lenkt.

Nur ein engagiertes und motiviertes Team ist im Stande, einer Bildungseinrichtung in Gemeinsamkeit und mit Freude jene innere und äußere Qualität zu geben, die die anvertrauten jungen Menschen verdienen!

Glasnost in der Praxis

Transparenz ist ein seit Jahrzehnten vielstrapaziertes Schlagwort der Politik. Seit der Abkehr vom menschenverachtenden Sowjet-System und der nachstalinistischen Ära in Russland, die Gorbatschow unter dem Begriff Glasnost vollzogen hat, beherrschten Glasnost und Transparenz die Schlagzeilen. Man wollte damit politischer und wirtschaftlicher Korruption den Kampf ansagen. Mit Transparenz soll daher verhindert werden, dass bei politischem Handeln und bei Entscheidungen in der Wirtschaft, Verwaltung oder der Kultur gleichzeitig parteipolitische oder persönliche Interessen bis hin zu illegaler Finanzierung und Bereicherungen einhergehen. Zusätzlich wurde von den Medien die sogenannte Politikverdrossenheit der Bevölkerung und ihre Abwendung von den Parteien intensiv unterstützt und getrommelt. Alles, was mit einer politischen Partei zu tun hat, ist daher bereits a priori, durch und durch korruptions- und protektionsverdächtig. Dabei wird jedoch nicht erklärt, wie eine Demokratie ohne Parteien, die sich möglichst voneinander unterscheiden sollten und auch unterschiedliche Ziele verfolgen, funktionieren kann. Es sei denn, man reduziert das Parteienangebot auf ein einziges, sodass einem bei den regelmäßigen widerkehrenden Wahlen die Qual der Wahl abgenommen wird. Immerhin hat dieses System auch in vielen Ländern Europas jahrzehntelang geherrscht, hat damit allerdings mehrere verlorene Generationen produziert.

Vor allem im Bereich der öffentlichen Verwaltung und in den staatsnahen Bereichen wurde und wird von den Medien der Einfluss der politischen Parteien immer wieder angeprangert. Die strikte Trennung von Legislative, Exekutive und Justiz eines modernen Staates kann aber nur mit der Existenz von verschiedenen Parteien und Fraktionen und den damit verbundenen ge-

gegenseitigen Kontrollmöglichkeiten sowie dem einzigen legitimen, regelmäßigen und entscheidenden Korrektiv, nämlich mit Wahlen, am Leben erhalten werden.

Die geniale Erfindung einer funktionierenden Demokratie ohne politische Parteistrukturen ist bis heute leider ausgeblieben.

Wie hochpolitisch vor allem das Bildungswesen in der Realität ist und schon immer war, kann man an der Tatsache ablesen, dass man sich bei der Entstehung der angeblich so „eleganten“ Bundesverfassung Kelsens über die Rechtsstruktur des Bildungswesens bis heute nicht einigen konnte, und daher alle schulorganisatorischen Gesetzesänderungen nach wie vor einer parlamentarischen Verfassungsmehrheit bedürfen. Auch beim Europäischen Einigungswerk, den EU-Verträgen, wurde das Bildungswesen in den ausschließlichen Kompetenzen der Mitgliedsländer belassen. Diesen Umstand beschönigt man mit dem Argument, man wolle damit die kulturelle Vielfalt und die unterschiedlichen Identitäten Europas wahren. Die Wahrheit ist aber, dass es dafür sicher keinen europaweiten politischen Konsens gegeben hätte und, wie ich meine, auch nie geben wird.

Vor allem im Schulbereich wurde und wird der Einfluss der Parteipolitik seit langem angeprangert und die Illusion geschürt, mittels Umorganisation und externer Beratungsfirmen jeden politischen Einfluss völlig ausschalten zu können.

Dies ist eine Fiktion, die, genauso wie das theoretische Labormodell vom „vollkommenen Markt“ in der Ökonomie als ausschließlicher Mechanismus von Angebot und Nachfrage, in der Wirtschaftsrealität nicht existent und auch nicht verwirklicht ist.

Die Alternative zur Staatsform mit unterschiedlichen politischen Parteien, die miteinander im Wettbewerb stehen, findet sich leider nur in einem System mit bloß einer Partei. Mir ist allerdings die Variante mit mehreren Parteien, auch wenn sich manche von ihnen noch so blöd gebärden, allemal lieber!

Die Besetzungen von Positionen beruhen daher, auf welcher Ebene auch immer, ob im öffentlichen Bereich oder in der Privatwirtschaft, nicht ausschließlich auf objektiven Kriterien, sondern sie werden von zahlreichen Unwägbarkeiten und oft auch von bloßen Zufällen beeinflusst.

Ich möchte nur drei Beispiele auf den unterschiedlichen Ebenen des Bildungsbereiches dafür anführen und damit aufzeigen, welchen kuriosen Einflussgrößen manche Entscheidungen letztlich unterworfen sein können.

Dies beginnt ganz oben, schon beim Ressortchef am Minoritenplatz. Als nämlich zum Beispiel Wolfgang Schüssel seine Koalitionsregierung mit der FPÖ, sehr zum Unwillen von Thomas Klestil, gebildet hat, war es klar, dass das Unterrichtsressort der ÖVP zufallen wird. Ebenso klar war, dass der langjährige Bildungssprecher der ÖVP während der langen und harten Oppositionsjahre, Gerhard Schäffer, als Minister zum Zug kommen wird, der überdies als bildungspolitischer Experte und Präsident des Landesschulrates von Salzburg auch alle objektiven Voraussetzungen für dieses Ministeramt aufweisen konnte.

Am Vorabend der Regierungsbildung habe ich mich noch ein wenig über einen Presseartikel gewundert, in welchem in der Form eines Interviews Gerhard Schäffer über seine Haltung zu künftigen Schwerpunkten der Bildungspolitik befragt wurde. Auch für mich war es keine Frage, dass niemand sonst außer Schäffer künftig das Unterrichtsressort leiten werde. Aber dass gerade ein Journalist, der übrigens jahrzehntelang an der Lehrgewerkschaft kein gutes Haar gelassen hat, es derart eilig gehabt hat, den zukünftigen Minister medial zu präsentieren, hat mich doch ein wenig gewundert und irritiert.

In den Morgennachrichten des nächsten Tages wurde die Ministerliste offiziell bekanntgegeben. Das Ressort für Unterricht bekam jedoch nicht wie erwartet Gerhard Schäffer, sondern die bis dahin auf Bundesebene noch völlig unbekannte Elisabeth Gehrler. Es wurde mir aber sehr bald klar, was da passiert war. Dass sich ein designierter Bundeskanzler die Entscheidungen über die Vergabe von Ministerien nicht über voreilige, von ihm nicht autorisierte Pressemitteilungen ausrichten lässt, lag auf der Hand. Und das schon gar nicht bei einem mehr als selbstbewussten Politiker, der Dr. Wolfgang Schüssel sicher immer war. Dies musste doch jedem bewusst sein. Zumindest aber war es ein guter Vorwand, Schäffer zu übergehen!

Der besagte Herr Reporter dieser großformatigen Zeitung hat mich auch sofort angerufen und scheinheilig gefragt, ob ich als Insider denn wisse, warum

Schäffer nicht zum Zug gekommen sei. Meine unverhohlene Meinung über seine nicht unwesentliche Rolle dazu, die ich ihm auch auf den Kopf zugesagt habe, hat er mir für immer nachgetragen. Denn ich erklärte ihm sehr direkt, dass er mit seinem voreiligen und indiskreten Bericht Gerhard Schäffer schwer geschadet hat und er sich daher seine Frage an mich ruhig ersparen kann.

Letztlich war also, meiner Wahrnehmung nach, ein lächerlicher Zeitungsartikel, der zur Unzeit erschienen ist, für diese Entscheidung ausschlaggebend.

Das zweite Beispiel hat sich viele Jahre vorher in Niederösterreich zugetragen. Nach der Ruhestandsversetzung des amtsführenden Präsidenten des Landesschulrates für Niederösterreich, damals noch in der Herrengasse in Wien beheimatet, galt es, diese wichtige Position nachzubesetzen. Es gab vor allem aus der Pflichtschullehrerschaft einige Kandidaten, die um dieses Amt ritterten. Den Lehrervertretungen wurde damals, zumindest fraktionsintern, eine starke Mitsprache eingeräumt. Diese Beratungen fanden auf höchster Ebene im Büro des Landeshauptmannes statt. Für den Arbeiter- und Angestelltenbund war der damalige Obmann, Dr. Georg Prader, mit gewichtiger und entscheidender Stimme präsent. Als Nachfolger des bisherigen Amtsinhabers, der aus den Reihen der Pflichtschullehrer gekommen war, wollten einige wichtige Repräsentanten der Landesparteileitung diesmal einen Hochschullehrer. Es war der politisch gewichtigste Kandidat, der Universitätsprofessor Dr. Herbert Schambeck. Er war seit Jahren auch Föderalismussprecher der Partei und im Bundesrat stark verankert. Die Begeisterung für diese Position im Landesschulrat hat sich bei Schambeck, wie er mir später versichert hat, durchaus in Grenzen gehalten. Er hat aber aus Parteiläson seine Bereitschaft dazu signalisiert. Wir Lehrervertreter hatten uns, ohne jedoch damit Dr. Schambeck abzulehnen, auf den Bezirksschulinspektor Edmund Sagbauer als künftigen Präsidenten geeinigt. Natürlich hätte ich mich über Prof. Schambeck als Landesschulratspräsident sehr gefreut, da ich ihn bereits sehr gut gekannt habe. Ich wusste allerdings um seine Vorliebe für den Bundesrat und konnte mir schwer vorstellen, dass er in der neuen Funktion auf sein Mandat im Bundesrat verzichten würde.

Es fanden nun einige Kulissengespräche auf höchster Ebene statt, bei denen aus unserer Runde Dr. Prader vertreten war.

Er hat uns nach dem entscheidenden Gespräch – er war ja damals Abgeordneter zum Nationalrat – in das Parlament bestellt. Dort sollten wir über den Letztstand in dieser Angelegenheit informiert werden. Prader hatte im Krieg ein Bein verloren und trat mit seiner Beinprothese, die meist beim Gehen ein leichtes Quietschgeräusch von sich gab, trotzdem sehr bestimmt und energisch auf. Zusätzlich benutzte er zu seiner Unterstützung auch eine Krücke aus Metall.

Wir warteten nun als Vertreter der Lehrerschaft in einem Besprechungssaal gleich neben der großen Säulenhalle des Hohen Hauses gespannt auf das Ergebnis der Besprechungen, welches uns Georg Prader mitteilen wollte.

Wir mussten allerdings relativ lange auf Prader warten. Endlich kam er in Begleitung seines Sekretärs sehr rasch mit vertraut quietschender Prothese auf uns zu. Er rief uns noch im Gehen seinen Gruß zu und schlug, als er bei unserem kleinen Besprechungstisch angelangt war, mit seiner Krücke wie mit einem studentischen Kommerßschläger, so heftig auf die Tischplatte, dass alle in diesem großen Raum verschreckt zusammenzuckten. Ohne Platz zu nehmen, sagte er trocken und ein wenig verärgert wirkend: *„Der Schambeck will als Landeschulratspräsident auch im Bundesrat bleiben. Beides geht nicht. Also der Sagbauer wird's!“*

Ohne von uns irgendwelche Antworten abzuwarten, fügte er hinzu: *„Tut mir leid, ich muss ins Plenum. Es ist Abstimmung. Grüß' euch!“*

Und schon entschwand er eilig in Richtung des Sitzungssaales des Nationalrates.

Der Krückenhieb Praders auf den Parlamentstisch also hat diese wichtige Entscheidungsfindung wortwörtlich mit einem Schlag entschieden.

Edmund Sagbauer wurde ein hervorragender Amtsführender Präsident, und Schambeck blieb dem Bundesrat als mehrmaliger, legendärer Präsident erhalten. Außerdem konnte er dies mit seiner Professur in Linz bestens vereinigen.

Die Nachfolge von Edmund Sagbauer ging weit weniger dramatisch über die Bühne, da sich die Lehrpersonalvertretungen bereits zeitgerecht und einhellig auf Adolf Stricker geeinigt hatten. Auch er wurde ein erfolgreicher Langzeitpräsident, der dem Niederösterreichischen Landesschulrat ein unverwechselbares Image gab, vor allem aber für die im Bildungswesen notwendige Ruhe und Verlässlichkeit gesorgt hat.

Das dritte Beispiel betrifft die Besetzung der Direktion der größten Schule Österreichs, der Höheren Technischen Lehr- und Versuchsanstalt des Bundes in Mödling. Um die Direktion dieses Flaggschiffes der Berufsbildung Österreichs haben sich natürlich viele beworben. Allerdings hat sich schließlich am Ende der Bewerbungsfrist ein Wettrennen zwischen nur zwei Bewerbern herauskristallisiert, die hinsichtlich ihrer ausgezeichneten Qualifikation nahezu gleichwertig waren. Beide Techniker waren nicht nur gleich gut qualifiziert, sondern gehörten auch beide der Volkspartei an und waren überdies beide Cartellbrüder. Die politische Entscheidung lag in den Händen des damaligen Landeshauptmann-Stellvertreters, Siegfried Ludwig, der ebenfalls CVVer war und daher beide Kandidaten kannte und schätzte.

In der letzten, beschlussfassenden Runde der Entscheidungsträger hatten sich in dieser festgefahrenen Pattsituation bereits versteckte Feindseligkeiten aufgetan, wie sie auch unter Parteifreunden leider sehr oft vorkommen sollen. Siegfried Ludwig wusste auch keinen Rat mehr. Doch da nahm er mich plötzlich unter vier Augen zur Seite und meinte: *„Ich weiß, Du willst ja auch keinem von den zweien weh tun, genauso wie ich, aber wir müssen zu einer Lösung kommen.“* Als ich mit meiner Antwort zögerte, hat er mich sehr hart am Arm gepackt und zu mir eindringlich, mit einem fast drohenden Unterton gesagt: *„Ich kenn Dich doch, mach mir nichts vor, Du hast doch sicher eine Lösung im Hinterkopf. Jetzt heraus damit!“*

Ich hatte mich natürlich wie immer bemüht – da es ja galt einen Dreivorschlag zu erstellen, von dem der Erstgereichte dann ernannt werden sollte – auch einen notwendigen Dritten im Bunde zu finden, damit der Erstgereichte abgesichert ist. Um allen Eventualitäten gerecht zu werden, musste dies ein ebenso hochqualifizierter und gleichwertiger Bewerber sein. In diesem Fall

war es der bewährte Professor für Maschinenbau an dieser Schule, Dipl.-Ing. Alfred Gratzl. Ich kannte ihn sehr gut und schätzte seine umsichtige Art, seine Abteilung zu führen. Außerdem hatte er mich in der Personalvertretung aktiv und tatkräftig unterstützt. Neben seinen bewiesenen Führungsqualitäten im Umgang mit Lehrern und Schülern war er ein begeisterter und begnadeter Pädagoge, der das Unterrichten über alles liebte. Die Funktion eines Abteilungsvorstands gab ihm dazu auch die Möglichkeit. Das aber wäre natürlich mit dem Amt eines Direktors nicht mehr in diesem Umfang möglich gewesen. Und dies war auch der Grund, weshalb er die Direktion gar nicht ernsthaft angestrebt hat, sondern die Bewerbung nur auf meine Bitte hin abgegeben hat, damit ich einen vernünftigen Dreivorschlag erstellen konnte. Dies natürlich auch vor dem Hintergrund und der Annahme, dass das Rennen die zwei anderen Bewerber unter sich ausmachen werden, da sie jeweils mächtige Seilschaften hinter sich hatten.

In dieser Situation, es ging ja um unser Flaggschiff, die HTL Mödling, von Sigi Ludwig hart in die Pflicht genommen, machte ich schließlich den Vorschlag, doch den Dritten in der Runde, nämlich Alfred Gratzl, an die erste Stelle zu reihen. Darüber hinaus könnte dann einer seiner Stadträte aus Perchtoldsdorf, wo Ludwig damals auch Bürgermeister war, auf die Position des Abteilungsvorstandes nachrücken, für die Alfred Gratzl vorgesehen war. Ludwig war von dieser Lösung natürlich sehr angetan, vor allem auch wegen des Aufstiegs seines Stadtrates. Dieser Vorschlag wurde schließlich auch von allen als Kompromiss akzeptiert.

Angenehme Botschaften überbringt man natürlich gerne. Wenn ich also, wie so oft, nach personellen Entscheidungen die Betroffenen anrief und ihnen die Frohbotschaft ihrer Ernennung überbrachte, herrschte stets eitel Freude. Nicht so in diesem Fall. Ich erreichte nämlich am Telefon Alfred Gratzls Frau Gundi und teilte ihr die Entscheidung mit. Nicht wie sonst herrschte darüber Freude, ganz im Gegenteil, sie beklagte ganz offen und ehrlich: *„Warum tut man ihm denn das an, er unterrichtet doch so gerne!“*

Nun, auch wenn Alfred Gratzl das Unterrichten stark reduzieren musste, er wurde als jahrzehntelanger Direktor zu einer Legende und Instanz, der unser Flaggschiff durch alle pädagogischen und politischen Wetterlagen sicher

steuerte. Auch seiner guten Ehe tat es keinerlei Schaden, und einige seiner acht Kinder konnten ihre geerbten Pädagogik-Gene so wie er auch beruflich höchst erfolgreich einsetzen.

Alte Volksweisheiten sind halt leider auch nicht immer zutreffend. Man sagt nämlich, wenn sich zwei streiten, so freut sich der Dritte!

Das war diesmal aber nicht ganz so der Fall, aber manchmal kommt halt die Freude mit ein wenig Verspätung. Zugetroffen hat aber sicher der Spruch „Ende gut, alles gut!“

Auch Schulen muss man führen!

Leider werden viele unserer Schulen nicht geführt, sondern bloß verwaltet, und so manche nicht einmal gut. Eine Schule, die lebt – und es sollten doch alle Schulen wirklich leben – braucht daher, wie jeder gesunde Organismus, eine starke Führung, und zwar in eine gute und klare Richtung. Diese fehlt leider nur allzu oft an unseren Schulen. Die Hauptursache für diesen Mangel lag und liegt in der Auswahl des Führungspersonals. Jahrzehntlang wurden die Qualifikation und auch die Qualität von Lehrpersonen vor allem daran gemessen, wie effizient sie in der Umsetzung vorgegebener Lehrpläne innerhalb enger und gleichgeschalteter Normen waren. Eigeninitiative, Kreativität und Innovation waren nicht gefragt und sind es leider auch heute noch immer viel zu wenig. Ja, diese Eigenschaften waren sogar verpönt und für die Schulbürokratie lästig. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass viele Schulleiterinnen und Schulleiter generell jede Form von Eigenverantwortung scheuen und bloß zu braven Befolgern von Weisungen werden. Bleiben jedoch solche Anweisungen aus, so herrscht auch an den Schulen ratloser und hilfloser Stillstand.

Vorwürfe dafür muss man aber ausschließlich der Schulpolitik und einer leider innovationsresistenten Verwaltung machen, die diese Verhaltensmuster emsig gezüchtet und kultiviert hat. Ich habe daher später all jenen, die Leitungsfunktionen übernommen haben, dazu geraten, nicht andauernd zu fragen, was erlaubt ist, sondern nur darauf zu achten, was ausdrücklich verboten ist.

Ich selbst habe diesbezügliche Negativerfahrungen leider sehr früh machen müssen. Denn bereits als Junglehrer, jedoch schon mit viel praktischer Erfahrung im Wirtschaftstreuhandwesen, wollte ich voll Eifer, zunächst ohnehin nur versuchsweise in einer Klasse für den Unterricht in den kaufmännischen Fächern, die damals, in den sechziger Jahren gerade auf den Markt gekommenen, neuen mechanischen Rechenmaschinen einsetzen. Es handelte sich um sogenannte Vierspeziesmaschinen, denn sie konnten damals tatsächlich nur die vier Grundrechnungsarten ausführen. Sie waren aber, zumindest für damalige Verhältnisse, eine technische Sensation und eine durchaus praktische Hilfe im Büroalltag. Ich hatte für die Geräte meiner Klasse sogar Sponsoren für diesen Versuch aufgetrieben. Erwartungsvoll und ein wenig stolz auf meine Idee pilgerte ich im Fortschrittsglauben ergebnislos zum Herrn Landesschulinspektor in die Wiener Herrengasse. Der Herr Hofrat, der mir sonst durchaus freundschaftlich gesonnen war, hörte sich mein Anliegen kurz an. Dabei versteinerte sich seine Miene zusehends, und die Audienz fand auch ein sehr rasches Ende. Es fehlte gerade noch, dass mir bei der mehr als kühlen Verabschiedung meine geistige Zurechnungsfähigkeit aberkannt worden wäre. Mit einem Wort, dieser Versuch fand natürlich nicht statt.

Es hat allerdings nur mehr wenige Jahre gedauert, bis dann aber innerhalb kürzester Zeit die allgegenwärtigen Taschenrechner und später auch die Laptops die Welt und auch unseren Unterricht beherrschten. Damit wurde auch der schulische Alltag innerhalb kürzester Zeit ein völlig anderer. Dies alles erfolgte aber dann ohne allerhöchste Sanktionierung und Billigung der Schulbehörden. Auch sie konnten diese Innovationen nicht aufhalten.

Die Auswahl von Führungspersönlichkeiten erfolgt nun seit geraumer Zeit angeblich wissenschaftsbegleitet und professionalisiert. Es hat sich nämlich daraus auch ein florierender und lukrativer Markt entwickelt. Die Ergebnisse der Auswahl haben sich dadurch aber meiner Erfahrung nach kaum verbessert.

Trotz aller psychologischer Erkenntnisse und Methoden sind Charaktereigenschaften von Bewerberinnen und Bewerbern nur sehr schwer auslotbar.

Noch schwieriger ist aber die Prognose darüber, wie sich ihr Verhalten entwickeln wird, wenn sie mit einer konkreten Führungsposition betraut werden. Es gilt auch hier der zynische, aber wahre Satz, dass nämlich Vorhersagen sehr schwierig sind, vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen.

Auch eine durch Erfahrung erworbene Menschenkenntnis führt uns leider nur allzu oft ebenfalls in die Irre.

Gleichgültig, welche Auswahlkriterien zur Anwendung gelangen – die als Führungskräfte Auserkorenen müssen sich eben in der Stunde der Wahrheit allein bewähren. Das heißt, bildlich gesprochen, man kann sie wohl „auf's Pferd setzen, reiten müssen sie jedoch selbst!“

Schlimm wird es allerdings für alle Beteiligten, wenn sie am Pferd festgebunden werden, also offensichtliche Fehlbesetzungen nicht korrigiert werden.

Die richtige Auswahl bei Bewerbungen ist nicht nur mit einer großen Verantwortung verbunden, sondern, wenn man sie auch wirklich ernst nimmt, sogar eine Gewissensfrage.

Ich war mit dieser Verantwortung jahrzehntelang konfrontiert und musste dabei sowohl gute, aber auch so manche schlechte Erfahrung machen. Nicht allein deshalb, weil man nicht die Erwartungen und Hoffnungen aller Bewerberinnen und Bewerber erfüllen kann. Mit dieser Bürde muss man aber, ob man will oder auch nicht, leben lernen. Wobei der legendäre Spruch des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. sehr oft, aber nicht immer zutreffend ist. Er hat nämlich einmal festgestellt: *„Ich mache mit jeder Ernennung neunundneunzig Unzufriedene und einen Undankbaren!“*

Es ist auch leider eine Tatsache, dass nicht nur im Bildungswesen viele Führungspersonen sich als biedere Verwalter verstehen, die es gewohnt sind, Verantwortung möglichst weit von sich zu schieben. Sie sehen sich leider kaum als aktive und voranschreitende Innovatoren, mit Mut zu Kreativität und Risiko.

Von einem Professor der „London School of Education“ habe ich einmal den Rat übernommen, jede Vorlesung, jeden Vortrag und jede Rede zumindest mit einer aufheiternden Passage zu garnieren. Es ist mir auch eine solche

kleine Geschichte von ihm in guter Erinnerung, die ich schon mehrmals zum Besten gegeben habe und die auch zu diesem Thema ganz gut passt.

„Ein bedeutender Naturwissenschaftler hat eine bahnbrechende Entdeckung gemacht und dazu eine komplexe Formel entwickelt. Dieser Professor erhielt dafür auch zu Recht den Nobelpreis. Nun sehr wohlhabend geworden und finanziell völlig unabhängig, leistete er sich einen Rolls-Royce, natürlich mit Chauffeur. Er bereiste mit dieser, von seinem Chauffeur umsichtig gesteuerten Karosse sehr viele Länder, um über seine bahnbrechende Formel Vorträge zu halten, die stets gut besucht waren. Sein Fahrer, der ein sehr kluger und humorvoller Mann war, hörte ihm dabei stets in der letzten Reihe sitzend aufmerksam zu. Nach einiger Zeit fragte ihn sein Professor, ob er des dauernden Zuhörens zum stets gleichen Thema denn noch nicht überdrüssig sei? Aber nein, antwortete ihm der Chauffeur. Er verstehe die geniale Formel zwar nicht wirklich, allerdings den Vortrag würde er nun bereits so gut, ja sogar auswendig kennen, dass auch er ihn zu halten in der Lage wäre. Der Professor war für einen guten Scherz stets zu haben. Und so beschloss man kurzerhand, in einer der nächsten Städte, in der der Professor nicht persönlich bekannt war, einen Rollentausch vorzunehmen. Der Chauffeur hielt also durchaus routiniert den auswendig gelernten Vortrag des Professors, während der Professor sichtlich amüsiert in der letzten Reihe saß und zuhörte. Da geschah aber etwas Unvorhergesehenes. Ein junger Mann erhob sich nach dem beklatschten Vortrag und richtete eine sehr spezifische Frage über diese Entdeckung und zu der komplexen Formel an den vortragenden Chauffeur. Der Schrecken des Professors war nun groß. Sein Chauffeur lächelte allerdings nur mild und meinte, nach kurzem Zögern und ein wenig überheblich: „Junger Mann, diese Frage ist doch derart banal, die kann und wird ihnen sogar mein Chauffeur, der dort hinten in der letzten Reihe sitzt, gerne und sofort beantworten!“

Ich habe mir mit dieser kleinen Geschichte, die ich bei einer Großveranstaltung im Design-Center Linz in Anwesenheit der Ministerialbürokratie zur Aufheiterung vorgetragen habe, aber nicht nur Freunde gemacht, denn sie ent-

hält doch ein gerüttelt Maß an Wahrheit. Ich habe es nämlich nicht unterlassen können, doch hinzuzufügen, dass es auch unserem österreichischen Bildungswesen guttun würde, wenn manchmal auch „Nobelpreisträger“ das Sagen hätten, denn biedere Chauffeure haben wir mehr als genug!

Diese Wahrheit haben manche anscheinend auf sich persönlich bezogen und sich als brave Chauffeure angesprochen gefühlt. Damit ist ihnen aber auch durchaus Recht geschehen!

Parteifreunde und Todfeinde

***E**in Freund, ein guter Freund, das ist das Beste, was es gibt auf der Welt.
Ein Freund bleibt immer Freund, auch wenn die ganze Welt zusammenfällt!*

Das war ein bekannter Schlager meiner Kindheit, gesungen von Heinz Rühmann, der uns auch in finsterster Zeit mit seinen Filmen immer wieder aufheitert hat.

Über die Freundschaft lässt sich trefflich philosophieren. Ich möchte allerdings nur über eine besondere Spezies der Freundschaft ein wenig schwadronieren, nämlich über den sogenannten Parteifreund, den Freund in der angeblich gemeinsamen Gesinnungsgemeinschaft. Leider werden die Worte Freund und Gesinnung nur allzu oft und völlig bar ihres edlen und semantischen Gehaltes missbraucht.

Noch bevor ich die vielzitierte Parteifreundschaft mehr als leidvoll am eigenen Leib erfahren musste, hat sie mir Unterrichtsminister Dr. Fred Sinowatz bereits als sehr junger und eifriger Standesvertreter bewusstgemacht und vorausgesagt.

Es war für mich das erste Mal, dass ich an einem Ministertermin habe teilnehmen dürfen. Mein Amtsvorgänger pflegte einen sehr autoritären Führungsstil, er war aus Linz und sehr stolz darauf, als Fallschirmjäger in den Ardennen gekämpft zu haben. Manchmal rühmte er sich sogar einer weit-schichtigen Verwandtschaft mit der Familie Hitlers. Ganz allgemein erzählte man sich, wahrscheinlich sehr übertreibend, über die Kämpfermentalität der

Angehörigen der Waffengattung der Fallschirmjäger, dass diese Spezies elitärer Kämpfer nach ihrer Landung am Boden angeblich zuerst einmal wild um sich zu schießen pflegen. Erst danach überlegen sie, wo sie sich denn überhaupt befinden. Ein wenig in diese Richtung agierte der Herr Vorsitzende bei der Abhaltung der Sitzungen der Standesvertretung, die zwar ein Kollegialorgan war, aber von ihm mit eiserner Hand geführt wurde. Wichtige Termine vereinbarte er daher stets hinter dem Rücken der anderen Mitglieder des Zentralausschusses, dem ich dank des hervorragenden Stimmenanteils in meinem Heimatland Niederösterreich schon als junger Funktionär angehörte.

Ministertermine nahm der Herr Vorsitzende grundsätzlich nur in Begleitung eines ihm ergebenen Vertreters aus Wien wahr, der als eine Art devoter Aktenträger fungierte. Dafür aber war er, wie ich bald feststellen musste, der ministeriellen Obrigkeit gegenüber umso angepasster.

Als einmal bei einem Gespräch bei Dr. Sinowatz die sozialistische Fraktion ebenfalls teilnahm, wurde nolens volens auch die Teilnehmerzahl der Fraktion der Christlichen Gewerkschafter aufgestockt, sodass er mich als Teilnehmer nicht übergehen konnte.

Allerdings lernte ich nun angesichts der Anwesenheit des Ministers ein völlig anderes Verhalten unseres gestrengen Vorsitzenden kennen. Er näherte sich dem Minister und seiner Bürokratie in einer an das Spanische Hofzeremoniell erinnernden Ergebenheit, die ich an ihm bisher noch nie bemerkt hatte.

Als junger, zielstrebig und in Niederösterreich kampferprobter Funktionär lauschte ich zunächst geduldig und zurückhaltend dem Gespräch, welches vor allem im Austausch von Belanglosigkeiten und Höflichkeitsfloskeln bestand. Dem eigentlichen Anliegen, welches meiner Meinung nach für die Kollegenschaft aber essentiell war, wurde hartnäckig ausgewichen, was den anwesenden Beratern des Ministers sichtlich angenehm war. Schließlich war meine Geduld zu Ende und ich beehrte, durchaus höflich, aber doch sehr bestimmt, in klaren Worten vom Minister eine Stellungnahme zu unserem gemeinsamen Problem und dessen Lösung – deshalb waren wir ja zusammengekommen.

Sofort versuchte mich mein Vorsitzender zu bremsen und wies mich wegen meiner, wie er meinte, ungehörigen und aggressiven Art zurecht. Man habe doch eine sehr freundliche Gesprächsbasis, die man nicht mit meiner geradezu feindseligen Wortmeldung, wie er es bezeichnete, in Frage stellen sollte. Denn man sei doch nicht unter Feinden!

Der Minister hatte bis dahin ebenfalls sehr passiv und sich zurück haltend, aber dennoch interessiert zugehört. Allerdings wendete er sich nun lächelnd meinem Vorsitzenden zu und meinte nur beschwichtigend: *„Lassen Sie ihn doch, lassen Sie doch unseren jungen Freund. Eigentlich hat er schon recht, wir können dieses Problem doch nicht ewig vor uns herschieben!“*

Nun ging es endlich zur Sache und es wurde sehr rasch eine vernünftige und einvernehmliche Lösung gefunden, auf die die Kollegenschaft schon seit Monaten vergebens gewartet hatte.

Vor der Verabschiedung aber wandte sich Minister Sinowatz noch einmal direkt mir zu und sagte nachsichtig lächelnd: *„Junger Freund, merken Sie sich eines: Feinde hat man immer nur in der eigenen Partei. Wir zwei sind bestenfalls politische Gegner!“*

Damit waren wir gnädig entlassen. Ich aber wurde für längere Zeit von weiteren Besprechungen im Ministerium geflissentlich ferngehalten.

Allerdings hat unser Vorsitzender sein Amt sehr kurz darauf und für alle überraschend zurückgelegt. Er stand in seiner eigenwilligen Fallschirmjägerart mitten während einer Sitzung auf und ohne die sonst üblichen Übergabeformalitäten, teilte er uns mit, dass er aus persönlichen Gründen dringend nach Linz müsse, und im Übrigen lege er alle seine Funktionen hiermit zurück. Er packte seine Tasche und ging. Er hat sich auch nie mehr blicken lassen. Diesem schäbigen Beispiel bin ich nie gefolgt, sondern habe meine Nachfolge in vielen Funktionen und Ämtern stets mit Akribie vorbereitet und meine Nachfolger nach bestem Wissen und Gewissen eingewiesen und instruiert. Ich bin auch gerne mit Rat und Tat weiterhin zur Seite gestanden, so dies erwünscht war.

An die verabschiedenden Worte von Fred Sinowatz habe ich aber noch sehr oft zurückdenken müssen. Besonders, als bereits kurz nach diesem Treffen

in der Öffentlichkeit bekannt wurde, dass Bruno Kreisky, nach dem Verschleiß von einem halben Dutzend „Kronprinzen“, Fred Sinowatz als seinen Nachfolger am Ballhausplatz vorgesehen hat. Der noch nicht einmal inoffiziell designierte Kanzlerkandidat, der bis dahin auch in der Öffentlichkeit ein unangefochtener und nicht unbeliebter Unterrichts- und Kulturminister war, sah sich plötzlich über Nacht mit Vorwürfen wegen der angeblich problematischen Gebarung an den ihm unterstehenden Bundestheatern konfrontiert. Die diskreten Informationen an die Medien dazu, kamen natürlich aus den Reihen seiner eigenen Parteifreunde.

Ich selbst habe naiverweise sehr lange dazu gebraucht und erst leidvolle eigene Erfahrungen machen müssen, bis ich die Begriffe „Parteifreund“ und „Gesinnungsgemeinschaft“ realistisch und richtig einordnen und werten konnte. Sie haben nämlich mit Freundschaft und Gemeinschaft überhaupt nichts zu tun, und schon gar nichts mit Gesinnung. Man muss vielmehr froh sein, wenn diese strapazierten Begriffe nicht durch abgrundtiefen Hass ersetzt werden, was leider nur allzu oft der Fall ist.

In der Politik werden leider, um es militärisch auszudrücken, weit mehr Menschen durch sogenanntes „eigenes Feuer – friendly fire“ politisch umgebracht als durch „feindliches“!

Im Fürstentum zu Wiener Neudorf

Wie man politische Gegnerschaft aber in der Praxis beinhart umsetzt und Mehrheiten extrem gebraucht, das habe ich bei meinem Ausflug in die Kommunalpolitik als Geschäftsführender Gemeinderat in der Marktgemeinde Wiener Neudorf erleben können.

Meine Eltern, die in Wien aufgewachsen waren, hatten sich ihren Traum erfüllt und in Wiener Neudorf, in der Friedenssiedlung, ein Einfamilienhaus mit einem Garten erworben. Es hat sich dabei für mich auch die günstige Gelegenheit ergeben, im benachbarten Mödling an der Handelsakademie meine ersten Schritte als Assistenzlehrer zu machen. Die Gemeinde war politisch tief rot eingefärbt und der Bürgermeister mit Namen Franz Fürst, nomen est omen, regierte mit einer Dreiviertelmehrheit seiner Sozialisten tatsächlich

wie ein Barockfürst in dieser damals noch kleinen, aber schon aufstrebenden Gemeinde. Die Friedenssiedlung bildete in diesem „Roten Meer“ gleichsam eine kleine, politisch schwarze Oase.

Nach einem Treffen mit dem damaligen ÖAAB-Obmann von Niederösterreich, Dr. Georg Prader, der mir wegen seiner Eloquenz und seiner klaren Gesinnung sehr imponiert hat, wurde ich von ihm zum politischen Engagement aufgefordert. Dieses Engagement, so belehrte er mich, hätte zunächst auf der Gemeindeebene zu beginnen. Daher stellte ich mich dieser Herausforderung und gesellte mich mutig zu der winzigen Schar bekennender Parteigänger der ÖVP, die von Hans Stur als Parteichef tapfer in dieser hochroten Gemeinde Wiener Neudorf angeführt wurde. Dabei hatte ich auch die wertvolle Unterstützung des damaligen Generalsekretärs des ÖAAB, Ing. Hans Gassner, sowie des Bezirkssekretärs Erich Spindelegger, dem Vater des späteren Vizekanzlers und ÖVP-Chefs. Den ÖVP-Bezirk leitete damals Sigi Ludwig, der später Landeshauptmann werden sollte.

Es gelang uns unter der unermüdlichen Führung von Hans Stur auch tatsächlich ein kleiner Wahlerfolg und ich wurde damit auch zum Geschäftsführenden Gemeinderat gewählt, was in Städten einem Stadtrat entsprach. An der Dreiviertelmehrheit der Partei unseres „Fürsten“, der auch im Niederösterreichischen Landtag saß, konnten wir aber damals nicht rütteln.

Der Bürgermeister hat mich misstrauisch – wie er war – als politisch nicht gerade harmlos eingeschätzt, und dies nicht ganz zu Unrecht. Seine latente Abneigung gegenüber Akademikern hat diese Haltung wohl noch verstärkt. Bei der Konstituierung der Ausschüsse im Gemeinderat hatten wir bei Bürgermeister Fürst absolut nichts mitzureden, sondern wir mussten akzeptieren, was uns der Bürgermeister gönnerhaft zugestand. Über die Gemeindeordnung aber konnte auch er sich nicht hinwegsetzen und so musste er, ob er wollte oder nicht, auch mir als einem der Geschäftsführenden Gemeinderäte ein Referat zugestehen. Dabei war seine Überlegung wohl die, mir nur ein solches Fachgebiet zu geben, von dessen Materie ich, seiner Meinung nach, möglichst nichts verstand und von meiner Ausbildung her auch keinen Bezug hatte. Daher wurde mir gönnerhaft das Gesundheitsreferat überlassen.

Seine eigene Fraktion hat er allerdings nicht viel besser behandelt als uns. Damit hat er sie im Laufe der Zeit zu willfährigen Jasagern erzogen, die andächtig an seinen Lippen hingen, wenn er seine Monologe bei den Sitzungen des Gemeinderates hielt. Es waren mehrheitlich durchaus sympathische, jedoch meist aus sehr einfachen Verhältnissen kommende Mitbürger. Nur sehr wenige waren verbissene ideologische Hardliner.

Es kam gleich bei der ersten Gemeinderatssitzung nach den Wahlen, wie es kommen musste. Neben etlichen Anträgen, die aus vorbereiteten Unterlagen vorgelesen wurden, hatte auch ich als Gesundheitsreferent einen Antrag zu stellen. Diesen hat mir die Gemeindesekretärin in einer Mappe kurz vor der Sitzung in die Hand gedrückt. Man erwartete von mir lediglich, dass ich diesen Text zur Beschlussfassung vorlesen würde.

Es war der simple Antrag für eine Kostenbeteiligung unserer Gemeinde an einer ausgeschriebenen Planstelle eines Konsiliararztes für Urologie am Landeskrankenhaus in Mödling, welches damals über keine eigene urologische Abteilung verfügte.

Bei der Verlesung des Textes merkte ich, dass die Mehrheit der biedereren Gemeinderäte mit dem Mödlinger Spital noch etwas anfangen konnte, ja auch noch mit der Urologie, aber mit dem Begriff Konsiliararzt jedoch kaum etwas. Ich bemerkte dies, da einige bei diesem Wort erstaunt und etwas unwissend die Augenbrauen hoben. Daher fügte ich dem von mir verlesenen Text noch einige einfache, und wie ich meinte, hilfreiche Erklärungen über die spezielle Funktion eines Konsiliararztes hinzu. Dies wurde von den meisten in der Runde sehr interessiert und sichtlich dankbar aufgenommen, wie ich von ihren freundlichen Mienen ablesen konnte.

Gleich nach der Sitzung aber nahm mich unser mächtiger Gemeinde-Fürst unbarmherzig ins Gebet und eröffnete mir drohend, dass er es nicht dulden werde, wenn ich mich gegenüber seinen Gemeinderäten derart in Szene setzen würde. Ich hätte den von ihm vorgelegten Antragstext bloß kommentarlos zu verlesen gehabt und sonst nichts.

Seine kleinkarierte Rache folgte auch auf dem Fuß. Künftig wurden alle Anträge, die die Gesundheit betrafen, dem Allgemeinen Ausschuss zugewiesen, da ja die Gesundheit, wie der Bürgermeister argumentierte, schließlich die breite Allgemeinheit betreffe.

So kam es, dass dies mein erster und auch gleich mein letzter Antrag war, den ich als Gesundheitsreferent stellen durfte. Der Bürgermeister hat mich damit zwar als Gesundheitsreferent erfolgreich kaltgestellt, als politischen Gegner aber nicht. Denn ich bin ihm gerade wegen dieses selbstgefälligen Verhaltens bei jeder sich bietenden Gelegenheit entsprechend lästiggefallen. Seine schillernde Ära hat noch einige Zeit andauert und ist, nachdem er das Amt des Bürgermeisters, ganz in fürstlicher Tradition, unbedingt an seinen Sohn vererben musste, auch politisch für seine Partei zu Ende gegangen.

Schließlich ist aber etwas eingetreten, was auch ich nicht einmal in meinen kühnsten Träumen gedacht hätte, dass nämlich in diesem Wiener Neudorf ein mit der Österreichischen Volkspartei verbündeter unabhängiger Kandidat den Bürgermeistersessel erobern würde und die politischen Mehrheitsverhältnisse auf den Kopf gestellt würden. Dies ist Herbert Janschka bravourös gelungen. Besonders bemerkenswert war für mich aber der Umstand, dass das neue Oberhaupt der Gemeinde ein Schüler von mir an der HAK und HAS in Mödling gewesen war.

Sehr gefreut hat es mich, dass er sich sogar auch nach vielen Jahren an seinen alten Lehrer, der schon lange vor ihm in dieser Marktgemeinde als Mandatar tätig gewesen ist, allerdings nicht so erfolgreich wie er, sehr freundlich erinnert hat. Denn für mich ist und war es immer ein schönes Erlebnis, wenn sich ehemalige Schülerinnen und Schüler an mich, an ihren alten Lehrer, gerne erinnern haben. Mit vielen verbindet mich darüber hinaus auch eine echte Freundschaft.

Für mein späteres Agieren in meinen politischen Funktionen habe ich mich allerdings redlich bemüht, diesem schlechten Vorbild des kleinen Fürsten aus Wiener Neudorf nicht zu folgen, sondern auch politischen Gegnern stets mit Respekt zu begegnen, auch dann und vor allem dann, wenn man durch

demokratische Wahlen mit einer deutlichen Mehrheit ausgestattet ist. Denn man sollte dieses Vertrauen der Wählerschaft nie hochmütig, sondern stets mit Vernunft und Augenmaß einsetzen. Es muss aber nicht unbedingt Demut sein, wie dies manche nach erfolgreicher Wahl besonders devot und dankbar ausdrücken.

Das rechte Maß ist dabei nicht immer leicht zu finden. Gustav Stresemann hat dazu einmal trefflich bemerkt:

„Aus Niederlagen lernt man leicht. Schwieriger ist es, aus Siegen zu lernen.“

Begnadete Redner

Es ist eine Tatsache, dass eine Rede keine Schreibe ist und auch umgekehrt. Dies kann jeder bestätigen, der einmal versucht hat, eine Rede, die bei der Zuhörerschaft sehr gut angekommen ist, an Hand eines Mitschnittes schriftlich zu dokumentieren. Wer dies je tun musste, der weiß ein Lied davon zu singen. Er wird mit nicht beendeten Sätzen, Wiederholungen sowie fehlenden oder falschen Prädikaten konfrontiert sein. Das heißt, die blendende Rede muss sozusagen in die Schriftform übersetzt werden. Natürlich gab und gibt es auch Persönlichkeiten, die druckreif zu sprechen in der Lage sind. Es handelt sich dabei aber nur sehr selten um zündende und die Zuhörer mitreißende Reden.

Die hohe Schule der Rhetorik ist daher nur sehr schwer schriftlich wiederzugeben, sie ist aber auch nie, wie manche glauben, eine besondere Gabe allein, sondern meist mit langer und mühsamer Arbeit verbunden.

Eine von mir sehr geschätzte Persönlichkeit war der deutsche Bundespräsident Johannes Rau, der nicht nur ein hochgebildeter Mann war, sondern auch ein hervorragender Redner. Ich habe seine Witwe, die bei mir in Baden an meiner Schule einmal zu Gast war, auf diese besondere Gabe ihres verstorbenen Mannes angesprochen. Dabei habe ich vor allem auf seine legendäre Trauerrede auf den Stufen des Erfurter Domes hingewiesen. Diese Gedenkrede hielt er für die vielen jungen Opfer eines Amoklaufes in einem Gymnasium dieser geschichtsträchtigen Stadt Erfurt. Ich war nämlich über-

zeugt, dass es eine besondere Herausforderung war, in dieser Ausnahmesituation sowohl die richtigen Worte wie auch die entsprechende Tonalität zu finden. Dies war ihm, so meinte ich, dank seiner besonderen Rednergabe ganz hervorragend gelungen. Frau Christine Rau meinte dazu allerdings nur, ein wenig lächelnd, dass es für ihn wohl eine der schwersten Reden war, die er je zu halten hatte. Denn er hat sich, wie sie sich noch gut daran erinnern konnte, stundenlang darauf vorbereitet, indem er fast die ganze Nacht vor dieser Gedenkstunde in seinem Arbeitszimmer, sich vorbereitend und nachdenkend, ruhelos auf und ab gegangen ist.

Ich habe in meinem Leben viele großartige Redner kennenlernen dürfen, aber auch solche, die sich bloß für solche gehalten haben. Wesentlich für die Wertschätzung einer Persönlichkeit sind weder ihre Eloquenz oder ihr Gehabe, sondern einzig die Wirkung, die er oder sie auf die Zuhörer ausstrahlt. Vor allem aber sind es die einprägenden Spuren, die Redner in unserem Gedächtnis hinterlassen, Spuren, die sie mit ihrer unverwechselbaren Originalität auch in unserer Erinnerung weiterleben lassen.

Ich möchte nur einige von ihnen hier benennen. Und wenn ich sie ein wenig Revue passieren lasse, so wird klar, dass es nicht den Redner oder die Rednerin gibt, sondern eine unendliche Vielfalt, die alle nur in ihrer Zeit wirklich zu verstehen sind und waren. Sei es ihr manchmal übertriebenes Pathos, sei es die nüchterne Sachlichkeit – man kann von ihnen allen viel lernen. Aber vor einem möge man sich hüten, nämlich zu kopieren. Denn dann läuft man Gefahr, sehr rasch in das Kabaretthafte abzugleiten.

Georg Prader, der beinamputierte Verteidigungsminister und Obmann des Niederösterreichischen Arbeiter- und Angestelltenbundes, war eine solche Persönlichkeit, die den Erdölarbeiter auf den Ölfeldern Zistersdorfs genauso anzusprechen wusste wie die Teilnehmer an einem Juristenkongress. Er hat uns oft eingeschärft, nie unvorbereitet eine Rede zu halten, da man sonst sehr rasch Gefahr läuft, sich in banalen Allerweltsfloskeln zu ergehen. Besonders schätzte ich seinen trockenen Humor.

Ein Funktionär, der in den USA in den Siebzigerjahren den Präsidentschaftswahlkampf miterleben konnte und von diesem auch einiges abgeschaut hat, versuchte, den amerikanischen Stil auch bei uns zu verwirklichen. Er zeigte Georg Prader daher stolz einen neuen, sogenannten „Sticker“, wie sie in Amerika schon lange üblich waren, mit einer grünen Aufschrift und dem ÖVP-Emblem. Grün war nämlich damals, lange bevor es die politische Grünbewegung gab, die offizielle Farbe der ÖVP, welche sie aber leichtfertig aufgegeben hat. Eine farbliche Auferstehung sollte sie erst nach Jahrzehnten mit der Farbe Türkis und mit Sebastian Kurz erleben. Auf diesem Sticker war der neue Slogan der Volkspartei zu lesen: „Green is beautiful!“

Prader betrachtete diesen Anstecker interessiert und meinte nur kurz und trocken: „Ob wohl alle Tschechisch verstehen?“

Robert Lichal war einer seiner Nachfolger und ebenfalls, wie Prader, beruflich ein Hofrat der Niederösterreichischen Landesregierung. Auch er war sehr wortgewaltig, aber in einem ganz anderen Stil. Als Sicherheitssprecher der ÖVP pflegte er in der Öffentlichkeit sein Image als „Revolverhofrat“ und war stolz darauf, innerhalb der Volkspartei die „Stahlhelmfraktion“ anzuführen. Er griff einmal den Kanzler Kreisky in einer Parlamentsdebatte wegen dessen Idee an, eine eigene Automobilproduktion in Österreich zu etablieren zu. Und dies ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als Japan den europäischen Markt mit seinen Autoexporten erfolgreich zu erobern begann. Lichal meinte in einer Parlamentsrede daraufhin zu des Kanzlers Idee sehr spöttisch, ob dieser, als Konkurrenz zu „Mitsubishi“, einen eigenen „Austro-Pischi“ bauen wolle. Kreisky war ob dieses Wortspiels sehr indigniert und forderte von Lichal mehr Ernsthaftigkeit und die Wahrung der Würde des Hohen Hauses ein.

Viktor Wallner, ein langjähriger Bürgermeister von Baden, war ob seiner mitreißenden Reden sehr bekannt. Der Gymnasialdirektor spickte als gelernter Historiker und Germanist seine Reden mit meist noch nicht sehr bekannten Anekdoten und Geschichten, die abwechselnd amüsant, aber auch sehr direkt und ernst waren. Die ehemalige kaiserliche Sommerresidenz Baden bot dazu natürlich als historischer Hintergrund sehr viel Stoff aus dem Hause

Habsburg. Sehr eindeutig positionierte er sich während der Kampagne gegen Dr. Waldheim wegen dessen Rolle in der deutschen Wehrmacht und dem Versuch, ihn mit Kriegsverbrechen auf dem Kriegsschauplatz des Balkan in Verbindung zu bringen. Viktor Wallner, der im Krieg den rechten Arm verloren hatte, verteidigte ihn und damit auch sich und seine ganze Kriegsgeneration immer wieder in seinen Reden. Dabei nahm er stets auf seinen im Krieg verlorenen Arm Bezug und führte diesen persönlichen Verlust ironisch auf seine „kriegsverbrecherische“ Vergangenheit als Soldat der Deutschen Wehrmacht zurück.

Als Pädagoge verstand er es auch meisterhaft, mit Redundanz die Inhalte seiner Reden zur Geltung zu bringen, indem er die alte Weisheit umsetzte, die da lautet: *„Die Rekapitulation ist ein wichtiges pädagogisches Moment!“* Man konnte von ihm sehr viel lernen, denn er beherrschte die Feder genauso gut wie das gesprochene Wort, was allerdings sehr selten ist.

Er hat mir einmal auch eine sehr banale Weisheit anvertraut, nämlich: *„Dort, wo ich schreibe, kann kein anderer schreiben, und dort, wo ich sitze, kann kein anderer sitzen.“*

Er konnte bei seinen Reden die Zuhörerschaft nicht nur amüsieren, sondern auch mitreißen. Eine Episode aus einer Wahlkampfveranstaltung, die ich damals als Klubobmann der ÖVP im Kongresshaus von Baden organisiert hatte, ist mir noch in guter Erinnerung. Die von flotter Blasmusik begleitete Veranstaltung wurde durch die Begrüßung des örtlichen Parteib Mannes eröffnet, dann folgte die Einleitung durch den Landespartei sekretär und schließlich die programmatische Rede des Kanzlerkandidaten der Volkspartei. Nach dessen akklamierter Rede und einem Musikstück verabschiedete Viktor Wallner die Zuhörerschaft als Bürgermeister mit markigen und mitreißenden Worten sowie mit dem abschließenden, flammenden Appell, am folgenden Sonntag die richtige Wahl zu treffen. Unter den hinausströmenden Zuhörern nach dem Ende der Veranstaltung konnte ich einen interessanten Disput eines Ehepaares, Kurgäste aus Deutschland, die neugierig und interessiert mitgelauscht hatten, aufschnappen. Die Dame fragte nämlich etwas verwirrt ihren Mann: *„Welcher war denn nun der Kanzlerkandidat?“*

Darauf folgte sehr bestimmt die Antwort:

“Na, der letzte Redner natürlich!”

Diese ernüchternde spontane Reaktion, den Bürgermeister für den Kanzlerkandidaten zu halten, gab mir doch einiges zu denken, vor allem aber für die Wahl schlimmes zu befürchten. Ich ließ aber beide unaufgeklärt von dannen ziehen. Die Volkspartei hat übrigens damals die Wahlen wieder einmal nicht gewonnen.

Herbert Schambeck war Viktor Wallners politischer „Zwilling“ im großen Bezirk Baden, mit seinem weiten und politisch sehr heterogenen Umland rund um die Kurstadt. Das Verhältnis der beiden war nach außen ein freundschaftliches, ja geradezu herzliches. Als ein im örtlichen Politgetriebe Eingeweihter konnte man allerdings schon ein wenig innerparteiliche Konkurrenz zwischen den beiden erkennen und einen Wettbewerb darum, welcher von den beiden „Politsternen“ wohl glänzender erstrahlt. Denn es stimmt die alte Weisheit, dass jeder groß sein möchte, allerdings möglichst allein.

Präsident Schambeck hielt bei seinen Reden, die er gerne mit weit ausholenden Gesten begleitete, auch stets die protokollarischen Formen ein. Gerne berichtete er sehr ausgiebig über seine zahlreichen internationalen Kontakte und war immer erfolgreich im Einbeziehen möglichst vieler der Anwesenden in seine Rede. Er war also stets bemüht, möglichst jeden im Raum rhetorisch zu umarmen.

Allerdings bediente er sich bei seinem steten Lob für Bürgermeister Wallner immer wieder der merkwürdigen Metapher, dass dieser die politische Trägerrakete des Bezirkes und der Stadt sei. Mich hat es immer gewundert, dass dieser Vergleich stets auf großen Applaus stieß, denn die Funktion einer Trägerrakete ist doch jedem, der mit dieser Technik auch nicht sehr vertraut ist, klar: Die Trägerrakete verglüht sehr bald nach dem Start und dient nur dazu, den strahlenden Satelliten noch weiter zu transportieren.

Auch die immer wiederkehrende Beteuerung in seinen Reden – wenn die Sprache auf seine internationalen Beziehungen kam – dass er nämlich seine Reisetätigkeit aus eigener Tasche finanziert und nicht auf Staatskosten, hat der Tiroler Bundesrat Rudolf Schwaiger, der ihn oft begleitet hat, wiederholt kritisiert. Er hat nämlich realistisch festgestellt: *„Lieber Herbert! Hör‘ doch mit diesem entschuldigenden Hinweis auf die Finanzierung unserer*

Reisen auf. Das bringt doch überhaupt nichts. Denn die einen werden sagen, die lügen ja wie immer, und die anderen werden sagen, schön blöd' sind sie, wenn sie es wirklich tun!"

Das Schöne beim Genuss von Reden war, zumindest in der Zeit, bevor die verhunzte, verkürzte und primitive Sprache der „Handy-Wischer“ und „Laptop-User“ überhandnahm, dass jeder Redner seinen persönlichen Stil lebte, authentisch war und damit auch ein unverwechselbares Original geblieben ist.

Bürgermeister Viktor Wallner hat oft von den drei großen „P“ gesprochen. Er meinte damit, dass zum politischen Erfolg immer folgende drei Pfeiler gehören: die Person, die Partei und das Programm. Nun muss man zugeben, dass die Person Wallner durchaus eine dominante Persönlichkeit war, die allerdings die weiteren zwei „P“ nie vernachlässigt hat. Viktor Wallner hat die Stadt mit sicherer und starker Hand erfolgreich geführt. Seine Nachfolge in der Funktion des Bürgermeisters aber hat er höchst miserabel vergeigt. In der von ihm zu verantwortenden Nachfolgezeit dominierte nämlich leider nur mehr ein kleines „p“ für Personen, während die zwei großen „P“ für Partei und Programm sehr rasch überhaupt abhandengekommen sind, genauso wie die absolute Zweidrittelmehrheit bei den Wahlen.

Je länger und stärker auch große Politiker im Amt sind, umso schwieriger gestaltet sich ihre Nachfolge. Angela Merkel ist dafür ein besonders schlimmes Beispiel. Nachdem sie unzählige hervorragende Nachfolgehoffnungen schon in ihren Anfängen eliminiert hatte, brachte sie es auch zustande, zunächst eine Nachfolgerin im Parteivorsitz durchzusetzen, die jedoch sehr bald wegen Überforderung das Handtuch warf. Nicht nur unzählige Politleichen aus den eigenen Reihen säumten ihren langen Weg, sondern ihre Nachfolge endete in einer offenen Kampfsituation und einer inneren Spaltung der Christlich Demokratischen Union und dem Verlust der Kanzlerschaft für ihre Partei.

Auch noch so teure Rhetorikseminare können für die Aneignung der Redekunst keine Patentrezepte vermitteln, sie können bestenfalls einige, meist

nicht besonders neue Tipps zur Körperhaltung, zur Aussprache und zur Wichtigkeit des Augenkontaktes geben. Wesentlich sind und bleiben aber für jede Rednerin und jeden Redner die ureigene Persönlichkeit, die Haltung und der vermittelte Inhalt. Dies sind die Grundlagen jeder erfolgreichen Rede.

Sie ist daher, so meine ich, stets eine Kombination aus einer gewissenhaften Vorbereitung und einer persönlichen und auch unverwechselbaren Gabe der Präsentation, die einem gütigerweise in die Wiege gelegt worden ist - oder auch nicht.

Allerdings habe ich mir einen Rat von Viktor Wallner besonders zu Herzen genommen, nämlich den, sich nur auf sich selbst zu verlassen. Deshalb habe ich vorsorglich meinen Nekrolog schon selbst vorbereitet, einerseits, damit es überhaupt einen gibt, und zweitens, sollte doch jemand einen solchen verfassen wollen, um ihm diese Mühe ein wenig zu erleichtern.

Ein Urgestein aus Tirol

Eine legendäre Politikerpersönlichkeit der zweiten Republik war sicherlich Eduard Wallnöfer. Er war langjähriger Landeshauptmann von Tirol und kam aus dem stolzen Bauernstand. Er wurde in Südtirol geboren und heiratete in ein großes bäuerliches Anwesen in Mieming ein. Er engagierte sich in der Bauernvertretung und in der Österreichischen Volkspartei, für die er auch in den Landtag gewählt wurde. Nach dem überraschenden und frühen Tod von Landesvater Tschiggfrey wurde er Landeshauptmann von Tirol. Dieses Amt übte er vierundzwanzig Jahre lang aus.

Seinem bodenständigen Wesen als selbstbewusster und stolzer „Freier Tiroler Bauer“ sowie seiner unverwechselbaren Sprache blieb er sein Leben lang treu. Er hatte aber dabei die politische Gabe, mit dieser seiner unverwechselbaren Art, Reden zu halten, bei allen Bevölkerungsschichten in gleicher Weise gut anzukommen und verstanden zu werden. Dabei war es gleichgültig, ob es sich um einen Kardiologenkongress, um eine Bauernbundversammlung oder eine Zusammenkunft von Arbeitervertretern han-

delte. Empfänge in der Landeshauptstadt richtete er meist in den Prunkräumen der Innsbrucker Hofburg aus, von der man auch einen wundervollen Ausblick auf die Bergwelt hat.

Einen solchen festlichen Empfang in der Hofburg anlässlich eines Bundestages des Österreichischen Arbeiter- und Angestelltenbundes der ÖVP durfte ich als Delegierter und Lehrervertreter miterleben. Der Empfang des Landes war natürlich eine Abendveranstaltung und die etwa achthundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten sich pünktlich und erwartungsvoll in dem hellerleuchteten Barockambiente der Hofburg eingefunden. Natürlich war die Gästeschar nach einem langen Tag von Diskussionen und Abstimmungen schon rechtschaffen hungrig, aber vor allem auch sehr durstig. Man wartete also mit großer Vorfreude auf den Gastgeber Wallnöfer und seine Begrüßungsrede, aber mehr noch auf die Eröffnung des üppigen, bereits einladend aufgebauten Buffets.

Doch der Landeshauptmann ließ auf sich warten und die durchaus nachvollziehbare Ungeduld der Geladenen wuchs zusehends. Nach einiger Zeit wurde dann zumindest verkündet, dass sich bedauerlicherweise der Herr Landeshauptmann noch ein wenig verspäten würde, allerdings das Getränkebuffet inzwischen für die Wartenden freigegeben sei. Nun wurde flugs der aufgestaute Durst gelöscht. Aber mit immer länger werdender Wartezeit wurde natürlich zur Überbrückung auch munter und fröhlich über den bereits gelöschten Durst hinaus emsig weitergezechet. Als dann der Landeshauptmann endlich eintraf, war die Festversammlung bereits einigermaßen illuminiert und bei bester Laune. Man jubelte dem eingetroffenen Gastgeber frenetisch zu, der unter den sorgenvollen Blicken seiner Begleitsekretäre etwas mühsam das Rednerpult erklimmte. Sorgenvoll waren seine Begleiter, weil er natürlich, ebenfalls nach einem ereignisreichen Reisetag durch Tirol, auf allen Stationen, die er gemacht hatte, nach echter tirolerischer Sitte mit einigen Gläschen stärkeren Inhalts anstoßen hatte müssen. Das hatte nun auch bei einem so kräftigen und erprobten Mann, der Wallnöfer zweifellos war, seine nicht zu verbergende Wirkung.

Etwas desorientiert ergriff er trotz allem beherzt das Mikrofon, wusste aber nicht so recht, wie er seine jubelnde Gästeschar dort unten einordnen sollte;

die Einflüsterungen seiner Betreuer, dass es sich um die Delegierten des ÖAAB-Bundeskongresses handelt, hatte er sich im herrschenden Trubel offensichtlich nicht so recht mitbekommen.

Dies tat aber seiner bestimmten und überzeugenden Rhetorik keinen Abbruch und er begann seine Rede schwungvoll mit einem Loblied auf die Naturschönheiten des Landes Tirol. Seine Aufforderung, doch nun gemeinsam mit ihm durch die Fenster der Hofburg die Pracht der Nordkette zu bewundern, wurde von der bereits mehr als illuminierten Gästeschar mit tosendem Applaus bedacht. Es störte dabei niemanden, dass die Fensterläden leider geschlossen waren und draußen schon finstere Nacht herrschte. Einige weitere markige Lobpreisungen unseres nunmehr voll in Fahrt gekommenen Walli, wie er im Volksmund gerne genannt wurde, über Tiroler Volksbrauch und Schützentreue gingen aber bereits in tumultartiger Dauerakklamation unter, sodass die anschließend endlich ausgesprochene Eröffnung des Bufets, welches ohnehin längst gestürmt worden war, kaum vernehmbar im fröhlichen Trubel unterging. Es wurde eine lange und feuchte Nacht in der Innsbrucker Hofburg, in der wir uns, gemeinsam mit unserem Walli, nach den Strapazen eines langen Tages, diese ordentliche Labung redlich verdient hatten.

Bemerkenswert war auch einmal seine Begrüßungsrede im Rahmen einer Wahlwerbekundgebung der Österreichischen Volkspartei vor dem „Goldenen Dachl“ in der Innsbrucker Innenstadt, wie mir mein Mitstreiter Alois Plo-ner erzählte. Walli drückte vom Rednerpodium her seine besondere Freude darüber aus, dass der Spitzenkandidat für die Nationalratswahl der Österreichischen Volkspartei den weiten Weg nach Tirol nicht gescheut hat. Er stellte dann unter dem Jubel der Massen den Dr. Josef Taus in seiner ihm eigenen, urwüchsigen Art vor. Dazu gehörte es, dass er zunächst seinen Kopf etwas eigenartig schief hielt und dann leicht wackelnd seine tirolerischen Laute ertönen ließ. Das klang dann in seinem urigen, etwas knurrigen Idiom ungefähr so:

„Heite is dar Doktor Taus aus Wean zu uns kemmen, dos is da jingste Kandidat, wölchen de Esterreichische Volkspartei je gehobt hot. Der soll unser

Bundeschkaunzler werdn! Es freit uns sehr, eam heite do begrießen zu kennen.

Es gibt da oba a wölche, die moanen, der Pepi Taus, wia se zu eam in Wean sogn, der wared ols Kaunzlerkandidat vial z'jung! Denen mecht I nur oans sagen, der Sandwirt, der Andre Hofer, wor, wia eam de Franzosen darschossen hobn, no vial jinger ols der Doktor Taus jetza!"

Nach dieser aufmunternden, von Tirols heroischer Geschichte ausgehenden und so einfühlsam in die Zukunft weisenden Begrüßung, durfte Dr. Josef Taus seine Wahlrede halten. Diese wurde natürlich ebenfalls mit frenetischem Applaus bedacht.

Pepi Taus wurde jedoch, Gott sei Dank, nicht wie weiland der Sandwirt Andreas Hofer erschossen. Auch wurde er nicht Opfer eines mysteriösen Auto-unfalles wie sein glückloser Vorgänger, Dr. Karl Schleinzner. Er verlor allerdings nur die Wahl gegen den damals gerade im politischen Höhenflug befindlichen amtierenden Kanzler Dr. Bruno Kreisky.

Zu diesem sozialistischen Bundeskanzler hatte aber pikanterweise ausgerechnet der „schwarze“ Landeshauptmann Wallnöfer, über die Parteipolitik hinweg, ein geradezu freundschaftliches Verhältnis. Seinem offenen Hofieren des Bundeskanzlers schrieben es auch sehr viele zu, dass die Westautobahn durch das Inntal viel früher fertiggestellt wurde als die Südbahn, die noch jahrzehntelang ein verkehrstechnischer Fleckerlteppich geblieben ist. Auch bei der Abstimmung über das Atomkraftwerk Zwentendorf hatte Kreisky die Tiroler auf seiner Seite, denn Zwentendorf war ja weit weg im fernen Osten Österreichs. Mit der von Tirol so herbeigesehnten Inntalautobahn sollten allerdings sehr bald viele Nachfolger Eduard Wallnöfers wegen des zunehmenden Transitverkehrs weit weniger Freude haben.

Eine andere Begebenheit, die typisch für die Urwüchsigkeit dieses beliebten Mannes war, hat mir Harald Chesi, ein aufrechter Mitstreiter in der Lehrstandesvertretung, aus Tirol überliefert. Er war federführend bei der Schaffung eines modernen Leitbildes der Lehrerschaft an berufsbildenden mittleren und höheren Schulen BMHS sowie später erfolgreicher und engagierter Direktor der Handelsakademie Wörgl.

Es war wieder einmal eine Kundgebung vor einer Wahl in der Stadt Schwaz. Der Spitzenkandidat der ÖVP reiste wie immer von Stadt zu Stadt, um überall im Rahmen eines kleinen Volksfestes seine Wahlreden abzuspuhlen. Dabei konnte er sich auch, mit einem Bierglas bewaffnet, unter die Menschen begeben, um so seine Volksverbundenheit zu bekunden.

Das ließ sich allerdings nicht immer mit dem stets knapp bemessenen Zeitkorsett genau vereinbaren und abstimmen. Die Konsequenz war daher, dass, je fortgeschrittener der Tag war, die Verspätung des Wahlkampftrioses immer größer wurde.

In Schwaz betrug die Verspätung bereit über eine Stunde. Das hat aber der guten Stimmung unter den Wartenden keinen Abbruch getan. Ganz im Gegenteil, denn sie waren nämlich großzügig mit Freibier und Frankfurter Würstel mit Senf, serviert auf länglichen Papptellern, bewirtet worden und daher geradezu ausgelassener Laune. Ein Übriges tat die Trachtenmusikkapelle, die kräftig aufspielte, um die gute Stimmung aufrecht zu halten. Plötzlich rannte ein aufgeregter Gemeinderat auf den ebenfalls wartenden Landeshauptmann Wallnöfer zu, der die Begrüßung vornehmen sollte. Dieser hielt aber in einer Hand ein volles Bierglas und in der anderen einen gerade gereichten Pappteller mit Würstel und Senf. Der Gemeinderat aber rief aufgeregt: *„Walli aufi, aufi mit dir, du musst ja begrüßen!“*

Dabei schob er ihn auch schon sanft auf das Podium zum aufgestellten Mikrophon. In der Eile hatte er ihm zwar das Bierglas aus der Hand genommen, jedoch auf die Würstel in der anderen Hand vergessen. Unser lieber Walli trat unbeirrt zum Mikrophon, blickte kurz auf seinen Pappteller, faltete ihn samt Würstel und Senf wie ein Klapp-Etui, geradezu mit Grandezza und mit bloß einer Hand zusammen und steckte das Ganze flugs in die Seitentasche seines Lodenrockes. Er pries nun mit großen Gesten und dabei eifrig beide Hände gebrauchend die hervorragenden Eigenschaften des angereisten Spitzenkandidaten. Der hielt anschließend eine programmatische Rede und schloss dieses Politspektakel, natürlich mit der eindringlichen Aufforderung, ihm am nächsten Sonntag die Stimme zu geben, unter tosendem Applaus ab.

Als Wallnöfer vom Podium herunterstieg, überreichte ihm der dienstefrige Gemeindevertreter wieder sein Bierglas, welches er bis dahin brav gehütet hatte. Wallnöfer gönnte sich auch gleich nach diesem nun bravourös vollbrachten Werk daraus einen kräftigen und herzhaften Schluck.

Was allerdings mit den „Klappwürsteln“ in der Rocktasche des Herrn Landeshauptmannes weiter geschah, ist leider nicht überliefert.

Auf den Spuren Lenins

Die Präsentation eines „liber amicorum“ hat mich gemeinsam mit Univ.-Prof. Dr. Herbert Schambeck wieder einmal in die schöne Stadt Zürich geführt. Diese Festschrift mit dem Titel „Beiträge zur Gerechtigkeit“, herausgegeben anlässlich eines besonderen Geburtstages von Prof. Dr. Hans Giger, einem bedeutenden Rechtsgelehrten und Anwalt in Zürich, enthielt nämlich auch Beiträge von Dr. Herbert Schambeck und von mir. Ja, wir schienen sogar als Mitherausgeber auf und freuten uns auf die Feier der Präsentation, die in den altherwürdigen Gemäuern der berühmten ETH, der „Eidgenössischen Technischen Hochschule“ Zürich, am Abend stattfand.

Auf die Einladung von Dr. Giger hin waren wir bereits am frühen Vormittag im sündteuren Hotel „Zürcher Hof“ in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes als Gäste des Jubilars angekommen. Stets aktiv und den Tag bis zur letzten Minute nutzend, wie es Herbert Schambeck gewohnt war, durfte ich ihn auf einem Rundgang durch die Stadt begleiten.

Dr. Herbert Schambeck war auch ein hervorragender Kenner der Geschichte des 20. Jahrhunderts, vor allem von deren Hintergründen und Zusammenhängen. Er hatte auch einen schier unerschöpflichen Fundus von persönlichen Begegnungen und Begebenheiten, von denen er zu erzählen wusste. Daher wollte er mir auch unbedingt jenes Haus zeigen, in dem Lenin während seiner Exiljahre in Zürich gewohnt hatte.

Nun steht es natürlich jedermann frei, die Person Lenins, der in Wahrheit Wladimir Iljitsch Uljanow geheißten hat, aus seiner Sicht zu beurteilen und zu werten. Besagter Uljanow, der aus einer durchaus wohlhabenden Familie des russischen Kleinadels stammte, hat sich den Kampfnamen Lenin selbst

verliehen. Er hat während seines ganzen Lebens nie einen aktiven Beruf ausgeübt und gearbeitet, aber gerade er wurde zur vergötterten Gallionsfigur der Arbeiterschaft, des Proletariats. Er war ein vaterlandsloser Revolutionär, der eine unmenschliche Diktatur errichten sollte und die Demokratie verachtete. Zur Durchsetzung seiner Ziele hat er völlig skrupellos, als einer der schlimmsten Schreibtischtäter, die brutale Gewalt als politisches Mittel angewendet. Er war von der Diplomatie als brandgefährlich eingestuft, aber trotzdem und bedenkenlos von der deutschen Reichsregierung und dem preußischen Generalstab quer durch Europa kutschiert worden, um die Regierungsgewalt in Russland an sich zu reißen. Damit wollte man die Westfront, nach einem Waffenstillstand mit den Russen, verstärken. Dies ist auch gelungen, allerdings um welchen Preis?

Denn Lenin hat mit seiner bolschewikischen Bewegung Millionen Menschenleben auf dem Gewissen und ein menschenverachtendes Regime geschaffen. Er wird aber noch immer als bedeutende historische Persönlichkeit bezeichnet, sowie unverständlicherweise von nicht wenigen verehrt und als Vorbild gesehen. Nun, auch ich sehe nichts Verehrungs- oder Achtenswürdiges an dieser historischen Gestalt. Unbestritten aber ist, dass er ein Mann war, der die Geschichte nachhaltig geprägt hat. Daher kommt ihm auch ein gewisses Interesse zu, aber sicher nicht mehr.

Der gemeinsame Weg mit Herbert Schambeck führte uns auf der Suche nach dem Wohnhaus Lenins zunächst zu der großen Bibliothek der Stadt Zürich. Dort vergewisserte sich Prof. Schambeck, ob auch seine aktuellen Publikationen präsent sind. Selbstverständlich war sein gesamtes, riesiges publizistisches Werk vorhanden und schien vollzählig im Register der Bibliothek auf. Damit sehr zufrieden, machten wir uns weiter auf den Weg zu diesem ominösen Wohnhaus Lenins. Allerdings war Schambeck die genaue Adresse entfallen. Er war aber überzeugt, dass er es finden würde, denn er hatte es ja schon mehrmals aufgesucht. Es war aber doch nicht so leicht, sodass wir mehrmals Passanten und einen Verkäufer in einem Kiosk nach

dem Weg zu Lenins Wohnhaus befragten. Leider vergebens, keiner der Befragten wusste es, und bei manchen hatte man den Eindruck, dass sie mit dem Namen Lenin überhaupt nichts anfangen konnten; manche wieder beteuerten, dass sie noch nicht lange in Zürich ansässig seien.

Kurz bevor wir schon resignieren wollten, erspähte ich einen Gasthof, durch dessen weit geöffnete Fenster man ursprünglichstes „Schweizer deutsch“ vernehmen konnte. Ich war nun überzeugt, endlich auf ortskundige und altingesessene Bewohner getroffen zu sein, die sicher wissen mussten, wo sich dieses legendäre Leninhaus befindet.

Prof. Schambeck begrüßte die Männerrunde durch das offene Fenster sehr freundlich und fragte, ob man denn wisse, wo sich das Leninhaus befände. Hinter dem Fenster erhob sich eine massige Gestalt, und mit unverkennbarer Zürcher Sprache ertönte eine sehr laute Bassstimme:

„Ja, das weiß ich!“

Schambeck fragte ihn daraufhin, ob er denn den Weg dorthin beschreiben könne. Die Antwort war:

„Natürlich kann ich das!“

Schon ein wenig ungeduldig meinte nun Schambeck, ob er dies netterweise nun denn auch tun würde. Da hob der wackere Eidgenosse seine Stimme um noch einige Dezibel und antwortete dröhnend:

“Also, Sie wollen unbedingt dieses Haus sehen, wo dieser Massenmörder gewohnt hat! Gleich dort um die Ecke ist es, wo er gewohnt hat, dieser Massenmörder!“

Das letzte Wort hat er dabei geradezu gebrüllt! Der verblüffte und sichtlich erschrockene Dr. Schambeck versuchte ihm vergeblich zu erklären, dass er keineswegs ein Verehrer Lenins sei, und sicherlich kein Kommunist.

Auch meine anschließenden beruhigenden Erklärungen, dass es sich bei dem Wegsuchenden um den Präsidenten des österreichischen Bundesrates handle, somit um einen durch und durch christlich-sozialen Politiker, der sicher kein Leninverehrer sei, hat diesen wortgewaltigen Eidgenossen hinter dem Gasthausfenster nicht beeindruckt und so, befürchte ich, leider auch nicht sonderlich überzeugt.

Nun aber, nach langem Herumirren endlich bei besagtem Haus in der Spiegelgasse 14 angelangt, konnte man hoch oben an der Fassade zwischen dem ersten und zweiten Stock eine kleine, eher unscheinbare Steintafel erkennen mit einer Schriftgröße, die mit freiem Auge nur schwer lesbar war. Auf dieser Tafel standen die banalen Worte:

***HIER WOHNTE
V. 21. FEBR. 1916 BIS 2. APRIL 1917
LENIN
DER FÜHRER DER RUSSISCHEN REVOLUTION.***

Während wir diese Inschrift aufmerksam und daher in Richtung des Hausdachs schauend, betrachteten näherte sich eine Schülerschar mit ihren beiden Lehrerinnen. Als sie uns so interessiert das Haus betrachten sahen, blieben sie natürlich sofort neugierig stehen, um herauszufinden, was es hier so Besonderes zu erspähen gebe. Ich habe mich den beiden Pädagoginnen sehr artig als Berufskollege zu erkennen gegeben und ihnen erklärt, welche interessante Inschrift wir gerade dabei waren zu studieren. Die beiden aus Zürich stammenden Damen bekannten lachend, dass sie diese Tafel noch nie bemerkt hätten, obwohl sie sicher schon sehr oft an diesem Haus vorbeigegangen wären.

Es war mir nun tatsächlich klar, dass die Bevölkerung Zürichs ein, gelinde gesagt, ambivalentes bis gleichgültiges Verhältnis zu dieser historischen Stätte hat. Der Treppenwitz der Geschichte aber ist zweifellos jener, dass es sich bei dem Gebäude in der Spiegelgasse 14 gar nicht um das Haus handelt, in dem die Uljanows tatsächlich gewohnt haben. Dieses wurde nämlich bereits 1971 abgerissen und dafür ein neues Haus auf diesem Baugrund errichtet, welches nunmehr jene Tafel ziert, die bereits am abgerissenen Haus montiert war. Aber auch die Tafel hat eine besondere Geschichte. Sie wurde nämlich erst geschaffen, als 1928 erstmals in der Stadtregierung Zürichs eine sozialistische Mehrheit ans Ruder kam. Vorher war der Versuch, eine

solche Tafel anzubringen entschieden abgelehnt worden. Dies auch zu Recht, dort lebte nämlich für einige Zeit nicht der Führer der Russischen Revolution, sondern jener der bolschewistischen Gewaltdiktatur, und der hieß in Wahrheit Wladimir Uljanow.

Ob es sich nun wirklich lohnt, diesen Ort aufzusuchen, sei jedem dahingestellt. Mir hat jedenfalls diese einmalige Entdeckungsreise auf den Spuren Lenins quer durch Zürich durchaus gereicht.

Der emotionale Zugang der Züricher Bevölkerung zu diesem Ort und seinen kurzzeitigen Bewohnern ist allerdings ein ausgesprochen entspannter. Als nämlich wieder einmal ein Film über Lenin auch am Schauplatz in Zürich gedreht wurde, war die schon hochbetagte Hausbesorgerin dieses Hauses in der Spiegelgasse 14, die die Familie Lenins noch gekannt hatte, am Leben. Sie wurde als wichtige Zeitzeugin natürlich auch nach ihren Erinnerungen an die Familie Lenin befragt.

Sie stellte dazu nur schlicht fest:

„Das waren halt so ganz normale Leute. Nur wenn sie Besuch hatten, da war es etwas lauter. Aber eines Tages, da sind sie ohne jeden Abschied und über Nacht verschwunden. Und man hat nie mehr etwas von ihnen gehört!“

Die Tücken von Grabreden

Meine Funktion als Vizebürgermeister der Stadt Baden brachte es auch mit sich, dass ich den Bürgermeister bei bestimmten Gelegenheiten vertreten durfte. Keine besondere Freude hatte ich jedoch mit solchen Vertretungen, wenn es sich um Begräbnisse gehandelt hat. Vor allem, wenn ehemalige Bedienstete der Gemeinde zu Grabe getragen wurden, hat man gerne meine Dienste in Anspruch genommen. Das war für mich allerdings eine doppelte Herausforderung, da ich zu dieser Zeit auch noch meine Funktion als Lehrerstandesvertreter in Wien wahrzunehmen hatte. Meist hetzte ich daher, mich von meinen Terminen in Wien im letzten Augenblick lösend, direkt nach Baden zur Aufbahrungshalle des Stadtfriedhofes.

Wichtig war bei solchen Anlässen vor allem, dass man, selbst wenn man den genauen Namen der oder des Toten nicht präsent hatte, zumindest über das

Geschlecht Bescheid wusste, denn eine neutrale sächliche Anrede für Verbliebene gibt es leider nicht. Wenn man aber Namen und Daten bei diesem Anlass nicht wirklich gut kennt, sollte man ihre Nennung bei Grabreden tunlichst unterlassen.

Man sollte sich keineswegs an der bekannten und legendären Begebenheit am Burgtheater ein Beispiel nehmen. Nach dieser soll der schon etwas betagte und vergessliche Doyen dieser Institution, Kammerschauspieler Raoul Aslan, gleich zu Beginn einer Aufführung der hilfreichen Souffleuse zugerannt haben: *„Nicht den Text! Nicht den Text! Das Stück! Das Stück!“*

Wenn man als offizieller Vertreter des Bürgermeisters notgedrungen auch bei solch traurigen Anlässen in der ersten Reihe zu stehen hat, so bekommt man, ob man will oder nicht, so manche Bemerkungen, Kommentare und sogar Diskussionen der Trauergemeinde aus dem Hintergrund mit.

Ein solcher Diskurs entwickelte sich einmal hinter meinem Rücken, als ein braver Stadtpolizist zu Grabe getragen wurde und die trauernde Gemeinde erwartungsvoll auf die Einsegnungszeremonie wartete. Als nämlich ein Geistlicher in schöner Gewandung und in Begleitung eines Kantors erschien, ertönte der erstaunte Kommentar aus der Kulisse der tieftrauernden Freundeschar: *„Aha, also doch ein Pfarrer!“*

Während der wunderschönen Gesänge, die der Kantor dann von sich gab, die allerdings in einer für uns nicht vertrauten Sprache erklangen, erhob sich wieder ein Geraune aus dem Hintergrund: *„Das ist nicht katholisch! Evangelisch aber auch nicht!“* Ein anderer wiederum meinte: *„Das ist ein Altkatholischer!“* und gleich *„Er ist halt ausgetreten aus der Kirche und wieder eingetreten in die Kirche.“* Ein anderer wieder bemerkte: *„Aber das ist doch gar nicht Deutsch!“*

Der festlich gewandete Geistliche Herr machte diesem Rätselraten der neugierigen Trauergemeinde aber sehr bald ein Ende und lüftete das Geheimnis. Er erklärte, dass diese Trauergesänge in altem ukrainischen Ritus vorgetragen wurden. Denn, so erklärte er, die Familie des Verstorbenen kam als Vertriebene in den Wirren des Krieges nach Österreich. Obwohl man bald sesshaft geworden war, blieb man dem vertrauten Ritus der Ukrainischen

Kirche treu, so auch der teure Verblichene, der nun zu Grabe getragen wurde. Dies erklärte nun auch den etwas ungewohnten Trauergesang.

Grundsätzlich sei dahingestellt, welchen Stellenwert Begräbnisse für die Trauergemeinde tatsächlich haben mögen. Eines ist aber sicher: Es sind nicht ausschließlich innerste Anteilnahme und Trauer, sondern Begräbnisse bringen für manche auch einen gewissen Unterhaltungswert mit sich.

Es war ebenfalls ein verstorbener Stadtpolizist, für den ich in Vertretung der Gemeinde vor einer sehr großen Trauergemeinde die Abschiedsworte sprechen durfte. Der Verblichene war mir jedoch bloß namentlich und aus den amtlichen Unterlagen der Gemeinde bekannt.

Ich habe daher die Verdienste des Verstorbenen für die Stadt im Besonderen, und jene seiner Generation ganz allgemein für den Wiederaufbau unserer Heimat besonders hervorgehoben. Es war also eine sehr schön ausgeschmückte Erinnerung an diesen verdienten Bürger der Stadt, die ich zum Besten gab.

Als ich beim abschließenden Kondolieren an das Ende der großen Schar der erschienenen Verwandten des Verblichenen kam, stand dort zu meiner Überraschung ein Unteroffizier aus dem Burgenland. Mit diesem habe ich bei meinen Waffenübungen im Stab meines Bataillons seit langer Zeit immer sehr gut zusammengearbeitet. Er erwiderte auf meine gutmeinenden Beileidsworte nur lachend und in seinem urigen Burgenländisch: *„Ja, ja, Herr Oberleutnant, das war eine schöne Rede! Aber gut gekannt haben Sie meinen Onkel bestimmt nicht! Der war nämlich eine richtige Krätz'n!“*

Aber auch begnadete und erprobte Redner sind vor den Unwägbarkeiten und tückischen Fallen bei der Wahl der richtigen Trauerworte für die lieben Verstorbenen an deren Grabe nicht gefeit. So auch der langjährige Präsident des Bundesrates Prof. Dr. Herbert Schambeck, der einmal die Abschiedsworte für einen verdienstvollen Vertreter der Pflichtschullehrerschaft im Bezirk Baden am offenen Grabe gehalten hat. Der teure Verblichene, ein Oberschulrat mit einem zungenbrechenden, burgenländisch-kroatischen Familiennamen, war allseits nur unter der vertrauten Kurzform „Wuck“ bekannt.

Präsident Schambeck schilderte in eindringlichen Worten die Verdienste des teuren Verstorbenen für die Republik, für die Pädagogik und die Volkspartei. Neben mir stand eine mir gut bekannte Lehrerfunktionärin. Während der ergreifenden Rede Schambecks bemerkte ich, dass sie leise etwas vor sich hersagte. Zunächst vermutete ich ein leises Gebet, aber als ich genauer hörte, erklang leise „sieben“, und nach einer Pause ertönte „acht“. Ich flüsterte ihr zu, warum sie denn zählen würde. Sie antwortete: *„Jetzt hat er zum achten Mal den falschen Vornamen gesagt!“*

Nun konnte ich auch erst einordnen, warum davor der biedere Parteisekretär scheu und beflissen versucht hat, dem hochgewachsenen Trauerredner möglichst unbemerkt einen kleinen Zettel zuzustecken. Diesen Versuch hat aber der Präsident mit großer Geste und etwas indigniert wegen der Störung seiner Trauerworte abgewehrt.

Beim Friedhofstor angekommen, konnte ich nach dem Ende des Begräbnisses auch noch einige spöttische und hämische Bemerkungen der zahlreich angereisten Trauergäste aus dem Burgenland aufschnappen.

„Haben Sie gehört, als guten Freund hat er ihn andauernd bezeichnet, aber dabei hat er nicht einmal seinen Vornamen gewusst!“

Ja, die Stimme des Volkes ist leider unbarmherzig, ungerecht und vor allem undankbar.

Der Parteisekretär wurde allerdings für seine missglückte und störende Zettelaktion vom Herrn Präsidenten auch noch gerügt. Als jener aber beteuerte, dass es sich um keinen ungehörigen Störversuch gehandelt habe, sondern nur um den Hinweis auf den richtigen Vornamen des Verstorbenen, meinte Dr. Schambeck bloß mit staatsmännischer Gelassenheit und großzügiger Geste, von einem gütigen Lächeln begleitet: *„Lieb, lieb von Ihnen, sehr lieb!“*

Versprecher sind nur allzu menschlich

Für jene, denen ein sprachlicher Lapsus, also ein sogenannter Versprecher, passiert, ist dies meist unangenehm, manchmal sogar peinlich. Die Zuhörer jedoch amüsieren sich darüber und geizen auch nicht mit Spott.

Allerdings habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Sympathie für jene, denen solche Versprecher passieren, meist in keiner Weise leidet, sondern manchmal sogar steigt. Denn in der Erinnerung bleibt dieses Missgeschick weit intensiver haften als so manche wohlgesetzte, große Rede mit noch so eleganten Wendungen und Zitaten. Mit einem Wort, in den meisten Fällen machen Versprecher keineswegs unsympathisch, sondern sogar menschlich und sympathisch.

Es gibt daher unzählige Anekdoten, erfundene und wahre, über solche Versprecher. Eine dieser lustigen Geschichten ist jene allseits bekannte über einen jungen Theaterdebütanten, der erstmals und endlich auch einen Satz auf der Bühne rufen darf, nämlich „*Der Schweizer schießt!*“. Otto Schenk versteht es wie kein anderer, das schließlich missglückte Ergebnis seines Auftritts, welches dann auf der Bühne ertönte, anschaulich und humorvoll zu schildern.

Eine durchaus wahre Begebenheit hat mir einmal ein Freund aus den bauerlichen Urlandschaften Österreichs überliefert.

Die ländlichen Gefilde Österreichs werden bekannterweise von vielen liebenswerten und bodenständigen Menschen bevölkert, die auch ihre ureigene Sprache traditionsbewusst pflegen. Vor allem zeigen sich die territorialen Eigenheiten in der Aussprache mancher Buchstaben. So wird zum Beispiel in manchen Talschaften das klare deutsche „e“ zu einem eher dumpfen und etwas breit gedehnten „o“. Auch der subtile Unterschied zwischen diesem autochthonen „e“ und dem anders gearteten Umlaut „ä“ ist für Auswärtige kaum zu unterscheiden. Es klingt ebenfalls, wie ein „o“.

Nun war eines Tages in einem idyllischeren Dorf dieses schönen Landstriches zur Kirchweih ein hoher geistlicher Besuch angesagt, den man natürlich entsprechend würdig willkommen heißen musste. Der neue Bürgermeister, ein frommer und biederer Landwirt, sollte die Begrüßung des von der Diözese entsandten Prälaten am Kirchentor nach einem schönen Lied, dargeboten von der Dorfgugend, entsprechend feierlich vornehmen.

Der im Gestalten hochoffizieller Reden noch nicht sehr gewandte Bauersmann suchte daher Hilfe beim Dorflehrer, der ihm die nötigen Formulierungen und die korrekte Anrede einlernen sollte. Der Lehrer sah allerdings in

der Aussprache ein gewisses Problem. Denn in der heimischen Sprache klang das schöne und bedeutende Wort „Prälat“ eher wie ein gutturales „Pro-
lot“. Gängig war der Spruch: *„Der hot an Bauch wia Prolot“*. Damit wurde auf die Wohlbeleibtheit mancher Geistlicher Herren sehr deftig Bezug genommen.

Daher sah der Lehrer seinen pädagogischen Hauptauftrag darin, dem Bürgermeister einzuschärfen, das „e“ und das „ä“ nur ja nicht wie ein „o“ erklingen zu lassen. Sein schulmeisterlicher Lehrsatz, den er dem Dorfoberhaupt eintrichterte, bestand darin: *„Dass’t ja nicht sagst, Hochwürdigster Herr Prolot! Es heißt Prälat, Prälat, und nicht Prolot!“*

Der große Tag war gekommen, der Chor ließ das Begrüßungslied erschallen und der illustre Gast schritt freundlich und gütig lächelnd zur weit geöffneten Kirchentür, an der ihn der Bürgermeister mit stolzer Brust bereits erwartete. Aufgeregt trat er vor, um dem hohen Gast den eingelernten Willkommensgruß zu entbieten. Er setzte dazu mutig an, schon hatte er das vertraute und bodenständige, dieses etwas dumpfe „Prolot!“ auf seiner Zunge, da schoss ihm gerade noch der eingetricherte Umlaut „ä“ in sein Gedächtnis ein und er hieß den hohen Geistlichen Herrn mit herzhafter Stimme willkommen. Es erklang aber folgender sprachlicher Kompromiss, der da lautete:

„Hochwürdigster Herr Prolät!“

Ob nun „Prälat“, „Prolät“ oder „Prolet“, der hohe Gast hat auch diese Form der Anrede gütig und huldvoll lächelnd entgegengenommen. Auch die anschließende Festesfreude war in keiner Weise getrübt.

Ein etwas grenzwertiger lapsus linguae ist einmal dem niederösterreichischen Landesrat der SPÖ Emil Schabl passiert, wie mir Otto Pendel erzählt hat. Emil kam aus meiner Region und war so wie ich ein Weinliebhaber und mit mir in der Europäischen Weinritterschaft engagiert. Sein Wohnhaus war mit einem hervorragend bestückten Weinkeller gesegnet. Dort trafen wir uns manchmal gemeinsam mit dem krankheitsbedingt leider sehr früh aus dem Amt geschiedenen Landeshauptmann-Stellvertreter Ernst Höger, mit dem ich in der Gewerkschaftsbewegung sehr lange kollegial und freundschaftlich verbunden war, zur Verkostung edelster Tropfen. Der Landesrat war ein sehr

leutseliger Mann und in seiner Funktion auch bei allen Veranstaltungen ein gern gesehener Gast. Vor allem, wenn sich Organisationen der Freiwilligen-Institutionen wie Feuerwehr, Rotes Kreuz, Samariterbund oder Naturwacht, also die sogenannten „Blaulicht-Organisationen“, trafen, war er immer dabei. Solche Veranstaltungen hatten meist den Charakter eines kleinen Volksfestes mit stets stark bevölkerten Festzelten. Bei einem dieser Treffen, am „Floriani-Tag“, wurden die Freiwilligen Feuerwehren des ganzen Bezirkes gefeiert und gewürdigt. Dazu waren selbstverständlich alle Vertretungen der Feuerwehren des Bezirks mit ihren blank geputzten Fahrzeugen im leuchtenden Feuerwehr-Rot ausgerückt, und aus Solidarität natürlich auch Rotes Kreuz, Samariterbund und Bergwacht, mit ihren Fahrzeugen.

Landesrat Emil Schabl hielt wie stets bei solchen feierlichen Anlässen eine flammende und mitreißende Dankesrede, bei der er die Leistungen der zahlreichen Freiwilligen besonders würdigte. Zum Schluss seiner herzerfrischenden Worte sprach er, vielleicht ein wenig irritiert oder möglicherweise auch animiert durch die leuchtenden Farben der ringsum aufgestellten Feuerwehrfahrzeuge, seinen besonderen Dank den zahlreichen Freiwilligen der hier und heute angetretenen „*Rotlicht-Organisationen*“ aus.

Ein solcher Versprecher wird natürlich in einer Festzeltatmosphäre, je nach dem bereits fortgeschrittenen Animationsgrad, sehr unterschiedlich aufgenommen. Die Feierlaune der Festgäste bei dieser Veranstaltung, die nicht den geringsten Hauch eines Rotlicht-Milieus hatte, wurde dadurch in keiner Weise getrübt. Es wurde vielmehr fröhlich weitergefeiert, ganz gleich, ob es die mutigen „Blaulichtjünger“ mit ihren roten Feuerwehrautos waren oder die hilfsbereiten Rotkreuz-Schwestern mit ihren Blaulichtfahrzeugen. Denn dieser Versprecher, der unserem roten Freund Emil im übergroßen Redeeifer und bei so viel ihn umgebendem Rot ausgekommen war, wurde von der bereits gut gelaunten und etwas illuminierten Gästeschar zunächst mit Gelächter, dann aber mit lautem Applaus bedacht.

Ja, ja, so würde dazu Karl Valentin sagen: *„Es kann einem manchmal schon auch einer auskommen. So ein Versprecher halt!“*

Ein Buch mit leeren Seiten

Ich muss es gestehen, mein Verhältnis zum Buch ist ein sehr inniges. Ich schätze Bücher seit meiner Kindheit als treue, begleitende Freunde in schönen und auch den weniger schönen Stunden. Ein Buch lieblos zu behandeln oder es gar wegzuworfen, war und ist in meinen Augen ein Sakrileg. Auch habe ich jene Menschen, die Bücher schreiben, immer bewundert, und es wäre mir nie eingefallen, auch nur davon zu träumen, in die Reihe jener eintreten zu können, die in der Lage sind, Buchseiten mit lesbarem Inhalt beleben zu können. Je älter ich wurde, umso kritischer betrachtete ich aber jene, die für den Inhalt der gebundenen Freunde verantwortlich waren. Ich habe jedoch berechtigte Kritik nie auf dieses Gesamtkunstwerk von schön gebundenen Seiten, nämlich auf das Kunstwerk Buch selbst, übertragen.

Durch meine beruflichen Tätigkeiten und meine politischen Funktionen wurde ich allerdings zu zwei Dingen gezwungen, die ich beide anfänglich sehr scheute und daher auch lange Zeit gemieden habe. Es waren dies erstens das Reden vor vielen Menschen, und zweitens das Schreiben. Zu beidem hat mich das Leben aber unbarmherzig gezwungen. Die Scheu und ihre Überwindung, beides doch zu wagen, hat mich daher viel Energie gekostet. Allerdings kann man halt keine Wahlen gewinnen, wenn man nicht in der Lage ist, Menschen mit Worten zu überzeugen. Aber auch das Leben eines Schulmannes kommt daran nicht vorbei. Das geschriebene und gesprochene Wort gehört natürlich zu seinem Handwerkzeug.

Das erste Buch aber, an dem ich aktiv mitgestalten konnte, war eine Festschrift für den Langzeitbürgermeister von Baden, Viktor Wallner. Die Idee kam vom Badener Mitbürger Prof. Dr. Herbert Schambeck. Für diesen waren allerdings das Schreiben und das Herausgeben von Büchern als Universitätslehrer eine alltägliche Beschäftigung. Da aber sein Zeitkontingent wegen seines wissenschaftlichen und politischen Engagements stets begrenzt war, hat er die Verantwortung und vor allem die Arbeit für diese Festschrift liebenswürdigerweise mir anvertraut. Sie sollte mich, und dies wirft mir meine liebe Christa noch heute vor, die wohlverdienten Ferien eines ganzen Schuljahres kosten.

Denn meine mühselige Arbeit bestand zunächst darin, die Beiträge von Autoren der Kirche, der Politik und dem Badener Umfeld zeitgerecht zu sammeln. Die Beiträge aus Politik und Kirche sollten dank der Verbindungen von Dr. Schambeck aber das geringste Problem sein. Schwierig wurde das Badener Umfeld. Dazu gehörten Stadt- und Gemeinderat sowie die Beamten-schaft von Stadt und Bezirk. Unter diesen waren auch Autoren, die seit ihrer längst vergangenen Schulzeit außer ihrer Unterschrift keinerlei Wortspenden mehr zu Papier gebracht hatten; ganz zu schweigen davon, dass sie je versucht hätten, einen mehrseitigen Beitrag zu verfassen. Nicht nur das zeitge-rechte Eintreiben der Beiträge war für mich ein Spießrutenlauf, es war auch die Qualität, der schließlich gelieferten Beiträge eine höchst unterschiedli-che. Um ehrlich zu sein – die wenigsten waren brauchbar, zumindest in dem Zustand, in dem sie zu mir gelangt sind. Ein Stadtpolitiker, wohlgerne mit Doktorat, zum Beispiel hat mir an Stelle eines Beitrages, nur Fotokopien von Zeitungsartikeln über Wallners Kulturaktivitäten geliefert, ein anderer wieder völlig zusammenhanglose Worthülsen und wieder ein anderer, ein hoher Be-amter, war sehr stolz auf die Stadtpolizei, weil sie doch so „schlagkräftig“ sei. Nun hatte ich daher nolens volens neben meinem eigenen Beitrag auch noch die Mitautorenschaft für zahlreiche andere Beiträge zu übernehmen. Es war dies aber noch eine Zeit, als es keinen Computer und kein Word-Programm, aber auch keinen USB-Stick gab. Es wurde daher jedes Wort mühsam in die Schreibmaschine getippt, dann korrekturgelesen und an den Verlag ge-schickt. Von dort wiederum kamen mit der Post die unendlich langen Druck-fahnen zurück. Diese mussten nochmals korrigiert und retourniert werden. Anschließend setzte man sich zum sogenannten Zeilenumbruch wieder stundenlang zusammen, ehe das Buch nun endlich in Druck gehen konnte und durch eine schöne Bindung sowie mit einem Umschlag zu einem voll-wertigen Mitglied des Bücherschranks wurde.

Das Einfachste bei dieser Festschrift war für mich noch das Finden eines geeigneten Titels gewesen, sie sollte nämlich „Urbanes und Humanes“ hei-ßen. Für mich waren diese mühsamen und zeitaufwendigen Wochen zwar sehr reich an Erfahrung, allerdings waren sie alles andere als human. Denn

der Tag, der bereits lange vorbestimmten Präsentation im Festsaal des Kongresshauses in Baden rückte immer näher, aber von einem Buch war, trotz meiner emsigsten Reisetätigkeit zwischen dem Verlag in St. Pölten und Baden, weit und breit noch nichts zu sehen.

Der Direktor des Niederösterreichischen Verlagshauses, Dkfm. Binder, beruhigte mich aber und versicherte mir, dass der Präsentationstermin auf alle Fälle eingehalten wird und nicht verschoben werden muss.

Tatsächlich fand die große Feier für den Bürgermeister zum festgesetzten Termin im vollbesetzten Festsaal des ehrwürdigen Gebäudes des Kongresshauses Baden statt. Aber bereits im Vorfeld wurde mir schon signalisiert, dass der Bürgermeister mit diesem Überraschungsgeschenk nicht nur seine reine Freude habe. Er war, da es ja eine Überraschung sein sollte, natürlich nicht eingebunden worden, lediglich erst in der Schlussphase seine Frau, die bei der Auswahl des Bildmaterials behilflich war. Wallner war aber, wie viele Politiker, äußerst sensibel, wenn Dinge hinter seinem Rücken vorgingen, vor allem, wenn sie ihn selbst betrafen. Zu diesem Misstrauen gesellte sich natürlich – als gekröntes Stadtoberhaupt – sein Anspruch darauf, ein Schreibmonopol auf alle Themen zu haben, die seine Stadt betrafen.

Von Bundesratspräsident Dr. Schambeck, dem Initiator dieser Jubiläumsveranstaltung und der Festschrift als Überraschung für den Bürgermeister, war festgelegt worden, dass keine Namen über die Herausgeberschaft aufscheinen oder bei der Überreichung genannt werden sollten. Auch beim Festakt der Präsentation sollte dies so gehandhabt werden. Das Buch war also ein gemeinsames Werk aller Freunde des Bürgermeisters.

Allerdings machte der Verlagsdirektor dem Herrn Präsidenten bei der Präsentation einen Strich durch die Rechnung, indem er vor ihm das Wort ergriff und als Verleger über die Genesis dieses Buches berichtete. Vor allem stellte er zufrieden lachend fest, dass heute nicht jenes Buch präsentiert werden muss, welches er in die Höhe hob. Dieses Exemplar war genau so wie die schöne, dicke Festschrift gebunden und es hatte auch genauso viele Seiten wie diese, allerdings waren diese Seiten alle leer. Er hielt nämlich ein sogenanntes Blindexemplar in seinen Händen. Dazu erklärte er, dass er aus lang-

jähriger Erfahrung weiß, wie schwierig das Zustandekommen solcher Schriften sei, vor allem aber das Einhalten des Terminplanes. Daher wurde für den Fall des Falles ein sogenanntes Blindexemplar mit leeren Seiten hergestellt, welches beim Festakt als Surrogat symbolisch überreicht wird. Die richtigen Bücher mit bedruckten Seiten würden dann einige Zeit später nachgeliefert. Er freue sich aber, dass er heute bereits die richtigen Exemplare vorstellen könne. Dies sei aber, so stellte er unbekümmert fest, nur einem Mann zu verdanken, der dies durch seinen Einsatz ermöglicht habe. Er ließ es sich trotz anderer Vereinbarung nicht nehmen, dann ausdrücklich meinen Namen zu nennen.

Die Festveranstaltung nahm wie geplant einen würdigen Verlauf und der Bürgermeister konnte sogar freundliche Widmungen in diese zeitgerecht fertiggestellte Festschrift schreiben.

Damals, mit den schwefeligen und hinterhältigen Eigenheiten der politischen Szene in der Kurstadt noch nicht sehr vertraut und daher noch etwas naiv und gutgläubig, habe ich mich über diesen Erfolg aber durchaus gefreut. Einer meiner Parteifreunde gratulierte mir sogar zu meinem Engagement und meinte, dass dieses Engagement bei meiner späteren „Karriere“ in der Stadt sicher seine entsprechende Anerkennung finden würde. Aber sehr bald wurde mir klar, dass dies eher zynisch gemeint war. Denn es dauerte nicht lange, da bildeten sich hinterrücks aus diesem „Freundeskreis“ Jagdgesellschaften, die sich als vereinigt Unfähigkeitskartell unter dem gemeinsamen Motto zusammenrotteten: *„Vorsicht vor dem, der kann was, der zieht was durch und daher will er was werden!“*

Möglicherweise hat Dr. Schambeck bei seinem Appell, keine Namen zu nennen, durchaus geahnt, welche „Folgen“ mein naives Engagement in dieser Stadt des Schwefels mit sich bringen kann.

Mein „erstes“ Buch brachte mir zwar keine Anerkennung, die ich auch gar nicht angestrebt habe, sondern ganz im Gegenteil, ich erntete Misstrauen, Feindschaft und später sogar blanken Hass. Es war mit einem Wort die Abneigung, die sich bereits formierte, gegenüber einem, der etwas zusammenbringt.

Für mich war es aber eine durchaus heilsame Erfahrung, vor allem was die Entstehung eines Buches betrifft. Eine Erfahrung, die mir später noch von gutem Nutzen sein sollte.

Das Blindexemplar, welches auf der Bühne gezeigt worden war, habe ich mir von Direktor Binder als Erinnerung erbeten. Es sollte aber nicht sehr lange „blind“ bleiben, denn ich verwendete es später als Gästebuch, vor allem während meiner Zeit als Schuldirektor.

Dieses Buch blieb also nicht leer, sondern seine Seiten wurden, Jahr um Jahr, mit liebenswürdigen und anerkennenden Eintragungen beschrieben.

Allen voran finden wir die Schrift des Chefs des Erzhauses Österreich, Dr. Otto von Habsburg, gefolgt von Bundespräsident Dr. Kurt Waldheim sowie von Erzbischöfen, Botschaftern, Abgeordneten, Ministerialbeamten, Wirtschaftskapitänen und vielen weiteren interessanten Persönlichkeiten aus nah und fern, die alle meine lieben Gäste waren. Ein besonders liebenswürdiger Gast war der langjährige Bürgermeister von Laxenburg, Dr. h. c. Herbert Rauch-Höphffner von Brendt, der oft und gerne zu den Prüfungssessen erschien, und sich beim Abschied für die Leistungen der Schülerinnen und Schüler stets schriftlich und mit einer Anerkennung zollenden Rede höflich bedankte und ihnen damit auch zeigte, was unter edlen aristokratischen Umgangsformen zu verstehen ist.

Der Inhalt dieses Unikatbuches wiegt jedoch weit schwerer, menschlicher und auch glaubwürdiger als die oft sehr widerwillig geschriebenen und zusammengetragenen Beiträge des festlichen Buches mit dem anspruchsvollen Titel „Humanes und Urbanes“.

Die Freude aber an jedem wohlgestalteten Buch ist mir von Kindesbeinen an für immer geblieben. Sie wird allerdings durch den permanenten Platzmangel getrübt, der in den Bücherregalen unserer durchaus nicht kleinen Behausung herrscht.

Papst Benedikt XVI. war nicht nur ein bedeutender Nachfolger auf dem Thron Petri, sondern auch ein großer, richtungsweisender Theologe und begnadeter Autor einer Vielzahl von wichtigen Büchern. Er stellte einmal, als er noch

Kardinal war, zu seiner Vorliebe für Bücher und seiner umfangreichen Bibliothek fest: *„Meine Freude über jedes neue Buch ist sehr groß, leider aber auch die Wehmut, weil ich mich dann aus Mangel an Platz von einem anderen, lieb gewordenen leider trennen muss!“*

Sakrales und Profanes

Der Nachtflug nach Rom

Dem langjährigen Präsidenten des Bundesrates, Dr. Herbert Schambeck, habe ich meinen ersten Besuch im Vatikan zu verdanken. Er hat diese Reise langfristig geplant und sorgfältig vorbereitet. Der Anlass war die Eröffnung des renovierten Päpstlichen Instituts für Kirchenmusik zu Anfang der 80er-Jahre des vorigen Jahrhunderts. An dieser Neugestaltung hatten sich auch aus Österreich der Bund und einige Länder finanziell beteiligt. So kam es, dass für das Land Niederösterreich der damalige Landeshauptmann-Stellvertreter, Dr. Erwin Pröll, mit seiner Familie unserer Delegation angehörte. Da den Reiseteilnehmern mit politischen Funktionen auch damals schon ein sehr enges Zeitkorsett zu eigen war, erfolgte die Reise mit einem Flug der AUA und nicht mit der Bahn.

Somit sah auch ich mich gezwungen, das Flugzeug zu benutzen, obwohl ich eine Bahnreise bevorzugt hätte. Da es für mich auch mein erster Linienflug war, kannte ich mich mit den Modalitäten, die mich am Flughafen in Schwechat erwarten würden, nicht besonders gut aus. Der Mann einer Kollegin aber war in leitender Funktion bei der AUA tätig, und so kontaktierte ich ihn auf das Anraten meiner Frau Christa. Dr. Reischl, er war damals Pressereferent der AUA, gab mir auch bereitwillig über alles Auskunft, sowohl das Reisegepäck betreffend als auch den Zeitpunkt meines Eintreffens am Flughafen und vieles mehr. Er fragte mich am Ende unseres Telefonates, ob dies mein erster Flug sei. Als ich dies bejahte, wollte er unbedingt das Datum des Fluges und die Flugnummer von mir erfahren. Ich teilte ihm diese natürlich, froh über seine wertvollen Informationen, gerne mit.

Unsere Maschine sollte am Abend abheben. Die stattliche Delegation unter Führung von Dr. Schambeck war auch gut gelaunt und vollzählig an Bord gegangen und schnallte sich, den Anweisungen der Flugbegleiterinnen artig folgend, in ihren Sitzen fest. Ich hatte das Privileg, neben dem Herrn Präsidenten zu sitzen, der sich wegen seiner stattlichen Körpergröße einen Gangsitz erbeten hatte. Er hat mir aber schon früher anvertraut, dass er kein sehr

begeisterter Fluggast sei und auch er das Fliegen gerne vermied. Nun aber war ich froh, ihn als Gesprächspartner neben mir zu wissen.

Die Maschine startete pünktlich und erhob sich steil in die Lüfte, wobei es in der Anfangsphase ein ordentliches Rütteln zu spüren gab. Ich fragte daher Prof. Schambeck, der ja bei Flugreisen, trotz seiner eingestandenen Abneigung, doch erfahren war, ob dieses heftige Rütteln und Schütteln der Maschine sogenannte Turbulenzen und diese etwa üblich seien. Ich erhielt aber keine Antwort, sondern er blickte nur in sich gekehrt nach vorne. Dies war für mich das Zeichen, vielleicht ebenfalls ein wenig in mich zu gehen und ein stilles Gebet zu verrichten. Nach einer längeren Pause wendete sich Schambeck mir plötzlich zu und raunte mir ins Ohr: *„Nein, nicht üblich, nicht üblich. Sehr unangenehm, sehr unruhig!“*

Aber wenig später lag die Maschine völlig ruhig dahingleitend auf ihrem Flug in die ewige Stadt in der Luft. Zu dieser Zeit war das Fliegen tatsächlich noch sehr angenehm und auch ein wenig exklusiv, denn die Billigfliegerei lag noch in weiter Ferne. So gab es damals keinerlei Gepäcksdurchleuchtungen oder Leibesvisitationen, und selbst in der Economy-Klasse wurde ein warmes Abendessen auf Porzellangeschirr gereicht.

Gleich nach einer hervorragenden Labung kam die Chefin der Flugbegleiter zu mir und fragte mich nach meinem Namen. Als ich diesen artig nannte, eröffnete sie mir zufrieden lächelnd, dass der Kapitän mich gerne vorne im Cockpit begrüßen möchte, um mir einen Einblick in das Geschehen im Cockpit zu geben. Ich war sehr überrascht und merkte sofort den eher misstrauischen Blick sowie ein aufsteigendes Unbehagen bei Dr. Schambeck über diese eher ungewöhnliche Aufforderung an mich. Er meinte nur kurz angebunden: *„Was willst du denn dort?“* Ich zögerte daher und suchte nach einer geeigneten Ausrede, um der freundlichen Einladung zu entgehen.

Nun wurde mir aber auch erst klar, warum Dr. Reischl von mir die genauen Flugdaten hatte wissen wollen. Er war es nämlich gewesen, der für mich dieses durchaus schöne Privileg der Piloteneinladung als Überraschung arran-

giert hatte. Die charmante Dame ließ aber mit ihrer freundlichen Aufforderung nicht locker und ich sagte daher etwas ausweichend: *„Ja, vielen Dank, aber den Kindern von Dr. Pröll hier gleich hinter mir würde ein Besuch im Cockpit doch weit mehr gefallen!“* Die Antwort kam kurz und klar: *„Aber die nehmen wir auch mit. Das ist doch kein Problem!“*

Nun konnte ich nicht mehr ablehnen, außerdem hat mich ein Blick auf das mit Instrumenten bestückte Cockpit durchaus interessiert. Also wanderten wir nun, mit dem Einverständnis von Erwin Pröll, zu dritt in Richtung des Cockpits. Vorher hatte ich aber Prof. Schambeck noch hoch und heilig versprochen, mich in die Flugkünste der Piloten in keiner Weise einzumischen. Der Kapitän begrüßte uns sehr freundlich und erklärte die wichtigsten Instrumente der Maschine, die er mit sicherer Hand, nämlich mit dem Autopiloten – also freihändig – durch die von Regenschauern begleitete finstere Nacht steuerte. Wir bedankten uns sehr artig und kehrten, um einige Erkenntnisse reicher, wieder auf unsere Plätze zurück.

Etwa eine halbe Stunde vor der geplanten Landung in Rom kam die nette Flugbegleiterin wieder auf mich zu und lud mich nochmals in das Cockpit ein. Ich beteuerte, dass ich diesen Besuch ja schon hinter mir hätte. Doch sie eröffnete mir sehr freundlich, dass mich der Pilot gerne die Landung in Rom bei ihm im Cockpit miterleben lassen wolle. Die Blicke von Dr. Schambeck wechselten nun von bloß misstrauischen zu durchaus missbilligenden. Ich versicherte ihm aber, dass ich einer sicheren Landung nichts in den Weg stellen würde und es doch unhöflich wäre, diese nette Einladung auszuschlagen.

Ich wanderte also wieder zum Cockpit und wurde auf einem Klappsitz hinter den beiden Piloten festgeschnallt. Dabei hatte ich einen wundervollen Blick über ihre Schultern, zunächst aber lediglich auf die verwirrend bunte Vielfalt der Instrumentenanzeigen. Die Fenster waren nämlich regennass, und draußen herrschte nach wie vor düstere Finsternis. Nun konnte ich dem Prozedere der Landevorbereitungen der beiden Piloten zusehen, allerdings war durch die nassen Cockpitfenster rein gar nichts zu erkennen. Befremdlich und etwas beunruhigend wurde es aber für mich, als der Copilot plötzlich

eine Stabtaschenlampe zückte, durch die verregneten Scheiben seitlich nach außen leuchtete und angespannt hinausblickte. Er aber muss mein stilles Entsetzen darüber, welches sich hinter seinem Rücken bei mir anbahnte, geradezu verspürt haben. Dass ich nämlich annehmen könnte, er wolle vielleicht die Landebahn des Flughafens in Rom mit seiner Taschenlampe suchen. Denn er drehte sich nämlich gleich lachend zu mir um und erklärte beruhigend, dass die Maschine natürlich über eine automatische Warnvorrichtung vor Vereisung verfüge, bei einer solchen Wetterlage aber zur zusätzlichen Sicherheit eine direkte Sichtkontrolle ganz zweckmäßig sei. Ich war von dieser Aufklärung, dass es sich bloß um eine Kontrolle vor einer Vereisungsgefahr gehandelt habe, aber nicht nur beruhigt, sondern meine Verunsicherung schlug sofort in helle Begeisterung um, als wir plötzlich die dicke Wolkendecke durchbrochen hatten. Denn vor uns lag nun die nächtliche, hellstrahlend beleuchtete ewige Stadt - wie eine wunderbare Ansichtskarte. Wir flogen noch eine weitgezogene Landes Schleife über das nächtliche Rom und konnten dabei zahlreiche beleuchtete Baudenkmäler sehr genau erkennen. Diese Landung wurde für mich ein wunderbares Erlebnis, für welches ich sehr dankbar war.

Prof. Schambeck blieb trotz meiner begeisterten Schilderung des von mir Erlebten hinsichtlich meiner Abstecher in das Cockpit der Maschine mehr als skeptisch. Beim Rückflug hatte ich allerdings einen anderen Sitznachbarn und ich habe auch keinerlei Ausflüge mehr in das Cockpit unternommen.

Ein Buch für den Papst

Der Höhepunkt meiner ersten Reise in den Vatikan war natürlich eine von Dr. Herbert Schambeck ermöglichte Audienz bei Papst Johannes Paul II. Der bunten Delegation, die von ihm zur Privataudienz geleitet wurde, gehörten Landeshauptleute, Abgeordnete und wenige auserwählte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Volkspartei an. Ich war nicht nur als damaliger Vizebürgermeister der Stadt Baden, sondern vor allem als Vertreter der Lehrerschaft zu dieser illustren Runde eingeladen worden.

Als Vertreter der Lehrerschaft für Berufsbildung wurde mir auch die Ehre zuteil, ein entsprechendes und besonderes Geschenk für den Heiligen Vater aus den Werkstätten der Schulen meines Betreuungsbereiches beizusteuern. Dieses Präsent war ein kleines Kunstwerk aus schimmerndem Bleikristall, welches ein Relief der Gottesmutter von Mariazell zeigte und auch das Wappen des Papstes. Angefertigt worden war es in Handgravur von Schülerinnen und Schülern der Glasfachschule in Kramsach am Inn. Eingebettet war es stilgerecht in eine mit Samt ausgekleidete Holzschatulle in Form eines kleinen Tabernakels, verziert mit kunstvollen Holzintarsien, die ebenfalls das Wappen von Johannes Paul II. zeigten. Dieses wieder war von der Holzbauabteilung der HTL Mödling beige-steuert worden. Zusätzlich hatte ich aber zu diesem offiziellen Geschenk auch ein in besonders feines, graues Leder gebundenes Exemplar meines Buches über das berufsbildende Schulwesen mitgebracht. Es trug in Goldprägung auf dem Buchrücken den Titel: „Den Herausforderungen gewachsen“. Wir waren also bestens vorbereitet und gut ausgestattet im ewigen Rom wohlbehalten eingetroffen.

Die Mitarbeiter der ÖVP waren im Gegensatz zu den hohen Politikern, die natürlich repräsentativ in sehr guten Hotels mit klingenden Namen und entsprechenden Preisen logierten, im bescheidenen Gästehaus einer Kloster-gemeinschaft untergebracht. Es war ein höchst spartanisch ausgestattetes Quartier, aber von herzlicher Gastlichkeit, vor allem aber war es sehr kostengünstig. Die Partei war nämlich ihren Mitarbeitern gegenüber nicht gerade großzügig. Ich hatte mich aber sehr gerne, wie es sich für einen ordentlichen Gewerkschafter gehört, zu ihnen gesellt. Nicht allein aus Solidarität, sondern weil man von ihnen sehr wertvolle Informationen über interne Abläufe und Projekte der Partei erfahren konnte. Zu dieser kleinen Delegation hinter den bescheidenen Klostermauern gehörten auch Peter Engel und Adele Worm. Adele Worm war nicht nur eine langgediente Mitarbeiterin der Bundespartei-leitung, die über alle offiziellen, aber vor allem inoffiziellen Personalien der Volkspartei bestens Bescheid wusste, sondern sie betreute auch die Verwaltungsagenden des „Leopold Kunschak Preises“. Unser Logis in diesen ehr-

würdigen Klostergemäuern hatte aber auch den Vorteil, dass es sich in Blickweite von St. Peter befand. Wir hatten es also nicht weit zur Papstaudienz im Vatikan, die von Dr. Schambeck für den nächsten Vormittag vorbereitet worden war.

Nach einer ruhigen Nacht und gestärkt mit einem klösterlichen Frühstück, machten wir uns zu Fuß auf den Weg zum Vatikan. Dabei hatten wir zunächst eine riesige, stark befahrene Kreuzung zu überwinden, gelangten aber dann unmittelbar zum Palazzo Del San Officio, der langjährigen Wirkungsstätte des späteren Papstes Benedikt XVI., als er noch Kurienkardinal war. Es waren dann nur noch ein paar Schritte zu den Kolonnaden und wir standen nach Überquerung des imposanten Petersplatzes vor dem berühmten Bronzetor, dem streng bewachten Ausgang zu den Päpstlichen Gemächern. Nach der Kontrolle durch die Schweizer Garde durften wir den unendlich langen Aufgang mit seinen unzähligen Stufen emporsteigen. Dies zeigte sowohl physisch, aber auch psychisch den dort ehrfürchtig Emporsteigenden sehr eindrucksvoll ihre wirkliche, nämlich ihre nichtige Bedeutung, denn je höher man stieg, umso kleiner kam man sich selbst vor. In den wunderschönen Räumlichkeiten dann endlich angelangt, mussten wir uns in einem großen Vorraum versammeln und wurden auf die Audienz eingestimmt. Ich bereitete sorgfältig meine Mitbringsel zur Überreichung vor, während Prof. Schambeck letzte Verhaltensanweisungen gab, bevor es in den Audienzsaal ging.

Von einem Freund aus Baden, der einige Monate vorher einer solchen Audienzdelegation angehört hatte, die ebenfalls vom Bundesratspräsidenten, der auch die Funktion des Bezirksparteiobmannes in Baden ausübte, angeführt worden war, bekam ich über den Ablauf einer solchen Privataudienz schon vorweg wertvolle Informationen. Er erzählte mir seine persönlichen Eindrücke bei seinem Zusammentreffen mit dem Heiligen Vater. Bei dieser von ihm geschilderten Audienz hat Dr. Schambeck, wie stets, die in einer Reihe aufgefädelten Teilnehmer, jeweils ihren Namen nennend, dem Heiligen Vater kurz vorgestellt, denn die Zeit der Audienz war streng eingeteilt und sehr knapp bemessen. Dem Papst konnte man natürlich bei der Vorstellung nicht ganz einfach die Hand schütteln, sondern, wenn er dies selbst signalisierte,

so durfte man sich bestenfalls zum Handkuss in Richtung des „anulus piscatoris“, des „Fischerringes“, den der Bischof von Rom trägt, vorneigen. Allerdings war grundsätzlich ehrfürchtige Zurückhaltung geboten. Eine Zurückhaltung, die vom späteren Papst Franziskus verstärkt wurde, indem er dieses Zeremoniell aus hygienischen Gründen vernünftigerweise überhaupt abschaffte. Bei jener Audienz, von der mir mein Freund berichtete, stand ausgerechnet der Parteisekretär des Bezirkes Baden gleich als Erster in der Reihe der ehrfürchtig Wartenden.

Er war ein braver Mann, aber mit einem eher sehr schlichten Gemüt ausgestattet. Seine Unentbehrlichkeit für Partei und Obmann bestand in erster Linie darin, dass er Besitzer eines Führerscheines und eines Autos war. Zu beidem hatte es nämlich sein Chef, der Herr Bezirksparteiobmann Dr. Schambeck, Zeit seines Lebens nie gebracht. Gerade diese zwei Eigenschaften seines Sekretärs waren natürlich zur Betreuung des großen Bezirkes Baden für ihn sehr nützlich und unverzichtbar. Dr. Schambeck stellte daher diesen Unentbehrlichen als Ersten vor, indem er seinen Namen und sogar seine wichtige Funktion nannte. Der Heilige Vater lächelte den Herrn Bezirkssekretär freundlich an und sagte auf Deutsch: *„Gelobt sei Jesus Christus!“*

Der Herr Sekretär, darüber sichtlich verwirrt, blickte suchend nach der Hand mit dem bedeutenden Ring. Als er ihn endlich entdeckt hatte, war der Papst aber schon beim Nächsten in der Reihe, während ihm der Parteisekretär mit großen Augen und noch größerem offenem Mund nachblickte.

Als Johannes Paul bereits beim Dritten in der Reihe angelangt war, drehte er sich zu dem immer noch mit offenem Mund staunend blickenden Sekretarius um und ließ mit seiner tiefen Stimme in dem von seiner Muttersprache doch ein wenig geprägten Deutsch laut vernehmen: *„In Ewigkeit, Amen.“* Dabei lächelte er sichtlich vergnügt und verschmitzt.

Nun, wir waren also auf alle Eventualitäten unserer Audienz gut vorbereitet, bestens eingestimmt und voll Vorfreude. Ich reihte mich als Letzter der Delegation in die honorige Reihe ein, da ich ja das Mitbringsel, das Geschenk als Dank für den Empfang an Johannes Paul II. überreichen durfte. Als ich

dann an der Reihe war, erklärte ich dem Heiligen Vater kurz den schönen Inhalt der Holzschatulle. Vor allem, dass es sich dabei um eine Schülerarbeit handelt und einen Gruß aus Mariazell darstellt. Der Papst war sichtlich erfreut und sagte: *„Sehr schön, sehr schön, aus Mariazell, ich war da! Sehr schön, danke, danke!“* Damit wollte er sich schon von mir wieder abwenden, da zückte ich noch rechtzeitig das mitgebrachte Buch und überbrachte zusätzlich ergebene Grüße der Lehrerschaft Österreichs. Er nahm das Buch interessiert in seine Hände und las den Titel, der auf dem Buchrücken stand, laut vor. Und wieder sagte er in seinem tiefklingenden und langsam Silbe für Silbe betonenden Tonfall: *„Ja, ja – Den Herausforderungen gewachsen – ja, das ist wichtig! Grüßen Sie mir die Lehrer, danke, danke!“*

Wir empfangen, noch bevor wir freundlich verabschiedet sowie in Gnaden entlassen wurden, auch noch seinen päpstlichen Segen und von einem begleitenden Sekretär einen Rosenkranz zur frommen Erinnerung.

Der Prälat, der den Papst begleitet und das gläserne Mitbringsel und das Buch an sich genommen hatte, sagte mir zum Abschied: *„Das Buch kommt vom Schreibtisch des Heiligen Vaters direkt in die Apostolische Bibliothek.“* Und er fügte hinzu: *„Es wird dort sicher einen guten Platz finden, denn der Chef der Vatikan-Bibliothek ist doch ein Landsmann von Ihnen!“*

Es war das damals tatsächlich, der aus Niederösterreich stammende Kardinal Alfons Stickler, den ich bei späteren Gelegenheiten noch öfter besuchen durfte. Ich bezweifle es aber, dass das Buch auch nur in die Nähe des päpstlichen Schreibtisches gelangt ist, aber ich bin sicher, dass es Aufnahme in die Vatikanische Bibliothek gefunden hat.

Es war für mich die erste Begegnung mit Papst Johannes Paul II., diesem außergewöhnlichen Mann aus Polen, der tiefe Frömmigkeit mit bodenständiger Stärke sowie unbeirrbarer Standhaftigkeit und politischem Weitblick in sich vereinigte. Die Kraft seiner überragenden Persönlichkeit hat die historische Entwicklung Europas, ja der Welt, mit seinem unbeugsamen Willen ganz entscheidend geprägt.

Den Abschluss dieser schönen Reise bildete auch noch eine Fahrt durch den abendlichen Vatikan, da ich gemeinsam mit Dr. Schambeck mit dem Wagen

des österreichischen Botschafters zum Flughafen gebracht wurde. Schambeck musste aber noch von einer Besprechung im Vatikan abgeholt werden. Dadurch kam ich gemeinsam mit ihm noch in den Genuss einer abendlichen Fahrt durch den Vatikan, wobei der Präsident, als intimer Kenner der wichtigsten Örtlichkeiten und Bauten des Vatikans, dem Fahrer die für uns schönste, jedoch nicht gerade kürzeste Route vorgab.

Audienz im Morgengrauen

Es war vor fünf Uhr morgens, als das Telefon neben meinem Bett in einem Hotel in Rom läutete. Das zarte Morgengrauen zeichnete sich durch das Fenster ab, als ich den Hörer abhob. Am Apparat war mein verehrter Freund Dr. Herbert Schambeck. Ich war Teilnehmer an einem Seminar der Europäischen Lehrgewerkschaften, welches von der italienischen Organisation veranstaltet wurde. Es war eines der unzähligen und gesichtslosen Business-Hotels, wie man sie einheitlich weltweit antrifft, in dem ich mich befand. Dieses Haus hatte aber den Vorteil, dass es über ein integriertes Kongresszentrum verfügte, der Nachteil war allerdings, dass es vom Stadtzentrum und auch vom Vatikan relativ weit entfernt war.

Noch nicht ganz munter, vernahm ich Schambecks eindringliche Stimme: *„Helmut, mach dich sofort auf den Weg zu mir. Die Päpstliche Sozialakademie hat Plenartagung und auch eine Audienz beim Heiligen Vater. Du sollst daran teilnehmen, musst aber um Punkt 7:00 Uhr beim Eingang zum Campo Santo Teutonico sein. Sei unbedingt pünktlich!“*

Damit hatte er auch schon wieder aufgelegt. Nun war mir zwar bekannt, dass zu dieser Zeit die Päpstliche Akademie, deren Gründungsmitglied Prof. Dr. Herbert Schambeck war, ihre Frühjahrssession hatte, an der er natürlich teilnahm. Ich hatte in einem Gespräch in Baden angedeutet, ebenfalls um diese Zeit nach Rom zu reisen, aber dies längst vergessen und der Bemerkung keine Bedeutung mehr beigemessen. Nicht jedoch Schambeck, der dies sehr wohl in Erinnerung behalten hatte. Von meiner Frau Christa hat er, ebenfalls frühmorgens, in Erfahrung gebracht, wo in Rom und in welchem Hotel ich mich gerade aufhalte.

Diese Einladung in die Päpstliche Akademie, die ich später noch mehrmals besuchen durfte, wollte und konnte ich natürlich nicht ausschlagen. In diesem Institut, das mitten in den Gärten des Vatikan in einem wunderschönen, alten Palais seinen Sitz hat, kommen die hervorragendsten Experten und Wissenschaftler aus aller Welt zusammen, um Lösungsansätze im sozialpolitischen Bereich zu beraten. Auch die Publikationen dieses Institutes sind exzellent und wertvoll.

Als altgedienter Soldat legte ich daher einen perfekten Alarmstart hin und ergatterte zu dieser ungewöhnlichen Stunde vor meinem Hotel auch ein Taxi, welches mich zeitgerecht am vereinbarten Ort ablieferte. Gemeinsam konnte ich dann mit Dr. Schambeck, der mich bereits erwartete, zum Tagungsort weiterfahren. Ich erlebte dort die interessanten Vorträge und Diskussionen der Frühjahrstagung der Akademie mit, an der auch der Chef der Vatikanischen Bibliothek, Kardinal Alfons Stickler, als Gast teilnahm. Den Höhepunkt stellte natürlich die Audienz aller Teilnehmer der Session bei Papst Johannes Paul II. dar.

Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, bei meinen Reisen stets einige kleine Aufmerksamkeiten mitzuführen, um mich für gastliche Aufnahmen mit einem kleinen Geschenk zu bedanken. Dieses durfte allerdings keinen hohen substanziellen Wert haben, musste leicht mitzuführen und doch eine Besonderheit sein. Dazu waren kleine bebilderte Bücher über Österreich und vor allem Musikträger sehr geeignet. Eine Besonderheit aber hatte ich den Renovierungsarbeiten an der Basilika in Mariazell zu verdanken. Es waren alte, handgeschmiedete Nägel, wie sie von Zimmerleuten bei der Errichtung von Dachstühlen vor hunderten Jahren verwendet wurden. Diese Nägel hatte ich eher zufällig bei einem meiner Besuche beim Superior von Mariazell, Pater Karl Schauer, entdeckt. Pater Karl hat für den Erhalt und die Renovierung der Basilika hervorragendes geleistet. Bei der Besichtigung der Renovierungsarbeiten kam ich bei einem Berg vermoderter Dachbalken vorbei, die wegen der Erneuerung des Dachgestühls zur Entsorgung bereit lagen. In diesen Holzrückständen entdeckte ich diese alten, leicht verbogenen Nägel, jeder für sich ein Unikat. Mit Einverständnis von Pater Karl nahm ich

einige dieser Nägel mit, ohne noch recht zu wissen, was ich damit anfangen würde. Ich hatte aber auch am Arbeitsplatz des Paters eine kleine Gussmodel aus Kupfer mit der Darstellung der Gottesmutter entdeckt sowie einen alten Prägestock. Beides durfte ich mir ausborgen. Mit diesen Utensilien ausgestattet, beriet ich mit HTL-Lehrern des fachpraktischen Unterrichts darüber, was man daraus vielleicht Interessantes fertigen könnte. Sehr bald kam auch eine gute Idee, welche auch verwirklicht wurde. Man goss nämlich jeweils einen dieser Nägel mit Kunstharz in diese Gussmodel ein. Das Produkt war ein etwa zehn Zentimeter hohes Kunstharzrelief in Form eines romanischen Bogenfensters, in dem der Nagel vor dem Relief der Mariazeller Madonna herausschimmerte. Dieses kleine Andenken hatte somit eine kleine, authentische Geschichte, stammte aus der Pilgerstätte Mariazell, verursachte kaum Kosten und war leicht zu transportieren, sogar in der Hosentasche. Einer Intuition folgend, hatte ich vor meinem Abflug noch drei dieser brandneuen Mitbringsel in Klarsichthülle schön verpackt, zu meinen sonst üblichen kleinen Geschenken in meine Reisetasche gesteckt. Daher konnte ich bei der Audienz den ersten dieser Nägel ausgerechnet dem Heiligen Vater überreichen, aber nicht ohne vorher das Einverständnis von Herbert Schambeck einzuholen, dass dieses einfache Mitbringsel für den Heiligen Vater angemessen sei.

Der Heilige Vater hat sich meine kurze Erklärung dazu sehr interessiert angehört und war von dieser Kombination eines Nagels aus dem Gebälk der alten Basilika mit dem Abbild der Madonna sichtlich angetan. Er drückte auch seine Freude und den Dank mit seiner damals noch sehr kräftigen und angenehmen Stimme mit den Worten aus: *„Danke, vielen Dank. Aber grüßen Sie mir Mariazell, grüßen Sie Mariazell!“*

Bei meiner Verbeugung zu seiner Hand mit dem Ring merkte ich aber bereits ein leichtes Zittern des Heiligen Vaters. Es war wohl ein sehr frühes Anzeichen seiner späteren schweren Krankheit. Ich erhielt von ihm zum Abschied als Gegengeschenk eine wunderschöne Silbermedaille mit seinem Abbild.

Der Generalsekretär des Lehrerverbandes als Tagungsleiter hatte mich natürlich den ganzen Tag über schon vermisst. Ich eröffnete ihm jedoch am

nächsten Morgen, dass ich mich bei einer weit höheren Instanz aufgehalten und weit bedeutenderen Vortragenden gelauscht hätte, als er sie zu bieten in der Lage sei. Er hat mir aber nicht so recht geglaubt, als ich ihm lachend erklärte, dass ich an den Beratungen über wichtige, globale soziale Fragen im Vatikan teilgenommen und dabei den Papst getroffen hätte. Daher hätte ich auch die Diskussionen unseres Seminars am Vortag schwänzen müssen. Erst die von mir vorgezeigte päpstliche Medaille hat ihn ein wenig überzeugt, aber dass ich sie aus den Händen des Papstes erhalten habe, konnte er nicht so recht glauben. Nun, er war halt leider kein sehr gläubiger Mann.

Für mich war es aber ein eindrucksvoller, interessanter und wunderschöner Tag, der zwar sehr früh begonnen hat, aber dafür umso schöner gewesen ist.

Ein Handkuss für den Papst

Marco d'Aviano wurde, zumindest in meiner Jugendzeit, als der Retter von Wien während der zweiten Türkenbelagerung im Jahre 1683 in Schulbüchern präsentiert und verehrt. Er hat mit seinen flammenden Reden die leidgeprüfte Bevölkerung erfolgreich zum Widerstand und zum Durchhalten aufgerufen. Er war aber auch ein Mann der Tat und hat als Päpstlicher Legat Karl V. von Lothringen, der sich kurz vor dem Beginn der Belagerung aus Wien vorsorglich abgesetzt hatte, dazu gebracht, den Oberbefehl des vereinigten christlichen Entsatzheeres dem polnischen König Johann III. Sobieski zu übertragen, damit eine rasche Befreiung von der türkischen Bedrohung erfolgt. Dieser Befreiungsschlag gelang geradezu in letzter Minute. Den Segen Gottes dafür hat Marco d'Aviano mit einer Heiligen Messe in der kleinen „Leopoldi Cappeln am Kahlenberg“, dem heutigen Leopoldsberg, vor Beginn der Befreiungsschlacht auf das gesamte Heer unter dem Befehl von Jan Sobieski herabgefleht.

Erst sehr spät, nämlich 1935, wurde an der Fassade der Kapuzinerkirche, wo Pater Marco in der Pietakapelle bestattet wurde, ein Denkmal für ihn errichtet. Noch viel später, nämlich 2003, erfolgte seine Seligsprechung in Rom.

Der Seligsprechungsprozess hätte sicher viel früher eröffnet werden müssen, jedoch ist leider Dankbarkeit ein seltenes Gut. Allerdings war in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg das Gedenken an die Türkegefahr nicht im Vordergrund, da ja das Habsburger Reich mit dem Osmanischen Reich verbündet war. Nach dem 2. Weltkrieg kam sehr bald die Zeit, in der ein Erinnern an das Wüten der Osmanen aus tagespolitischen Gründen zurückgedrängt wurde. Man nahm mehr und mehr Rücksicht auf die Befindlichkeit der inzwischen immer größer gewordenen türkisch-muslimischen Gemeinde in Wien. Es wurden die Türkenbelagerungen, um es sehr provokant zu formulieren, zwar nicht als unfreundlicher Akt von Xenophobie gegenüber dem unschuldigen „Städtetourismus“ des Großwesirs Kara Mustafa dargestellt, aber es erfolgte doch aus politischer Feigheit und Bequemlichkeit mehr und mehr die Verdrängung dieser schrecklichen Zeit in der Öffentlichkeit.

Daher war auch die sonderbare Zusammensetzung der zur Seligsprechung angereisten offiziellen Delegation Österreichs zu verstehen, zu der auch meine Frau Christa und ich, allerdings nur durch die freundliche Einladung des Apostolischen Nuntius, Donato Squicciarini, gehören durften.

Als Delegationsmitglieder bei diesem historischen Festakt hätte man sich aus Wien zumindest den Bürgermeister und seitens der Bundesregierung, wenn schon nicht den Kanzler, doch zumindest ein bevollmächtigtes Regierungsmitglied erwartet. Die offizielle Vertretung der Stadt Wien hatte aber nur einer der Vizebürgermeister mit dem Namen Sepp Rieder inne. Wenn nicht der Päpstliche Ehrenkämmerer und damals auch Vizepräsident des Bundesrates Prof. Dr. Herbert Schambeck, an dieser Zeremonie teilgenommen hätte, so wäre die Republik Österreich, wie es im Diplomatendeutsch heißt, nur sehr niederrangig vertreten gewesen.

Das Erzhaus Österreich hat beim Vatikan nach wie vor eine traditionell privilegierte Stellung, und so war statt des schon sehr betagten Chefs des Hauses, Dr. Otto von Habsburg, sein ältester Sohn, Erzherzog Karl, als sein Vertreter angereist. Das Staatsprotokoll der Vatikanischen Wahlmonarchie sieht vor, dass bei staatlichen Repräsentanzen monarchische Vertretungen stets

vor republikanischen rangieren. So kam es, dass Erzherzog Karl die Vertretung Österreichs als Erster in der hierarchischen Ordnung anführte. Neben ihm durften dann die weiteren Vertreter ihre zugewiesenen Plätze auf dem festlich geschmückten Petersplatz direkt neben dem Altar einnehmen. Man merkte dem Vizebürgermeister an, dass religiöse Veranstaltungen nicht gerade zu seinen Favoriten zählten. Dazu kam noch, dass er zwar in der ersten Reihe, als durch und durch „rot-blütiger“ Sozialist allerdings nur an der zweiten Stelle, also zur linken Seite des jungen blaublütigen Erzherzogs Karl von Habsburg, sitzen durfte, was sein Wohlbehagen wohl auch nicht besonders gefördert hat.

Meine Frau Christa und ich hatten unsere Sitze dahinter in der zweiten Reihe. Vor Beginn der Zeremonie habe ich noch einige gut gelungene Fotos von der erwartungsvoll blickenden Delegation Österreichs geschossen, die ich nach der Rückreise den Teilnehmern zur Erinnerung zuschickte. Sie alle haben sich nicht nur darüber gefreut, sondern sogar höflich dafür gedankt. Nicht so Sepp Rieder, dem wohl seine Platzierung zur linken Seite des aristokratischen jungen Herrn, die auf den Fotos dokumentiert war, keine Freude bereitet haben dürfte. Denn er hat nicht einmal den Erhalt der Fotos bestätigt. Ich habe mir von ihm jedoch auch nichts Anderes erwartet. Denn bereits einige Jahre vorher hatte ich mit ihm als Politbeamten zu tun. Er vertrat bei einer Besprechung im Unterrichtsministerium als Beamter der Stadt Wien den ideologischen Standpunkt, dass Schülerzeitungen, die damals gerade eine Hochkonjunktur hatten und die vor allem von der sozialistischen Schülerorganisation unterstützt wurden, keinerlei Grenzen gesetzt werden dürfen – auch wenn sie schwere Verunglimpfungen und Beleidigungen von Lehrkräften enthielten. Seine Argumentation war eindeutig. Es wäre nämlich böse Zensur, die nur in faschistischen Diktaturen vorherrsche und der Erziehung der Jugend zur Demokratie im Wege stehe, wenn auch nur der geringste Eingriff vorgenommen würde. Ich brauche nicht besonders betonen, dass ich als Lehrervertreter seine Meinung natürlich nicht geteilt habe. Er hat es dann später, wohl vor allem, durch sein strammes politisches Wohlverhalten und seine ideologische Linientreue sogar bis zu einem der Vizebürgermeister der

Bundeshauptstadt gebracht. Als solcher musste er nun am Petersplatz zur Linken des Erzherzogs sitzen. Recht ist ihm geschehen!

Doch zurück zum weit wichtigeren Marco d'Aviano. Den Seligsprechungen geht stets ein sehr langwieriger und genauer Prozess der Prüfung voraus, welcher kirchenrechtlich genau geregelt ist. Nicht regelbar sind allerdings die jeweils zeitgeschichtlichen und vor allem politischen Strömungen, auf die ich bereits mit dem jeweiligen Umgang mit den Türkenbelagerungen hingewiesen habe. Sie beschleunigen manchmal diesen Prozess der Seligsprechung, manchmal aber bremsen sie und in manchen Fällen verhindern sie sogar, wie das Beispiel von Pius XII. beweist.

Im April 2003, also 320 Jahre nach der Rettung Wiens vor dem Türkensturm, begrüßte nun Papst Johannes Paul II. in sehr diplomatischer Weise die Pilgergruppe aus Österreich, die in Begleitung des Wiener Erzbischofs, Kardinal Christoph Schönborn, hierhergekommen war; aber ohne Nennung von Namen, außer dem des Kardinals.

In seiner Predigt pries er den seligen Kapuzinerpater Marco d'Aviano als Vorbild für Europas Christen. Und, so führte er aus: *„Er möge Europa beschützen, damit es unter Berücksichtigung der gemeinsamen christlichen Wurzeln seine Einheit aufbauen kann.“* Also ein durchaus diplomatischer und indirekter Bezug auf den historischen Hintergrund des neuen Heiligen.

Diese Seligsprechungszeremonie mit einer Heiligen Messe hat den Papst aber sichtlich sehr angestrengt, da seine Gesundheit damals schon sehr angegriffen war. Die Seligsprechung fand schließlich mit seinem Apostolischen Segen ihr Ende. Da erschien plötzlich und sehr aufgeregt die Frau von Dr. Greinert, dem Botschafter Österreichs beim Heiligen Stuhl, vor uns und sagte sehr bestimmt, ja befehlend: *„Rasch, rasch, kommen Sie, lassen Sie alles auf den Plätzen liegen, kommen Sie mit!“*

Da Dr. Schambeck dieser befehlenden Aufforderung sofort und ohne jeden Kommentar nachgekommen ist und diese auch an uns, in der zweiten Reihe gerichtet war, ergriff ich Christas Arm und wir folgten der Botschaftergattin sofort ins Ungewisse. Wir wussten nämlich nicht, was uns nun erwarten sollte. Wir haben von ihr die Worte „Papa“ und „Mano“ aufgeschnappt, aber

nicht mehr. Aber sehr bald haben wir begriffen, worum es nun wirklich ging. Das Protokoll hatte nämlich bis zum Ende der Zeremonie zugewartet, ob denn der Heilige Vater nach diesen langen und anstrengenden Stunden noch in der Lage sein werde, einige Mitglieder der Delegationen zum direkt anschließenden Empfang, also zum feierlichen „Bacio mano“, dem traditionellen Handkuss, oder korrekter gesagt, zum Kuss des „Fischerringes“ zu empfangen. Nun hatten wir beide blitzschnell auf die Einladung der Frau Greinert reagiert und befanden uns daher unter den nur etwa fünfzehn privilegierten andächtig Wartenden. Denn der Protokollchef hat nämlich jene, die nicht rasch genug reagiert hatten, sehr bestimmt wieder auf die Plätze zurückgewiesen. Dies war nur zu verständlich, sollte doch der müde Heilige Vater nicht über Gebühr strapaziert werden. Meine Christa und ich aber durften nun unter den Blicken der tausendköpfigen Menge brav und andächtig im Gänsemarsch auf den Baldachin zuschreiten, unter dem der müde Heilige Vater auf seinem riesigen Armsessel saß. Ja, er saß, denn thronen konnte man nicht sagen, wenn man das müde und schon gezeichnete Gesicht des Papstes sah. Er ließ es sich aber mit seiner Selbstdisziplin und seinem unbeugsamen Willen nicht nehmen, diese Abschlussbegrüßung doch durchzuführen.

Botschafter Greinert stand nun mit dem Zeremoniar neben dem Papstthron und nannte die Namen jener, die dem Papst ihre Aufwartung machen durften. Manche verneigten sich vor ihm, andere, und dies war die Mehrzahl, machten einen ergebenen Kniefall vor dem Heiligen Vater, und wenn er den Ring in ihre Richtung hob, auch den „bacio mano“. Ich gehörte natürlich zu jenen, die den ehrfürchtigen und respektvollen Kniefall vollzogen. Aber besser gesagt, ich wollte ihn vollziehen. Ich hatte mich allerdings in der Aufregung in der Distanz zum Thron von Petris Nachfolger ein wenig verschätzt, sodass ich beim Vorneigen zur erhobenen Hand des Papstes mein Gleichgewicht verlor. Bereits im zeitlupenartigen Fall in Richtung des Heiligen Vaters befindlich, fasste ich reflexartig und entgegen jeder Etikette, aber erfolgreich nach der Armlehne seines Thrones. Dies hat meinen Sturz zu seinen Füßen verhindert. Etwas bodenständiger ausgedrückt, es wäre beinahe ein veritabler, jedoch andächtiger Bauchfleck vor dem Heiligen Vater geworden.

Beim langsamen Zurückpendeln aber erwischten meine Lippen ganz leicht die eiskalte, feingliederige, aber durchaus nicht kraftlos wirkende Hand des müden Papstes. Es wurde also aus meinem Auftritt vor dem Papst nicht nur ein glücklich vermiedener Sturz, sondern tatsächlich fast ein Kuss auf die Hand und nicht auf den Ring des Heiligen Vaters. Der Zeremoniar aber hat diesen Vorfall natürlich genau verfolgt und wollte mir schon bei meinem beginnenden Fall nach vorne erschrocken und hilfreich beispringen. Der immer zugegebene Leibfotograf des Papstes, Felici, hat aber als geübter Profi, der wie stets, für jeden zur Erinnerung ein hervorragendes Bild mit dem Papst festhielt, von meinem sonderbaren Auftritt gleich drei Fotos in Serie gemacht. Nämlich die Phase der Kniebeuge, aber auch jene des Fallens sowie des Wiederaufrichtens. Damit hat er meine höchst eigenwillige Ehrerbietung für den Heiligen Vater auch entsprechend dokumentiert. Ich bin mir nicht sicher, ob der Papst den kuriosen Vorfall überhaupt genau wahrgenommen hat, aber seine müden Augen haben dabei doch ein wenig munter aufgeblitzt, wie mir schien.

Meine liebe Frau Christa, unmittelbar hinter mir stehend, hat natürlich die ganze Szene höchst sorgenvoll und auch erschrocken mitbekommen. Sie hat aber ihren Kniefall, natürlich nach mir, weitaus eleganter als ich zelebriert. Allerdings wurde sie dafür nur mit einem Foto belohnt.

Es sollte für mich leider die letzte von mehreren persönlichen Begegnungen mit diesem außergewöhnlichen Mann und Priester sein, denn er verstarb drei Jahre später. Er hat aber bis zuletzt mit seiner eisernen Disziplin versucht, sein Amt auch in der Öffentlichkeit auszuüben, obwohl ihn sein Körper bereits immer mehr im Stich gelassen hat.

Der Heilige Vater nicht im Mittelpunkt

Eher überraschend für mich habe ich in den 80er-Jahren den Besuch eines hohen kirchlichen Würdenträgers in Baden miterleben dürfen. Es war wieder einmal Prof. Dr. Schambeck, der damals in seiner politischen Funktion als Präsident des Bunderates einen Gast aus dem Vatikan in seine Heimatstadt Baden eingeladen hat. Es war dies der Kurienkardinal Joseph

Ratzinger, ehemaliger Erzbischof von München-Freising und damals seit kurzem Präfekt der Römischen Glaubenskongregation. Das Programm bei solchen Kurzbesuchen bestand immer aus zwei Hauptpunkten, nämlich zunächst aus einem andächtigen Innehalten in Badens Stadtpfarrkirche St. Stephan, wo man Mozarts „Ave Verum“ lauschte, der dieses herrliche Werk in Baden komponiert hat und in dieser Kirche erstmals erklingen hat lassen. Anschließend wurde dann stets das Beethovenhaus besucht und im dort eingerichteten Museum des großen Komponisten gedacht, der den Großteil seiner 9. Symphonie in diesem nun denkmalgeschützten Hause komponiert hat. Wie stets muss natürlich vom Ruhm dieses Tongenies auch etwas für die Stadt abfallen, und so rühmt sich nun die Schwefelstadt, der Geburtsort der „Europahymne“ zu sein, obwohl damals so manche Bürger der Kurstadt dem nicht ganz unkomplizierten Komponisten seinen Aufenthalt in der Stadt nicht immer angenehm gemacht haben.

Kardinal Ratzinger wurde von seinem damaligen Sekretär Dr. Josef Clemens begleitet, dem späteren Bischof und Generalsekretär für den päpstlichen Laienrat. Beide waren im schlichten schwarzen Anzug gekommen. Auch das freundliche Auftreten des Kardinals war bei diesem Besuch in Baden betont bescheiden, aber durchaus aufgeräumt und herzlich.

Ich durfte Kardinal Ratzinger später noch öfter begegnen, in Rom und auch in Mariazell, allerdings strahlte er dann, in seinem leuchtenden Kardinalspurpur, Autorität, Strenge und auch Distanz aus. Dazu mag wohl auch der Umstand beigetragen haben, dass er immer wieder in gewissen Medien, als Präfekt der Glaubenskongregation, sehr bewusst in die direkte Nachfolge der mittelalterlichen Inquisition gebracht wurde. Bei einem Besuch in Rom konnte ich ihm ein kleines Silbermedaillon überreichen, welches ich mit einem alten Prägestock in einer kleinen Auflage anfertigen hatte lassen, den ich aus dem unerschöpflichen Fundus der Basilika vom Pater Superior Karl Schauer entliehen hatte. Auch hier begegnete uns der Kardinal in seinem strengen Purpur, obwohl er beim gemeinsamen Mahl sehr freundlich und aufgeräumt war.

Einen ganz anderen Joseph Ratzinger traf ich allerdings Ende April 2005 in Rom.

Der ältere Bruder des Kardinals, Georg Ratzinger, war ebenfalls Priester und widmete sich als Domkapellmeister und Leiter der der Regensburger Domspatzen vor allem der Kirchenmusik. Das Brüderpaar war mit Dr. Schambeck sehr verbunden. Dem älteren Bruder wurde, auf seine Anregung hin, das Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst der Republik Österreich in Anerkennung vor allem seines musikalischen Wirkens verliehen. An der Überreichung sollte aber auch sein jüngerer Bruder, also der Kardinal, teilnehmen können. Daher hatte Dr. Schambeck umsichtig und langfristig einen Termin in Rom vereinbart, denn seit Jahren hatte das Brüderpaar immer Ende April eine gemeinsame Woche im herrlichen Frühling der Stadt Rom verbracht. Bei dieser Gelegenheit sollte die Überreichung durch den Botschafter Österreichs beim Heiligen Stuhl, Dr. Helmut Türk, mit einer kleinen Feier in der Botschaft stattfinden. Zu diesem geplanten Zusammentreffen in einem sehr kleinen Kreis waren auch meine Frau Christa und ich eingeladen worden. Aber, wie heißt es so schön? Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt!

Die Feier fand nicht in der Botschaft statt, und Joseph Ratzinger war auch nicht mehr Kardinal. Er war nämlich gerade eine Woche vorher vom Kardinalskollegium zum Nachfolger Petri gekürt worden

Das Brüderpaar hat sich aber davon nicht abhalten lassen, den vereinbarten Termin doch einzuhalten. Die Feier fand jedoch nicht in den Räumlichkeiten der Botschaft statt, sondern in einem ehrwürdigen Audienzsaal des Vatikan.

Unsere kleine Delegation aus Österreich hatte sich daher gemeinsam mit einer ebenso kleinen Schar aus Regensburg in diesem wunderschönen Saal eingefunden. In seiner Mitte stand ein prunkvoller Stuhl als Thron des Papstes, und rechts davon einer, auf dem der Ehrenkreuzempfänger Platz genommen hatte. An den beiden Seiten des Saales hatten die etwa jeweils ein gutes Dutzend von Personen der österreichischen Freunde des Geehrten und gegenüber jene aus Regensburg Platz genommen.

In erwartungsvoller Vorfreude auf den frisch gewählten Papst blickten alle gespannt zur Tür, durch die Papst Benedikt XVI. den Saal betreten sollte.

Als diese aufging, erschien aber nicht mehr der gestrenge Kardinal, sondern der zierliche, in strahlendem Weiß gewandete Joseph Ratzinger, wie eine Lichtgestalt. Als er den Saal betrat, strahlte er Güte und Freude aus, und es war nicht einmal ein Hauch vom gestrengen Hüter des Glaubens im Kardinals purpur an ihm zu spüren.

Er schritt gütig und mit strahlendem Lachen zu seinem Thronsessel. Als er Platz genommen hatte, wollte ihm sein Sekretär sogleich, dem strengen Protokoll folgend, eine Mappe mit seiner sorgsam vorbereiteten Rede reichen. Diese wies er aber zunächst lachend zurück und sagte: *„Ich möchte, bevor nun das Protokoll regieren wird, Ihnen nur Folgendes sagen: Als ich gerade mit meinem Herrn Sekretär im Aufzug zu diesem Saal herauffuhr, hat mir der Herr Prälat noch eingeschärft, nur bei diesem Festakt stehen ausnahmsweise nicht Sie, Heiliger Vater, im Mittelpunkt, sondern Ihr Herr Bruder! Aber nur ausnahmsweise. Ich habe ihm natürlich nicht widersprochen!“*

Darauf nahm er die Mappe mit der vorbereiteten Rede entgegen und er fand zu diesem nunmehr offiziellen, aber dennoch zutiefst familiären Anlass herzliche Worte.

Natürlich wollte ich nach der anschließenden persönlichen Vorstellung der Anwesenden nicht mit leeren Händen vor den Papst hintreten. Geradezu über Nacht haben, wie so oft, emsige Hände in der Glasfachschule Kramsach wieder einmal Großartiges geleistet. Ich konnte nämlich dem Heiligen Vater ein kleines Bleikristallkunstwerk mit seinem handgravierten Päpstlichen Wappen mit den herzlichsten Wünschen der Lehrerschaft überreichen. Er hat sich darüber sehr gefreut und lachend festgestellt, dass er Kramsach natürlich gut kenne, da er ja aus Marktl am Inn stamme. Darum sei die Freude über dieses Geschenk besonders groß. Auch mit meiner lieben Frau Christa hat er sich lange unterhalten, denn sie war eine eifrige Leserin seines umfangreichen sowie grundlegenden theologischen Schrifttums.

Papst Benedikt XVI. hat wie kein anderer die theologische Wegweisung der Kirche geprägt und klare Richtungen gezeigt. Dies wurde und wird aber selbst von so manchen Verantwortungsträgern innerhalb der Kirche nicht immer verstanden und begrüßt. Besonders aus seiner eigenen deutschen Heimat schlug ihm sehr oft gehässige Kritik entgegen, ganz anders als die freudige Akzeptanz, die sein Vorgänger bei seinen polnischen Landsleuten gefunden hatte.

Seine überraschende Resignation habe ich, so wie viele, sehr bedauert, es war aber ein durchaus mutiger und auch richtiger Schritt eines großartigen Dieners Gottes.

Die Volkshymne im Marmorsaal

In Klosterneuburg sollte eine der größten barocken Klosteranlagen nach dem Vorbild des Escorial bei Madrid entstehen. Kaiser Karl VI. hatte mit dieser Anlage wahrlich Großes vor. Verwirklicht wurde, wie so vieles in Österreich, aber nur ein Bruchteil des geplanten Klosterpalastes. Fertiggestellt wurden allerdings, neben den prachtvollen Kaisergemächern, auch der einmalige Marmorsaal.

Auch wenn dieses ehrgeizige Vorhaben unvollendet geblieben ist, so ist es doch ein eindrucksvolles Juwel und ein Symbol der einstigen Größe dieses Reiches, in dem die Sonne nie untergehen sollte. Darüber hinaus aber ist es ein bedeutendes Beispiel für die kulturelle Vergangenheit, aber auch für die lebendige Gegenwart der österreichischen Identität, selbst wenn es nicht die Dimension des spanischen Vorbildes hat. Einzigartig ist aber seine Lage hoch über der Donau, umgeben von einer freundlichen Landschaft, die von herrlichen Weingärten geprägt ist. Dieser Prachtbau trägt auch weithin sichtbar die Kronen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und die des Hauses Habsburg.

In diesen geschichtsträchtigen Gemäuern von Klosterneuburg wird nicht nur das kulturelle und geistige Erbe Österreichs bewahrt, sondern dieses vor den Toren Wiens und über dem Donaustrom thronende Juwel ist auch in unserer

modernen Zeit durchaus lebendig geblieben. Nicht nur der Wein und seine Kultur, sondern auch zahlreiche musikalische Veranstaltungen und Ausstellungen erfüllen die alten Mauern auch heute mit pulsierendem Leben.

Vor allem der herrliche Marmorsaal eignet sich trefflich für repräsentative Veranstaltungen. Eine dieser Festivitäten ist mir aber besonders in Erinnerung geblieben. Es war dies die Verleihung der Kardinal Opilio Rossi Medaille an Dr. Heinrich Drimmel.

Kardinal Rossi war viele Jahre Apostolischer Nuntius in Wien, und dies auch schon zur Aktivzeit des Ministers und Vizebürgermeisters von Wien, Dr. Heinrich Drimmel. Diese Medaille im Gedenken an den bedeutenden Kirchenmann und Freund Österreichs wurde an besonders engagierte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vergeben, die sich um die Katholische Kirche besonders verdient gemacht haben. Wenn jemand diese Ehrung daher gerechterweise verdient hat, dann war es wohl Heinrich Drimmel. Allerdings war er schon ein sehr betagter Herr, als er diese ehrende Medaille im Rahmen eines Festaktes im Marmorsaal des Stiftes entgegennehmen durfte. Die Überreichung erfolgte durch den Erzbischof von Wien. Die Festrede allerdings hielt der damals noch in Regensburg an der Theologischen Fakultät lehrende Prof. Kurt Krenn, der später Wiener Weihbischof und danach Diözesanbischof von St. Pölten werden sollte. Das Thema seiner Festrede war, in Würdigung des Wirkens des ehemaligen Unterrichtsministers, die Pädagogik und die Wertevermittlung im Wandel der Zeit. Es war ein hervorragender Vortrag, der einen Überblick über die zeitlosen Erfordernisse der Erziehung gab. Natürlich waren seine Ausführungen sehr stark von einer wertkonservativen Sicht geprägt, aber sie waren gerade damals, in einer Zeit hektischer pädagogischer Experimente, geradezu ein Labsal für jeden Schulmann, der so wie ich tagtäglich in der Schulklasse gestanden ist. Nun war mir bei diesem Vortrag, den ich auch in unserer Lehrerzeitschrift, im „Weg in die Wirtschaft“, in voller Länge abdrucken ließ, natürlich sehr bewusst, dass solche Aussagen, bei den sogenannten „Progressiven“ auf wenig Gegenliebe stoßen würden.

Es hat mich daher auch nicht sonderlich gewundert, dass Bischof Krenn, als er dann kurz darauf Auxiliarbischof in Wien wurde, bei seiner Inthronisation von sogenannten Aktivisten mit blankem Hass empfangen wurde. Ja, es wurde sogar versucht, ihn mit Gewalt am Betreten des Stephansdomes zu hindern.

Nun hatte ich mit Bischof Krenn auch einige persönliche Begegnungen und ich gebe zu, dass bei all seinem Glaubenseifer manches Verhalten von ihm nicht gerade geschickt und einfühlsam war. Mit manchen seiner Aussagen hat er auch sehr oft und gerne provoziert. Es gab auch leider kein Mikrofon, an dem er, ohne eine passende, manchmal leider auch unpassende Wortspende zu leisten, vorbeigehen konnte. Dies war für die Medien natürlich sehr willkommen, um wieder einmal Schlagzeilen produzieren zu können.

In dieser, von der 68er-Bewegung aufbereiteten Grundstimmung gegen die Kirche konnte oder wollte der Klerus in Österreich nicht gegensteuern. Man überließ widerstandslos jenen das Steuerrad der Gesellschaft, die eine neue Aufklärung predigten, die aber nach ihrem Willen nur in einer absolut säkularen Gesellschaft verwirklicht werden kann, in der Religion bestenfalls und ausschließlich Privatsache sein darf. Allerdings war dies auch ein Gesellschaftsbild, in dem den Rechten und den Freiheiten der Menschen keinerlei entsprechende Pflichten gegenübergestellt wurden. Das Familienrecht stand als Erstes zur gefälligen Disposition und musste leider über die ideologische Klinge springen. Kinder sind dabei zur bloßen Sache geworden, wobei die Hauptsorge um sie darin besteht, ausreichende Aufbewahrungsmöglichkeiten abseits ihrer Familien zu schaffen, so es solche überhaupt noch gibt. Rücksichtslose und egoistische Selbstverwirklichung sind zur neuen Humanität geworden. Dabei wird still und leise in Kauf genommen, dass die Abhängigkeit vom alimentierenden Staat ein bereits unerträgliches Ausmaß erreicht hat.

Das war leider der Beginn des Rückzuges der Katholischen Kirche in Österreich aus der Gesellschaft als bisher sehr starke und wertebestimmende Kraft. Viele ihrer Protagonisten sehen in ihr nur mehr eine caritativ orientierte NGO. Diese Kapitulation der Kirche wird bis heute konsequent von einer auf

diesem Gebiet gleichgeschalteten Medienlandschaft eifrig unterstützt, die dazu gerne ihre besonders heimtückischen Waffen einsetzt, nämlich das Verspotten, die Ironie und das subtile Lächerlichmachen.

Allerdings hat dazu auch der Niedergang des Religionsunterrichts beigetragen, in welchem fast nur mehr von Laien ein Sammelsurium von soziologischen Thesen in gruppendynamischen Diskussionen als Unterricht geboten wurde. Immer weniger wurden die wesentlichen Inhalte und fundamentalen Werte des Christlichen Glaubens vermittelt. Wobei die dafür Verantwortlichen in der Kirche leider untätig zugesehen haben. Einen Brief von mir, in dem ich den Erzbischof von Wien um die Jahrhundertwende auf die unbefriedigende Effizienz des Religionsunterrichtes und die Problematik der Rekrutierung und Ausbildung der Religionspädagogen eindringlich hinwies, hat er dahingehend beantwortet, dass ihm diese unbefriedigende Situation leider nur zu gut bekannt sei. Gleichzeitig stellte der Kardinal aber in seinem Schreiben resignierend fest: *„Man kann nur mit den Ochsen pflügen, die man hat.“*

Auch als Delegierter zum Verfassungskonvent blieb ich mit meiner Forderung nach einem Bezug auf Gott und die Schöpfung in einer Neufassung der extrem rechtspositivistischen Bundesverfassung leider der Einzige und einsame Rufer, wie in den stenographischen Protokollen des Parlaments nachlesbar ist. Weder die Kirchen, noch ihre Verbände haben diese Forderung erhoben.

Das alles hat schließlich dazu geführt, dass Österreich schon längst kein Land mehr ist, welches von einer christlichen Grundhaltung der Bevölkerung getragen wird. Man braucht dazu nur eine Straßenbefragung unter der angeblichen Mehrheit jener, die sich christlich nennen, durchführen. Man muss sie dabei bloß nach den zehn Geboten fragen, dann wird man sein unchristliches blaues Wunder über die gegebenen oder besser nicht gegebenen Antworten erleben. Das Einzige, was jedoch regelmäßig und von allen als selbstverständlich konsumiert wird, sind die christlichen Feiertage, von deren Hintergrund man keine Ahnung mehr hat, und gar nicht mehr haben will.

Aber nach diesem kritischen Ausritt, zu dem ich mich von meiner Emotion gerade hinreißen habe lassen, wofür ich mich aber nicht entschuldige, nun wieder zurück in den prachtvollen Marmorsaal des Stiftes Klosterneuburg.

Es war zwar auch die Festrede von Kurt Krenn, die mir sehr gefallen hat, aber etwas Anderes hat mich weit mehr beeindruckt und zum Beschreiben dieser Begegnung überhaupt veranlasst.

Der Festakt im Marmorsaal war von einem Streicherquartett stilvoll musikalisch begleitet worden. Als nun am Ende der Überreichungszeremonie die festlich Versammelten wieder Platz genommen hatten, ertönten in der wieder eingetretenen Stille dieses auch akustisch so privilegierten, marmorgetäfelten Prunksaales die ersten Takte des zweiten Satzes des Streichquartetts in C-Dur von Joseph Haydn.

Nach den ersten Akkorden dieser Melodie erhob sich nämlich Heinrich Drimmel von seinem Stuhl, der sich in der Mitte und etwas vor der ersten Reihe der Festgäste befand. Rasch folgte seinem Beispiel Reihe um Reihe. Nunmehr stehend, lauschten alle ehrfürchtig und auch mit Haltung dieser berührenden, hymnischen Melodie, die den Zusammenhalt der alten Donaumonarchie als verbindende und zutiefst patriotische Volkshymne symbolisiert hat. Leider war diese herrliche Melodie aber auch als Kampflied eines völlig irregeleiteten, extremen und zerstörerischen Nationalismus schändlich missbraucht worden.

Für mich aber war es tröstlich, die Kraft zu spüren, welche von einer so schlichten Melodie ausging, die wie keine andere durch Jahrhunderte die Höhen und die Tiefen der europäischen Geschichte begleitet hat. Gemeinsam mit der spontanen Geste des sich zu ihren Klängen Erhebens, welche die integrale Persönlichkeit Dr. Heinrich Drimmel vorgegeben hatte, schuf dies eine einzigartige Stimmung in diesem traditionsreichen Saal.

Es war dies ein würdiges, patriotisches Bekenntnis zu unserer wechselvollen Geschichte, aber auch zu den christlich-abendländischen Werten, die uns nach wie vor leiten sollten.

Dies ließ und lässt mich, trotz allem, für die Zukunft unserer Heimat optimistisch sein!

Reben, Eidgenossen und die Schweizergarde

Ein einziges Thema aus meinen privaten Vieraugengesprächen mit Dr. Rudolf Scholten möchte ich doch ein wenig preisgeben. Bereits gegen Ende eines Kaffeeplausches mit dem, wieder als Bankdirektor agierenden Exminister überraschte er mich der Frage: *„Sie sind doch in der Weinritterschaft aktiv und kennen sich beim Wein aus. Warum bezeichnen manche die Rotweinsorte Zweigelt als Nazi-Wein?“*

Dann erzählte er mir, dass kürzlich bei einem Dinner in einem renommierten Lokal in Wien, zu dem er eingeladen war, vom Kellner ein „Zweigelt-Rotwein“ zum Menü empfohlen wurde. Eine Dame der Abendgesellschaft, die aus einer bekannten Mediendynastie stammte, hat den dienstbaren Geist ganz empört angeherrscht: *„Wie können Sie uns denn einen Nazi-Wein von diesem Nazi-Züchter anbieten!“*

Er fragte mich auch weiter, ob es üblich sei, Rebsorten nach ihren Züchtern zu benennen.

Natürlich konnte ich ihm die Herkunft der Bezeichnung erklären. Der Züchter dieser Rebe, Friedrich Zweigelt, war ein durchaus erfolgreicher Önologe, der an der altherwürdigen Weinbauschule in Klosterneuburg tätig war. Sein Auftrag war es, eine möglichst ergiebige, resistente, für das heimische Terroir verträgliche, kräftige Rotweinsorte zu entwickeln. Dies ist ihm auch sehr gut gelungen. Die Rebe erhielt den Namen „Rotburger“.

Die persönliche Vita des Züchters war aber politisch sehr stark punziert. Er war nämlich ein überzeugter Nationalsozialist der ersten Stunde und auch nach dem Soldatentod seines einzigen Sohnes in keiner Weise einsichtig. Er hat auch sofort nach dem Anschluss im März 1938 den Posten als Direktor der Schule, nach der Zwangspensionierung und dem Hinauswurf seines Vorgängers, erhalten, ebenso die Verfügung über die Weingüter des Stiftes. Für mich besonders verwerflich an ihm aber war, dass er als Lehrperson nicht nur die jüdischen Schüler aus eigenem Antrieb sofort nach seinem Amtsantritt von der Anstalt verwiesen hat, sondern später einen Schüler wegen eines dummen Streiches rund um den Kult der Pflanzung eines „Adolf Hitler“-Baumes kaltblütig bei der Geheimen Staatspolizei denunziert und ihn an

diese ausgeliefert hat. Natürlich wurde Zweigelt nach 1945 aus diesen öffentlichen Funktionen wieder entfernt und zwangspensioniert.

Seine Rebzüchtung aber wurde zur Erfolgsstory für den österreichischen Weinbau. Bis zu seinem Tod 1964 trug die Sorte aber keineswegs seinen Namen, sondern hieß „Rotburger“. Die Bezeichnung als Zweigelt war nur inoffiziell. Erst 1972 fand mit den Namen „Zweigeltrebe Blau“ und 1978 mit „Blauer Zweigelt“ und als Synonym „Rotburger“ die gesetzliche Benennung im ministeriellen Rebsorten-Verzeichnis Österreichs statt.

Die zeitgeschichtliche Aufarbeitung der Ära des Nationalsozialismus fand sowohl in der Weinbauschule und in der Stadt Klosterneuburg durchaus gründlich und offen, aber sehr spät statt. Eine Umbenennung der Sorte Zweigelt stieß allerdings bei der vermarktenden Wirtschaft auf heftige Widerstände, da sie als Marke schon sehr stark verankert war. Die Diskussion darüber flackert allerdings immer wieder auf und wird es wohl auch in der Zukunft tun. Damit geht aber auch das zynische Kalkül eines alten politischen Weggefährten Zweigelts auf, nämlich von einem der größten Winzer aus Krems, der leider einer jener unbelehrbaren Anhänger des „Tausendjährigen Reiches“ geblieben war. Er hat mit seinem starken Einfluss und seinen Beziehungen im Landwirtschaftsministerium die offizielle Namensgebung auf „Zweigelt“ durchgesetzt. Ein Brief dieses Winzers, den ich von meinem, leider schon verstorbenen, Freund Günther Pozdina – er war eine önologische Legende des Niederösterreichischen Weinbaus in Gumpoldskirchen – in Kopie erhalten habe, hat dies auch ganz offen aufgezeigt. Darin schreibt dieser einflussreiche Freund Zweigelts aus Krems mit unverhohlener Freude über die Aufnahme des „Zweigelt“ in die Verordnung für Weinsorten, dass *„sich da nun gewisse Leute sicher grün und blau ärgern werden!“*

Nun, die Rebe kann für dies alles nichts, genauso wenig wie Straßen und Plätze etwas für die Namen können, die sie zu tragen haben. Ungewöhnlich ist auch die Benennung von Rebsorten nach ihrem Züchter durchaus nicht, obwohl die meisten Rebsorten eher keine personenbezogenen Namen tragen. Den Anfang nahm eine der erfolgreichsten Weißweinzüchtungen, nämlich der Müller-Thurgau. Diese Rebe wurde nach Hermann Müller, einem

Schweizer Eidgenossen aus Thurgau, benannt. Er forschte und lehrte im bedeutenden deutschen Weinzentrum Geisenheim. 1882 kehrte er als Gründer der eidgenössischen Forschungsanstalt für Weinbau in Wädenswil mit 150 Stecklingen seiner Züchtung, die auch Rivaner genannt wird, in die Schweiz zurück.

Da Dr. Scholten meine Expertise zur Zweigelt-Rebe mit dem Hinweis auf meine Mitgliedschaft in der Weinritterschaft eingeholt hat, möchte ich auch eine kleine Erklärung geben, wie ich überhaupt zu einem Eidgenossen dieses Ritterordens geworden bin.

Die Europäische Weinritterschaft, auf lateinisch *Ordo Equestris Vini Europae*, kann und soll aber in diesem Rahmen nicht umfassend vorgestellt werden. Es sei nur auf den verbrieften Auftrag von Erzherzog Otto von Habsburg-Lothringen als Chef des Erzhauses Österreich verwiesen, diesen Ritterorden mit dem edlen Kulturgut Wein im Mittelpunkt und auf dem christlich-abendländischen Wertefundament Europas bauend fortzusetzen. Dieser soll als III. Ordensperiode die Tradition des von Otto dem Fröhlichen 1333 gegründeten St. Georgs-Orden weiterführen. Sein Sohn, Erzherzog Karl, hat diesen Auftrag erneuert und ebenfalls das Patronat über diesen somit ältesten Ritterorden des Hauses Habsburg übernommen. Das Wesen des Ordens ist in den beiden Atlanten des Magister Generalis, Comes Alfred Rákóczi de Tombor-Tintera, des Gründers der 3. Ordensperiode und in der Ritterdissertation von Dr. mult. Gernot Absenger festgehalten.

Ich aber wurde von meinem Freund Dr. Egon Presoly, der den Um- und Ausbau meiner Schule in Baden und damit auch des Zita-Heimes als Architekt betreut hat, zur Akkreditierung in den Orden empfohlen. Nach meinem Engagement für die Ritterschaft in der Weinregion Baden wurde ich an die Spitze des Bundeslandes Niederösterreich und schließlich vom Magister Generalis und dem Senat als Praeses Senatus und Consul Secundus inthronisiert.

Der *Ordo Equestris Vini Europae* (OEVE) agiert sehr erfolgreich bereits über die geographischen Grenzen Europas hinaus und kooperiert auch sehr eng mit Klöstern und den christlichen Kirchen. Die zwei Ordenssitze befinden

sich daher in der Königlichen Freistadt Eisenstadt und im Chorherrnstift Klosterneuburg.

Unter anderem ist es seit Jahren eine schöne Tradition, die Verbundenheit mit dem Vatikan auch dadurch zu beweisen, dass der Schweizer Garde des Papstes eine jährliche, umfassende Weinlabung von der Ritterschaft überbracht wird, um sie in ihrem treuen Dienst für den Heiligen Vater zu bestärken.

Daher genießt der OEVE seit vielen Jahren auch das Privileg, mit einer Delegation bei der Angelobung der Rekruten der Garde präsent zu sein. Diese Gelegenheiten habe ich daher auch sehr oft gerne genutzt, dem Generalsekretär des Apostolischen Laienrates und langjährigen Sekretär von Papst Benedikt XVI., dem Bischof Dr. Josef Clemens, ebenfalls einen Weingruß aus Baden zu überbringen. Er hat nämlich mit Kardinal Ratzinger als dessen Sekretär gerne Baden besucht und mir viele Jahre später, bereits als Bischof, in meiner Schule in feierlicher Form das Kommandeur Kreuz mit dem Bruststern des Heiligen Papst Silvesterordens überreicht.

Kehren wir aber nochmals in Klosterneuburg, vor den Toren Wiens, dem großartigen Wahrzeichen für Österreichs Geschichte ein. Das Chorherrenstift ist nämlich dank unseres Ritterpriesters, dem langjährigen Propst und Abtprimas Bernhard IV. Hermann Backovsky, zum zweiten Ordenssitz des Weinritterordens geworden. Aber auch mit dem ehrwürdigen Forschungs- und Bildungsinstitut für Önologie, – der „Alma Mater Babonensis“ – der erste Direktor war August-Wilhelm Freiherr von Babo –, verbindet den Weinritterorden eine lange und enge Kooperation. Meine persönliche Verbindung zu dieser Bildungseinrichtung wurde außerdem durch die gewerkschaftliche Vertretung der dort tätigen Lehrerschaft begründet, die zu meinem Betreuungsbereich zählte.

Aber auch das Erzhaus Österreich ist mit dem Stift eng verbunden. So wurde die Kaiserin Zita, als sie am 14. März 1989 im Exil in der Schweiz verstorben war, vor der feierlichen Beisetzung in der Kapuzinergruft mehrere Tage im Stift aufgebahrt.

Erzherzog Karl hatte auch den konkreten Plan, den umfangreichen und bedeutenden Nachlass seines Vaters, Otto von Habsburg, in Klosterneuburg in Form eines Instituts anzusiedeln. Die Chorherren waren natürlich gerne bereit, die Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen und mit dem Land Niederösterreich zu kooperieren. Die unverständliche Hinhaltetaktik kleinlicher Beamter hat dies aber schließlich verhindert. Auch Propst Bernhard hat daher in einem Gespräch, bei dem ich anwesend war, Erzherzog Karl darin bestärkt, stattdessen die großzügige Einladung von Ungarns Ministerpräsident Orban anzunehmen, nämlich Nachlass und Institut in einem ganzen Stockwerk der sorgfältig renovierten Burg zu Budapest anzusiedeln und auch das Institut zu betreuen. Propst Bernhard kannte nämlich die eigenwillige heimische Beamtenkaste und die Politik mit ihrem begrenzten Horizont nur zu gut. Es war dies leider wieder eine der vielen verpassten Chancen und ein Beispiel für die ignorante Verleugnung der großen Geschichte unserer Heimat. Zu Habsburgs Tradition bekennt sich die Republik mit ihren kleinen Krämergeistern nämlich nur dann, wenn sie touristisch und ökonomisch verwertbar erscheint.

Ein alter Spruch besagt: *“Die Wege des Herrn sind unergründlich!”*

Dem halte ich entgegen, dass sie für viele unergründlich erscheinen mögen, allerdings sind sie immer richtig!

Daher sind Reben, Eidgenossen und Schweizergarde eine geglückte Symbiose. Und der eidgenössische Kreis aus Europas Reben schließt sich harmonisch, beginnend mit den Rebstöcken im Weinberg des Herrn und seinen treuen Gardisten aus der Schweizer Eidgenossenschaft im Vatikan, weiter mit dem Erzhaus Österreich und den Eidgenossen des Ordo Equestris Vini Europae bis zum großartigen Chorherrnstift Klosterneuburg, für welches in der Nachfolge von Propst Bernhard IV. ab A. D. 2020 der Kurienbischof und Freund Österreichs, Dr. Josef Clemens, als Apostolischer Delegat verantwortlich ist.

Von Klosterneuburg nach Mendoza

Rings um die Stadt Mendoza in Mittelargentinien, zwischen dem Atlantik und den mit Gletschern bedeckten Berggipfeln der Anden gelegen, befindet sich eine der größten Weinbauregionen der Welt. Dieser fruchtbare Landstrich hat für den Weinbau nicht nur das geeignete Terroir, sondern auch die entsprechenden Wettervoraussetzungen.

Im Rahmen eines in Buenos Aires stattfindenden Kongresses des Weltverbandes der Lehrer Ende der 90er-Jahre konnte ich auch eine Woche lang regionale Einrichtungen der Lehrgewerkschaft besuchen. Ich habe dazu sehr bewusst jene Route gewählt, die über Mendoza führt. Denn ich hatte den Wunsch, auch der dortigen Weinbauschule einen Besuch abzustatten.

Mit unseren argentinischen Freunden und in Begleitung einer Kollegin aus Polen und eines Kollegen aus Ghana wurden wir in der bekannten Ausbildungsstätte für Önologie von einem Fachlehrer, der Englisch sprechen konnte, sehr freundlich begrüßt. Diese Schule wird als Privatschule geführt und dies bezeichnenderweise von einem Orden, nämlich von den frommen Salesianern. Bereits beim Entree machte die Schule auf mich nicht gerade den Eindruck, auf dem allerneuesten Stand der technischen Entwicklung zu sein.

Allerdings – der liebenswürdige Fachlehrer, der mit uns Englisch sprach, führte uns durch die doch sehr weiträumige und großzügige Anlage. Wir besichtigten Rebschulen sowie Versuchsweingärten und waren von der Dimension der Einrichtung sehr beeindruckt.

Mitten während der Führung durch den Fachlehrer erschien der von ihm beim Empfang entschuldigte Direktor der Schule. Er war eine mehr als imposante Erscheinung. Ein Hüne von etwa zwei Meter Körpergröße im Salesianer-Habit drückte uns sehr kräftig und herzlich die Hand. Er erkundigte sich auch sehr höflich danach, woher wir denn kämen. Nun war ihm Ghana durchaus bekannt, auch Polen war für ihn natürlich ein Begriff, war doch der Heilige Vater aus Polen, aber bei mir war er etwas verunsichert, als er das Wort Austria vernahm. Ich beeilte mich hinzuzufügen, dass ich aus Europa käme und nicht etwa aus dem Lande der Kängurus.

Allerdings sah ich an seiner nachdenklichen Miene, dass er meine Herkunft noch immer nicht so ganz richtig zuordnen konnte, denn er fragte mich: „*Oh yes, yes, Austria in Europe! Is this near to Klosterneuburg?*“

Als ich dies mit dem Hinweis bestätigte, dass Klosterneuburg nach einem Kloster benannt und tatsächlich in Austria gelegen ist, erhellte sich seine Miene zusehends. Als ich ihm aber dann auch noch erzählte, dass ich die Weinbauschule in Klosterneuburg nicht nur sehr genau kenne, da sie in meinem Betreuungsbereich liegt, sondern überdies der Direktor ein guter Freund von mir ist, mischte sich in seine Freude auf einmal eine gewisse Ernsthaftigkeit. Er runzelte die Stirn und sagte zu dem uns begleitenden, netten Fachlehrer, natürlich auf Spanisch, in einem sichtlich vorwurfsvollen Ton: „*Da kommt jemand aus Klosterneuburg und du zeigst ihm unsere total veralteten Einrichtungen. Die haben doch dort eines der besten Labors der Welt, und in der Kellertechnik verwenden die sogar klimatisierte Tanks zur Vergärung!*“

Nun wollte ich nicht unhöflich sein und gab deshalb zu erkennen, dass ich des Spanischen doch soweit mächtig war, um zu verstehen, welche Vorwürfe er soeben dem armen, von ihm gescholtenen Lehrer gemacht hatte.

Ich versicherte ihm, dass dieser ein hervorragender önologischer Fachmann sei und wir viel auch für uns Neues und Interessantes von ihm gelernt hätten. Er könne daher durchaus stolz darauf sein, solche Lehrer an seinem Institut zu haben. Außerdem fügte ich noch hinzu, dass die Dimensionen dieser Schulungsstätte für mich sehr beeindruckend seien und jene von Klosterneuburg weit übertreffen würden.

Trotzdem drängte er nun darauf, dass wir uns von den etwas in die Jahre gekommenen technischen Anlagen weg und dem eigentlichen Produkt, nämlich dem Wein, zuwenden sollten. Nirgends kann man dies besser als in der Wohnstätte des Weines, also im Keller. Somit ging es schnurstracks in die imposanten und riesigen Weinkeller der Schule. Es waren wirklich beeindruckende, uralte Gewölbe mit einem hervorragenden Klima für den Wein. Was aber noch wichtiger war – sie waren wohl gefüllt mit zum Teil sehr alten, edlen Weinen aus den autochthonen Rebsorten der Region. In seinem persönlichen Kellergewölbe wurden dann besondere Raritäten verkostet. Als ich

ihm aber auch von meinem Engagement in der Europäischen Weinritterschaft erzählte, fragte er sehr treuherzig, wieviel Liter Wein so ein Weinritter pro Tag denn zu sich nehmen müsste. Ich habe ihn daher darüber aufgeklärt, dass wir ein Ritterorden des Erzhauses Österreich, also der „Casa de Austria“, sind und Otto von Habsburg „de la dinastia Habsburgo“ unser Ordenspatron ist. Da war er dann doch überzeugt, dass ich mich als „Eques de Vino“ vor allem der Qualität des edlen Weines, des christlichen Glaubens und der gesellschaftlichen Werte annehmen würde und es mir daher keineswegs um die Menge des eigenen Weinkonsums ginge.

Er schenkte mir daher beim herzlichen Abschied – verbunden mit der Bitte, seine besten Grüße nach Klosterneuburg zu überbringen – noch eine ganz besondere Flasche Messwein aus seinem eigenen Bestand. Dieses Geschenk darf seither, natürlich noch immer gut versiegelt, in meinem kleinen Weinkeller wohlbehütet ruhen bis zu dem besonderen Tag, an dem, wie ich hoffe, sein Inhalt zum wichtigen Teil der heiligen Liturgie werden wird.

Auf diese Art herzlich vom Pater Direktor verabschiedet und auch wohlgestärkt durch die ausgiebige Kellerlabung, konnten wir unsere Reise durch das riesige Weinbaugebiet rund um die Stadt Mendoza und das schöne, so facettenreiche Argentinien fortsetzen.

Eine Morgenmesse im Krakauer Bischofpalais

Krakau, die alte Hauptstadt von Kleinpolen und historische Stätte des polnischen Königtums, war sehr oft mein Reiseziel. Immer wieder fasziniert mich diese Stadt mit den alten Stadtmauern und ihrer Burganlage, dem Wawel. Hoch über der in weiten Bögen majestätisch dahinfließenden Weichsel thronen dort das Königsschloss und die altherwürdige Kathedrale mit den Königsgräbern.

Der historische Stadtkern mit dem riesigen Marktplatz und den Tuchhallen in der Mitte strahlt ein mittelalterlich geprägtes Flair aus. Die Geschichtsverbundenheit zeigt sich zu jeder vollen Stunde mit dem Trompetensignal vom Turm der Marienkirche, welches an die Sage vom Turmwächter Hejnal, der,

von einem Pfeil tödlich durchbohrt, sein warnendes Signal zur Zeit der Tatarenstürme so abrupt abbrechen musste.

Die Geschichte Polens an der Nahtstelle zwischen Zentraleuropa und den Weiten des Ostens war von permanenten Kämpfen geprägt. Leider gab das Wahlkönigtum mit dem Sejm, der Ständeversammlung, dem Land nie wirklich die notwendige Stabilität. Groteske Vetorechte konnten so das staatliche Handeln immer wieder blockieren. Das hatte zur Folge, dass dieses Land jahrhundertlang zum tragischen Spielball der europäischen Großmachtpolitik wurde, mehrmals aufgeteilt wurde und schließlich von der Landkarte verschwand. So konnte es in seiner Geschichte kaum Perioden nationaler Unabhängigkeit erleben. Erst nach dem 1. Weltkrieg wurde Polen wieder zu einem selbstständigen Staatsgebilde, welches aber von Hitler überfallen und besetzt und schließlich durch Stalins brutale Expansionspolitik nach dem zweiten Weltkrieg um mehr als ein Drittel seines Territoriums, vor allem auf Kosten des deutschen Schlesien, nach Westen verschoben wurde. Millionen von Menschen, sowohl Deutsche als auch Polen wurden vertrieben und umgesiedelt.

Die Gallionsfigur der polnischen Solidarnosz-Bewegung und spätere Präsident Polens, Lech Wałęsa, hat dies bei einer Veranstaltung im Parlament in Wien in einfachen Worten auf den Punkt gebracht. Er war nämlich zur Verleihung des „Leopold Kunschak Preises“ nach Wien gekommen und beschrieb in seinem Dankeswort die Geschichte Polens folgendermaßen:

„Polen ist ein sehr schönes und fruchtbares Land. Es hat aber zwei große Nachbarn, die die Angewohnheit hatten, einander, nicht immer mit friedlichen Absichten, zu besuchen. Bei diesen regelmäßig wiederkehrenden Besuchen mussten sie natürlich Polen durchqueren. Dabei stellten sie immer wieder die Schönheit Polens fest und entschlossen sich daher zum Bleiben!“

Dass Polen diese immer wiederkehrende abwechselnde Aufteilung und Besetzung durch Russland und Deutschland, sogar verbunden mit dem Verbot der polnischen Sprache und Kultur, trotz allem als Nation überdauert hat, ist zum entscheidenden Teil der tiefverwurzelten Gläubigkeit der Bevölkerung zu verdanken. Diese hat auch mit der Katholischen Kirche eine tragende und entscheidende Rolle bei der Überwindung des Kommunismus gespielt.

Bei einem meiner zahlreichen Besuche in dieser schönen Stadt, im Rahmen der Gedenktage zur Befreiung von Auschwitz, wie immer im bitter kalten Jänner, begleitete mich eine mehrköpfige Delegation der GÖD. Damals waltete noch ein hauptamtlicher Diplomat des österreichischen Außenministeriums als Generalkonsul in Krakau. Natürlich war er von meiner Anwesenheit informiert. Ich habe ihn vor allem wegen des neuen Erzbischofs in Krakau kontaktiert. Es war dies Stanislaw Kardinal Dziwisz, der langjährige Sekretär von Papst Johannes Paul II., der ja als Erzbischof von Krakau zum Papst gewählt worden war. Der Generalkonsul hatte auch für mich den Kontakt zu ihm hergestellt. Ich hatte nämlich vor, dem Erzbischof mit unserer Delegation unsere Aufwartung zu machen. Ich erhielt die Mitteilung, dass ein solcher Besuch allerdings nur im Rahmen der Frühmesse um 7 Uhr im Erzbischöflichen Palais möglich sei und wir vom Generalkonsul um 6:30 Uhr von unserem Hotel abgeholt würden. Wir sollten dann vom Hotel, welches sich keine zehn Minuten Fußmarsch weit vom Bischofssitz befand, mit ihm zur Morgenmesse wandern. Spät abends erhielt ich aber noch den Anruf des Generalkonsuls, der mir mitteilte, dass für den Morgen ein Temperaturtiefstand weit unter 20 Grad minus zu erwarten ist. Er schlug daher vor, diesen Weg mit Autos zurückzulegen. Es blieb allerdings nur bei einem Auto, denn es hatte aus unserer Delegation lediglich Roland Gangl vor, mich bei diesem Besuch zu begleiten. Daher wurden wir beide in noch stockdunkler Nacht und bei klirrender Kälte vom Generalkonsul abgeholt und mit dem Dienstwagen in das Bischofspalais gefahren.

Dort erwartete uns in der schön geschmückten und wohlig beheizten Kapelle der Zeremoniar des Erzbischofs, der mir mitteilte, dass ich eingeladen sei, eine Lesung in dieser Messe in deutscher Sprache vorzutragen. Ich habe dies nicht nur sehr gerne getan, sondern ich war mir auch des Wertes dieser Geste als doch recht guter Kenner der tragischen Geschichte Polens durchaus bewusst.

Vor dem Altar war noch eine sehr stattliche Weihnachtskrippe aufgebaut mit schönen Figuren, die jede etwa 50 cm hoch war. Mitten unter den Hirten, die das Jesuskind anbeteten, stand in gleicher Größe auch die Figur von Papst

Johannes Paul II., der damals noch nicht zur Ehre der Altäre erhoben worden war.

Es war eine wirklich berührende Begegnung mit dem Nachfolger des Heiligen Vaters auf dessen Bischofssitz, an den sich auch Roland Gangl noch gerne erinnert, der es, dies weiß ich, nicht bereut hat, zur nachtschlafenden Zeit und klirrender Kälte mit mir durch Krakau gefahren zu sein.

Die grimmige Kälte hat uns aber alle dann noch sehr ausgiebig bei den darauffolgenden Gedenkfeiern im KZ Auschwitz eingeholt.

Krakau ist aber nicht nur ein höchst geschichtsträchtiger Ort, sondern es ist auch heute noch voll von pulsierendem Leben, mit seiner alten Universitäts-tradition und seiner Kunstszene. Auch das Kunsthandwerk blüht in dieser Stadt.

In den berühmten Tuchhallen werden auch zwei Spezialitäten dieser Stadt feilgeboten, die sonst nirgends anzutreffen sind. Es sind dies die traditionellen „Papierkrippen“, die kunstvoll lediglich aus Papier, Pappe und Stanniol-papier zusammengeklebt und geformt werden. Manche dieser Kunstwerke, die zimmerhoch gefertigt sind, kann man in einer Ausstellung bewundern. Ebenso die ganz einfachen und kleinen Krippen, die schon die Kinder, dieser Tradition folgend, in der Schule herstellen. Die erste Krakauer Papierkrippe konnte ich übrigens im Haus von Franz Olah bewundern, der mir ihre Herkunft als ein Geschenk eines aus Krakau stammenden KZ-Kameraden erklärte.

Die zweite Rarität, die man in den Tuchhallen neben den in dieser Region allgegenwärtigen Kunstwerken aus Bernstein finden kann, sind etwa 30 cm hohe Holzfiguren. Sie sind aus sehr weichem und leichtem Holz gefertigt. In sehr einfacher, naiver bäuerlicher Schnitzfertigkeit zeigen sie typische jüdische Gestalten aus der leider vernichteten blühenden Kultur der jiddischen Shtetlech, der großen, ehemaligen jüdischen Gemeinde Krakaus. Sie sind alle im schwarzen Kaftan gekleidet und tragen charakteristische Gegenstände, es gibt sie zum Beispiel als Wasserträger, Fiedler, Dudelsackpfeifer oder Rabbiner mit der Menora. Ich habe eine ganze Serie dieser nur in Krakau angebotenen Figuren meiner lieben Frau Christa mitgebracht, die sie mit

mir gemeinsam in den Tuchhallen schon einmal bei einem früheren Besuch der Stadt sehr bewundert hatte.

Diese kleine Schar von Figuren steht nun seit Jahren bei uns zur Erinnerung an diese besondere Stadt auf einem Bücherbord. Das einzige Problem, welches sich von Zeit zu Zeit ergeben hat, war, dass ich die Figuren, nachdem sie beim Säubern mit dem Staubwedel behandelt worden waren, wieder in eine zwanglos fröhliche Gruppierung bringen musste. Dienstbare Geister lieben es nämlich hartnäckig, stets eine gestrenge Ordnung auch auf den Regalen herzustellen. Ihre Hände haben daher immer wieder diese Figuren nach ihrer gründlichen Entstaubung wie zu einer streng ausgerichteten, preußischen Militärparade in Reih und Glied aufgestellt. Diese Art der Aufstellung war natürlich für diese würdigen Vertreter aus Holz einer leider weitgehend untergegangenen jüdischen Kultur des schönen alten Krakau alles andere als passend und bedurfte daher stets meiner korrigierenden Hand.

Mariazell in Washington, D.C.

Die Vereinigten Staaten sind in sehr vielem von uns in Europa verschieden. Selbst in der katholischen Kirche finden wir nicht nur andere Dimensionen, sondern auch eine unterschiedliche Mentalität. Auch wenn nach unseren europäischen Maßstäben ihre Dimensionen riesig sind, so ist sie nicht wie bei uns die mehrheitlich dominierende Kirche. Die Majorität bildet vielmehr eine Vielzahl von christlichen reformierten Glaubensgemeinschaften und Freikirchen.

Auch die Aufbringung der materiellen Grundlage ist sehr unterschiedlich. Dies erfolgt von den Katholiken in den USA mittels direkter Zuwendungen und nicht mit einer verbindlichen Kirchensteuer. Trotzdem gehört die katholische Kirche der USA zu den reichsten Kirchen der Welt. Dies ist auf großzügiges Mäzenatentum zurückzuführen, aber auch auf eine typisch ökonomisch-unternehmerische Mentalität des Klerus. Dies wird einem bei einem

Besuch der größten katholischen Kathedrale Nordamerikas so richtig bewusst. Es ist dies die „Shrines Cathedral“ in der Hauptstadt Washington, D.C., die auf einem Hügel, umgeben von viel Grün, am Rande des riesigen Campus der Katholischen Universität von Amerika thront. Stilistisch ist diese junge Kirche ein Sammelsurium der unterschiedlichsten geschichtlichen Bauepochen, mit einem hochaufragenden, an die Gotik erinnernden Turm und einer gewaltigen Kuppel in byzantinischem Stil, deren Bau erst 2017 vollendet wurde. Sie beherbergt aber auch Historisches, nämlich die Päpstliche Tiara aus Rom, die Dreifachkrone, die auch noch heute das offizielle Wappen des Vatikan schmückt. Papst Paul VI. hat sie als Zeichen des Verzichts auf menschliche Herrlichkeit abgelegt. Sie wurde von Katholiken der USA angekauft und der Erlös karitativen Zwecken zugeführt. Seither ist diese päpstliche Tiara in diesem Gotteshaus ausgestellt. Es beherbergt aber auch an die 70 Kapellen zu Ehren der Gottesmutter in der Unterkirche. Eine davon wurde von Österreich als Kapelle von Mariazell in der riesigen Krypta errichtet.

An der Fertigstellung dieser Mariazell-Kapelle durfte ich mich auf Einladung von Dr. Herbert Schambeck ein wenig beteiligen. Treibende Kräfte für dieses Projekt war neben Alois Mock vor allem Herbert Schambeck, der auch für die Finanzierung dieser Kapelle durch Österreich sorgte. Die Erzdiözese Washington stellte lediglich den Platz in der Unterkirche zur Verfügung, hatte aber sehr strenge Ansprüche an Materialien und künstlerische Gestaltung bei der praktischen Umsetzung. Da im Gegensatz zu den USA in Österreich bei der Finanzierung auf die Spendenfreudigkeit von Einzelpersonen nicht gezählt werden konnte, gelang es Schambeck, zur Finanzierung nicht nur die Republik Österreich, sondern auch Bundesländer und Organisationen der Sozialpartnerschaft zu gewinnen. Der für Mariazell zuständige Bischof, Dr. Egon Kapellari, stellte eine sehr alte Replik der Mariazeller Madonna zur Verfügung, für die das Denkmalamt auch die Ausfuhr bewilligte. Als ich von Schambeck zu diesem Projekt beigezogen wurde, fehlten vor allem Fenster, die, von hinten beleuchtet, den Eindruck vermitteln sollten, dass sich diese

Kapelle nicht in der Krypta ohne Tageslicht befindet. Dazu schlug der im Außenministerium für Baufragen zuständige Architekt Glasfenster im gotischen Stil aus bunten Elementen in Bleifassung vor.

Allerdings gab es kein Budget, um Künstler und Firmen damit zu beauftragen. Ich pilgerte daher, wie so oft, mit dieser Idee nach Kramsach am Inn in die angesehene Glasfachschule. Der Direktor, Rudolf Trawöger, war mir freundschaftlich verbunden und hat mir bei solchen Anliegen auch stets geholfen. Er hat daher für diese bleigefassten Fenster höchst persönlich einen wunderbaren Entwurf erarbeitet, welcher allerdings von den Verantwortlichen in Washington als künstlerisch zu progressiv abgelehnt wurde. Trawöger nahm diese typische US-Mentalität der Überheblichkeit gelassen hin und zeichnete einen zweiten Entwurf, der dann auch vor dem amerikanischen Kunstsinn Gnade gefunden hat. Die Fenster wurden ohne jede Honorarverrechnung, die Materialkosten hatte die Fraktion Christlicher Gewerkschafter übernommen, in Rekordzeit von Lehrerschaft und den Schülerinnen und Schülern in Kramsach fertiggestellt und mit Kurierpost des Außenministeriums nach Washington gebracht. Dort sorgte ein in den USA tätiger Architekt für Montage und den weiteren Ausbau der Kapelle. Mit Architekt Böckl konnte ich auch die weiteren Einrichtungs- und Ausschmückungserfordernisse absprechen.

So sollte der Altarsockel vom österreichischen Bundeswappen, begleitet von den neun Bundesländerwappen, in Bronzeguss geschmückt werden. Auch diese Arbeiten wurden auf meine Bitte und Vermittlung von Österreichs technisch-gewerblichen Schulen großzügig erledigt. Die Künstler der Bildhauerei der HTL Innsbruck modellierten zum Beispiel die Wappen, die HTL Klagenfurt übernahm den Bronzeguss und andere sorgten für die Möbel des Altarraumes und das Altarkreuz mit den im gleichen künstlerischen Stil gehaltenen weiteren Altarutensilien.

Bei der Eröffnung, die dank dieser großzügigen Unterstützung von unseren berufsbildenden mittleren und höheren Schulen in Kooperation mit dem Außenministerium zum geplanten Zeitpunkt stattfinden konnte, durfte auch ich

der geladenen Gästeschar angehören. Als sich die aus Österreich angereisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer vor der Einweihung zu einem Empfang gemeinsam trafen, fand natürlich auch eine Vorstellungstour für die neu Hinzugekommenen statt. Diözesanbischof Egon Kapellari hatte den Pater Superior Karl Schauer aus Mariazell an seiner Seite.

Ich kannte Pater Karl, der die Geschicke der Basilika des Nationalheiligtums mit umsichtiger, aber auch kräftiger, ja manchmal sogar strenger Hand lenkte, schon seit langer Zeit. Neben der riesigen Aufgabe der Organisation des intensiven Wallfahrtwesens, also der eigentlichen spirituellen Aufgabe in Mariazell, hatte er sich auch um die profanen Sorgen zum Erhalt dieser Wallfahrtstätte zu kümmern. Wer immer sich mit alten Gebäuden hat beschäftigen müssen, der weiß, was es heißt, eine Basilika dieser Dimension, unter Beachtung der Auflagen der Denkmalspflege nicht nur zu erhalten, sondern auch zu renovieren. Diese beiden Aufgaben hat er viele Jahre lang mit Bravour gemeistert. Er war dabei auch unermüdlich, Persönlichkeiten sowohl auf geistlicher Ebene, aber auch auf profan-materieller Ebene zum Engagement für Mariazell zu gewinnen. Dabei kam ihm seine gewinnende Art, auf Menschen zuzugehen und sie direkt anzusprechen, sehr zugute. Manchmal war seine Art aber auch sehr direkt, eben, wie manche meinten, zu ehrlich. Denn er hat das ausgesprochen, was ihm auf der Zunge lag. Das hat ihm daher auch so manche Kritik eingebracht. Bischof Kapellari, ein begnadeter Mann der Kunst, der Kultur und des geschriebenen Wortes, war im Gegensatz zu ihm um stete Zurückhaltung bemüht. Er hat daher Pater Karl sehr gerne unter seine fürsorgenden Fittiche genommen.

Doch zurück zu unserem gemeinsamen Abend auf einer Terrasse bei sommerlichem Wetter. Gute Weine aus Kalifornien trugen zur guten und gelösten Laune der Reisegesellschaft bei. Mit dabei war bei allen Reisen, die Herbert Schambeck organisierte, die Gattin von Dr. Josef Taus, der auch einige Zeit die Geschicke der Österreichischen Volkspartei bestimmt hat. Frau Martha Taus hat die Reisegesellschaften immer mit ihrer stets fröhlichen und gewinnenden Art angenehm belebt. Sie musste allerdings diese Reisen stets ohne

ihren Ehemann antreten, der sich damals bereits aus der Politik zurückgezogen hatte, und sich seinen wirtschaftlichen Projekten widmete. Dies hat aber die liebe Frau Taus in keiner Weise daran gehindert, diese gemeinsamen Ausflüge in die weite Welt fröhlich und mit guter Laune zu genießen.

Als sich Bischof Kapellari in Begleitung von Pater Karl Schauer einer Gruppe von Teilnehmerinnen und Teilnehmern näherte, in deren Mitte Frau Taus vergnügt und scherzend einem Glas Wein zusprach, stellte er den Pater Superior, wie es sich gehört, der gnädigen Frau Taus vor. Pater Karl ergriff artig ihre Hand. Allerdings fragte er wissbegierig und sehr interessiert, wie er stets war: *„Taus? Sind Sie verwandt mit Dr. Taus, dem ehemaligen Obmann der ÖVP?“*

Frau Taus lachte freundlich und sagte: *„Ja, das bin ich.“*

Darauf meinte unser guter Pater Karl völlig unbedarft, ehrlich und offen, wie er nun einmal war, und wohl auch ein wenig irregeleitet durch die dezente Ausleuchtung der abendlichen Terrasse: *„Oh, das freut mich aber, seine Frau Mama kennenzulernen!“*

Die Umstehenden in der Gruppe, die Martha Taus natürlich gut kannten, wunderten sich über die prompt folgende Reaktion von Frau Taus überhaupt nicht. Denn sie klärte, dabei herzlich und ehrlich lachend, den erstaunten Pater darüber auf, dass sie die Ehefrau und nicht die Mutter vom Pepi Taus sei. Bischof Kapellari an der Seite von Pater Karl allerdings erstarrte geradezu vor Schreck und presste mehrmals und sich dauernd vorneigend eine Mischung aus Entschuldigung und Erklärung über seine Lippen: *„Karl, du sprichst zu viel! Karl, du sprichst zu viel!“*

Die zerknirschte und demütige Entschuldigung des Hochwürdigen Pater Superior wurde von Frau Taus natürlich auch sofort angenommen. Frau Taus war auch in keiner Weise indigniert, sondern konnte über diesen kleinen Ausrutscher des Hochwürdigen Pater Superior, wie es ihrer stets fröhlichen Art entsprach, noch öfter herzlich lachen.

Der Landeshauptmann und sein Herzogshut

Zur feierlichen Weihe des Altares der Mariazell Kapelle in der Shrines Kathedrale gab es noch am Vortag eine abschließende Besprechung mit dem Erzbischof von Washington D.C. , James Aloysius Kardinal Hickey.

Die feierliche Altarweihe mit dem Besprengen mit Weihwasser, das fünffache Abbrennen des Weihrauches, die Salbung des Altartisches und schließlich die Ausbreitung des Altartuches sollte gemeinsam mit dem Spiritus Rektor, Bischof Egon Kapellari, am nächsten Tag erfolgen. Dazu hatte sich auch der Landeshauptmann der Steiermark, Dr. Josef Krainer, angesagt. An der Besprechungsrunde nahmen natürlich Dr. Herbert Schambeck und der damalige Botschafter Österreichs, Dr. Fritz Höss, teil. Fritz Höss war ein Ursteirer, er hat die Steiermark auch einige Zeit im Bundesrat vertreten. In der Zeit, als die ÖVP in Opposition war, fungierte er sogar als Botschafter der Steiermark in Wien. Als die Anfeindungen Österreichs mit der berüchtigten Watchlist-Eintragung von Dr. Kurt Waldheim am Höhepunkt war, hat man ihn zum österreichischen Missionschef in den USA gemacht. Das war einer der seltenen politischen Lichtblicke der damaligen Bunderegierung. Denn Fritz Höss verkörperte mit seiner Herkunft, seiner Bildung, ja sogar mit seinem äußeren Erscheinungsbild den gestandenen Österreicher. Seine Oberlippe zierte ein mächtiger Bart, der jedem Wiener Fiaker der Kaiserzeit zur Ehre gereicht hätte.

Gegen Ende der Besprechung erschien etwas aufgeregt ein Mitarbeiter des mit der Ausführung beauftragten Architekten. Er verkündete verzweifelt, dass die Wappen der Bundesländer, die in Bronze gegossen an der Vorderseite des Altarsteines, gemeinsam mit dem Bundeswappen montiert werden sollten, von den Arbeitern leider durcheinandergebracht worden seien. Sie sollten nämlich in alphabetischer Reihenfolge fixiert werden. Da ich diese Wappen habe anfertigen lassen, hatte ich sie auch in der richtigen Reihenfolge zur Montage am Morgen in der Kapelle bereitgelegt. Nun aber waren sie durcheinandergeraten, und nicht einmal der Mitarbeiter unserer Botschaft war sich über die richtige Reihenfolge sicher. So wurde ich kurzerhand in

den Dienstwagen des Botschafters verfrachtet und unter diplomatischem Schutz in Windeseile, mit polizeilicher Blaulichtbegleitung, quer durch Washington in die Kathedrale kutschiert. Die Wappen wurden von mir wieder in die richtige Reihenfolge gebracht und konnten nun problemlos montiert werden.

Als ich zur Botschaft zurückgekommen war, machte der Botschafter seinem Mitarbeiter gerade den belehrenden Vorwurf, dass man doch die einzelnen Bundesländerwappen leicht zuordnen können müsse. Das lerne man doch schon in der Volksschule. Und außerdem hätten ja einige einen Herzogshut, sodass man sie daher auch daran gut unterscheiden könne.

Nun stellte sich aber zum Schrecken für den Herrn Botschafter heraus, dass die architektonische und künstlerische Vorgabe es gewollt hat, dass die neun Wappen der Bundesländer gleich groß sein mussten. Daher wurde eine stilisierte Form gewählt, die auf die aufgesetzten herzoglichen Attribute unter Berufung auf die künstlerische Freiheit verzichtet hat.

Fritz Höss schnappte nach Luft und fragte mit hochrotem Kopf: *„Was, unser steirischer Panther hat keinen Herzogshut?!“* Als wir das bestätigten, näherte sich sein Zustand einem beginnenden Herzinfarkt. Er polterte laut drauflos und meinte dann resigniert und stöhnend: *„Und morgen kommt doch der Joschi, und morgen kommt der Joschi!“*

Gemeint war der Landeshauptmann Dr. Josef Krainer. Er setzte sein heftiges Lamento noch weiter fort und belehrte mich empört, ob ich denn nicht wisse, dass es sich bei einem Panther ohne Herzogshut, bloß um das Wappen der Stadt Graz handelt. Nun, seither weiß ich es. Ich versuchte aber nun, unseren guten Fritz zu beruhigen, und sicherte ihm zu, alle Schuld vor dem Landeshauptmann auf mich persönlich zu nehmen.

Zum abendlichen Empfang in der Residenz des Botschafters erschien auch wie angekündigt der Landeshauptmann der Steiermark. Ich war Dr. Krainer bereits bekannt, und so ging ich bei der ersten sich ergebenden Gelegenheit auf ihn zu, um ihn vorerst artig zu begrüßen. Joschi Krainer war, wie schon sein Vater, ein Vollblutpolitiker besten steirischen Schlages. Nach der

freundlichen Begrüßung begann ich meinen Canossagang: „*Herr Landeshauptmann, ich muss Dir etwas Furchtbares beichten.*“ Er blickte mich etwas erschrocken an und fragte besorgt, was denn so Schreckliches passiert sei. Ich klärte ihn über den leider hutlosen steiermärkischen Panther auf. Er hat sehr aufmerksam zugehört und dann gefragt: „*Ist nur die Steiermark ohne Herzogshut?*“ Ich erklärte ihm, dass bei allen Wappen auf diese Zier aus künstlerischen Gründen verzichtet worden war. Da meinte er lachend und mir beruhigend auf die Schulter klopfend: „*Ja, wenn keines der Wappen einen Herzogshut hat, dann ist das doch in Ordnung und überhaupt kein Problem!*“

Erleichtert war nicht nur ich, sondern auch Fritz Höss, der aus sicherer Entfernung meinen Beichtgang belauscht hatte. Gemeinsam erhoben wir daher sehr entspannt mit dem Landeshauptmann ein Glas guten steirischen Weines.

Die Einweihung des Altares am nächsten Tag war auch ein großartiges gesellschaftliches Ereignis, denn aus allen Teilen der USA waren Auslandsösterreicher angereist, die als höchst erfolgreiche Menschen in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst auch großzügige Mäzene der Kirche waren.

Nach der beeindruckenden Weihe unseres Altares musste sich Joschi Krainer leider auch schon wieder verabschieden. Aber er hat mir beim Abschied noch versichert, dass die Wappen den Altar ganz ausgezeichnet schmücken, und mit einem Augenzwinkern fügte er hinzu: „*Natürlich ist das schönste von den Wappen der steirische Panther, auch ohne Herzogshut!*“

Jahre später gedachte ich mit Dr. Krainer beim Begräbnis von Fritz Höss, welches aber nicht in der Steiermark stattfand, sondern in der königlichen Freistadt Eisenstadt, auch dieser gemeinsamen Begebenheit in Washington. Die ergreifende Trauerrede hielt Fürst Schwarzenberg, der nicht nur als Außenminister der Tschechischen Republik in Fritz Höss einen guten Berater hatte, sondern mit ihm auch sehr freundschaftlich verbunden war.

Geistliche Witze und apostolische Intermezzi

Die beste Komik ist bekanntlich die unfreiwillige Komik. Manchen Menschen ist eine natürliche Begabung dafür nicht abzusprechen. Etwas schwieriger ist es jedoch mit der gewollten, der gezielten Komik. Sei es die Komik als Erwerbsquelle und Beruf, wobei das Kabarett auch als Maßstab für die Kultur einer Gesellschaft gelten kann. So betrachtet befinden wir uns derzeit leider in einem absoluten Tief dieser Sparte der Kulturszene. Nach hochgebildeten und geistreichen Vertretern wie Fritz Grünbaum, Karl Farkas oder Ernst Waldbrunn ging es nur mehr steil bergab.

Wir halten derzeit leider bei einer stümperhaften Realität, die zwischen Peinlichkeiten, Obszönitäten und plumpem Politisieren hin und her taumelt.

Man macht sich vor allem nicht bloß lustig über die Politik, die staatlichen Einrichtungen und den Glauben, sondern würdigt sie herab. Leider ist dieses Treiben auch zutiefst humorlos, aber stets voll Schadenfreude und Häme.

Humor manifestiert sich seit jeher auch im Weitergeben lustiger Geschichten, landläufig auch Witze genannt. Ob und wie jedoch Witze zur Heiterkeit tatsächlich beitragen, wird allerdings höchst subjektiv gesehen. Es kommt dabei auch darauf an, wo, wann, wie oft und vor wem solche Scherze zum Besten gegeben werden.

Sogar geistliche Herren machen bekannterweise manchmal Witze. Ob solche geistliche Witze auch immer geistreich sind, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Sehr beliebt ist aber bei ihnen die Weitergabe von Witzen vor allem in der Endphase der Faschingszeit. In dieser Zeit müssen sogar die Kirchenkanzeln dafür herhalten. Allerdings hängt die Wirkung des Witzes sehr von der Darstellungskunst der Erzählenden und der Stimmungslage des Auditoriums ab.

Sehr gut ist dies vor wenigen Jahren dem Bischof von Regensburg in einer Predigt zum Faschingssonntag und über die Erteilung des bevorstehenden Aschenkreuzes gelungen.

Der Pfarrer einer Gemeinde in Bayern, so erzählte er, war am Ende der Faschingszeit mit der Vorbereitung des Aschermittwoches und der Erteilung

des traditionellen Aschenkreuzes beschäftigt. Der Andrang der reuigen Sünder nach den ausgelassenen Karnevalwochen war stets sehr groß, und die Erteilung des Kreuzes hat daher immer sehr lange gedauert. Daher hatte er die Idee, seinen braven, aber etwas einfältigen Mesner aktiv einzubinden. Er eröffnete dem biederem Mann, dass diesmal das Aschenkreuz auch von ihm gegeben werden soll. Denn dieses Aschenkreuz kann auch ein geeigneter Laie spenden, dazu muss man nicht ein Geistlicher sein. Er erklärte dem Mesner leicht verständlich die Zeremonie, die diesem ja seit Jahren bekannt war. Natürlich musste der gute Mann auch den vorgesehenen Satz dazu sagen: *“Bedenke, Mensch, dass du Staub bist und zum Staub zurückkehrst!”* Natürlich hatte der Mesner Bedenken und sträubte sich gegen diesen Auftrag. Er meinte, dass er das Kreuz durchaus spenden könne, aber der Spruch dazu, das könne er nicht. Der Pfarrer schrieb ihm den Text sogar auf und beauftragte ihn, die paar Wörter auswendig zu lernen. *„Die paar Wörter wirst Du Dir doch noch merken können!“*, schärfte er dem Mesner aufmunternd ein. Der gute Mann memorierte stundenlang und brav diesen für ihn so herausfordernden Text. Der Pfarrer hat ihn zu Beginn der Messfeier noch abgefragt und alles schien in bester Ordnung. Als aber der große Moment gekommen war und der Mesner schon die Schale mit der Asche in Händen hielt, raunte er dem Geistlichen in panischer Verzweiflung zu: *„Wie heißt denn der Spruch, wie heißt der Spruch?“* Der Pfarrer, schon auf dem Weg zum ersten reuigen Sünder, war über seinen unbeholfenen Mesner sichtlich verärgert, und zischte kurz angebunden zurück: *„Hörst! Du bist a Depp und Du bleibst a Depp!“* und begann mit der feierlichen Erteilung des Aschenkreuzes. Dem armen Mesner blieb nichts Anderes übrig, als auf der anderen Seite des Altares es ihm nun gleichzutun. Denn dort hatte sich ebenfalls bereits eine Schlange von erwartungsvollen und demütigen Gläubigen gebildet. Als Erster kniete ausgerechnet der Bürgermeister vor dem verunsicherten Mesner nieder und empfing in Demut die Asche auf sein Haupt. Da aber der Mesner dabei stumm blieb, sah er erwartungsvoll zu ihm auf. Da sagte der verwirrte Mesner: *„Hörst, du bist a Depp und du bleibst a Depp, Amen!“* Da meinte der verdutzte Bürgermeister vorwurfsvoll: *„Du, das hat früher aber ganz anders geheißen!“* Der biedere Mesner aber hatte inzwischen wieder

zu seiner neuen Amtswürde zurückgefunden und meinte nur wissend und belehrend: „*Ja früher, da war halt alles noch in Latein!*“

Beliebt sind auch Witze, die sich auf interne, bei aller Frömmigkeit doch auch vorhandene und zutiefst menschliche Eifersüchteleien und Rivalitäten zwischen Ordenskongregationen beziehen. Ein solches Konkurrenzdenken wird auch den Benediktinern und den Jesuiten nachgesagt.

Einmal, so sagt die Mär, sei diese Konkurrenz zwischen den Benediktinern und den Jesuiten, die nach ihrem Namen die Abkürzung für ihre Ordenszugehörigkeit mit den Initialen S. J. für „Societas Jesu – Die Gesellschaft Jesu“ setzen, wieder einmal eskaliert. Um diesen Streit zu schlichten, wurde sogar der Heilige Vater darum bemüht, kraft seines Amtes festzustellen, welcher der beiden Orden für die Römische Kirche der wichtigere sei. Der Papst hat aber dieses Ansinnen mit dem Argument zurückgewiesen, dass doch beide Kongregationen gleich wichtig seien. Die frommen Streithähne ließen aber nicht locker. Sie wollten eine Entscheidung. Der Heilige Vater hat daher, um einer persönlichen Entscheidung aus dem Weg zu gehen, diese einem Gottesurteil anvertraut. Er versammelte daher das Kardinalskollegium unter der riesigen Kuppel von St. Peter um sich, damit mit ihren gemeinsamen Gebeten ein göttliches Zeichen erfolgen möge. Die Gebete dauerten sehr lange, aber es gab keinerlei Zeichen. Schon sehr erschöpft und bereits verzweifelt, blickten am dritten Abend des Betens die frommen Herren zur Kuppel des Peters Domes empor. Denn von dort flatterte ein kleines Blatt Papier langsam zu ihnen herab. Der Sekretär des Heiligen Vaters eilte voller Freude dem herabschwebenden Papier entgegen. Alle waren der Überzeugung, dass dies das so sehnlich erwartete Zeichen von ganz oben sein müsse. Er überbrachte diesen Zettel mit der Botschaft dem Papst. Dieser faltete ihn mit zitterigen Händen und erwartungsvoll auf. Die Inschrift, die darauf zu lesen war, lautete wie folgt: *“Natürlich sind die Benediktiner der wichtigste Orden! Gott Vater, S. J.“*

Etwas gröber ist allerdings folgender Witz der Benediktiner über die Jesuiten. Als das neugeborene, liebliche Jesuskind in Betlehem in der Krippe lag und

das erste Mal seine göttlichen Äugelein öffnete, blickte es zu seiner rechten Seite und sah einen Esel. Als es sich nach links wandte, fiel sein Blick auf einen Ochsen. Das war also die „Gesellschaft Jesu“.

Auch Päpste haben dem Humor sehr ausgiebig gehuldigt. Vor allem um Papst Johannes XXIII. ranken sich viele heitere Anekdoten.

Von Johannes Paul I., der leider nach sehr kurzer Amtszeit so früh verstarb, ist uns auch ein sehr humorvolles Buch mit erfundenen Briefen an wichtige Persönlichkeiten erhalten.

Der Papst aus Polen, Johannes Paul II., aber hatte eine ganz spezielle und dabei auch vielseitige Art, seinen Humor auszudrücken.

Im Gedenkjahr von Thomas Morus konnte ich mit meiner Frau und unserem jüngeren Sohn, Helmut-Rudolf an einer Festveranstaltung mit Papst Johannes Paul II. in der großen Nervi-Audienzhalle teilnehmen. Als der Heilige Vater seine Festansprache nach einer schönen musikalischen Einleitung hielt, musste er kräftig niesen. Er unterbrach daher seine Rede kurz, und als er sein Taschentuch wieder verstaut hatte, meinte er nur sehr trocken: „*Intermezzo!*“

Darauf setzte er seine Ausführung wie stets in seinem polnisch untermalten Italienisch fort. Doch bald darauf musste er wieder niesen. Nach dieser Unterbrechung meinte er wieder lächelnd: „*Intermezzo Secondo*“.

Als fast schon gegen Ende seiner Rede ein dritter Niesanfall störte, meinte er mit gespielter Strenge: „*Intermezzo basta!*“

Bei seinem Besuch in Deutschland wurden ihm wie stets viele Geschenke überreicht und besondere Aufmerksamkeiten zuteil. Als er nach einem anstrengenden Vormittag bereits rechtschaffen müde bei einem gemeinsamen Mittagessen mit allerlei Würdenträgern saß, sprach ihn einer seiner Prälaten auf die vielen Geschenke an, die er erhalten hatte. Der Papst liebte es aber nicht sonderlich, beim Essen unnötig gestört zu werden. Dies hielt den eifrigen Prälaten jedoch nicht davon ab, dem Heiligen Vater das besondere Geschenk einer „Lebenslangen Ehrenmitgliedschaft“ beim berühmten Fußballklub Schalke 04 begeistert näher zu erklären. Der Papst löffelte aber sichtlich

unbeeindruckt weiter seine Suppe. Doch der redselige Mitarbeiter schwärmte weiter, welche große und seltene Ehre diese Ehrenmitgliedschaft doch sei. Und um dies noch besonders zu unterstreichen, meinte er begeistert: *„Heiliger Vater! Bedenken Sie doch, damit ist natürlich ein besonderer Ehrenplatz bei allen Heimspielen auf Schalke verbunden! Das ist schon etwas ganz Besonderes!“*

Der Papst aus Polen ließ sich aber auch davon nicht besonders beeindrucken. Er blickte von seinem Suppenteller nicht einmal auf und sagte nur mit seiner sonoren Stimme: *„Jeden Sonntag? Jeden Sonntag!“* Dabei wusste man in seiner Umgebung nicht so recht, ob diese Bemerkung einen fragenden oder vielleicht sogar einen etwas vorwurfsvollen Hintergrund hatte.

Es ist uns, trotz der bekannten Sportbegeisterung des Heiligen Vaters, kein sonntäglicher Heimspielbesuch des Heiligen Vaters auf Schalke überliefert.

A böhmischer Heiliger?

Zwei Jahre nach der Einweihung der Mariazeller Kapelle konnte ich wieder der Washington, D.C. einen Besuch abstatten.

Es galt nämlich, einen weiteren Wunsch für die Ausgestaltung der bereits eingeweihten Kapelle zu erfüllen. Dieser galt der Rückwand der Kapelle. Sie sollte nämlich eine Tafel schmücken, die eine Kurzbeschreibung des österreichischen Nationalheiligtums sowie einen Hinweis auf die Initiatoren beinhalten sollte. Darüber hinaus wurden zwei überlebensgroße Halbbüsten des Heiligen Leopold und des Heiligen Klemens Maria Hofbauer zur Komplettierung dieser noch kahlen Wand aus dunklem Granit vorgeschlagen. Auch da war meine Hilfe, oder besser gesagt, die meiner Schulen gefragt. Eine Lehrerin für künstlerisches Gestalten an meiner Schule, die Tochter des Staatssekretärs Pisa in der Regierung von Bundeskanzler Josef Klaus, hat eine aufstrebende Kunststudentin dazu motiviert, diese beiden Kunstwerke, die den Heiligen Leopold und den Heiligen Klemens Maria Hofbauer darstellen sollten, zu modellieren. Allerdings mussten die beiden Skulpturen, die als Gussvorlagen in Ton gefertigt waren, in edler Bronze gegossen werden. Auch da gelang es mir, meinen sozialdemokratischen Stellvertreter in der

Gewerkschaft, Dr. Peter Israiloff, der Direktor der HTL in Wien 10 geworden war, für das Projekt zu gewinnen. Es war bereits schwierig geworden, überhaupt eine Gießerei zu finden, die Bronzeguss durchführen konnte. Die Vorschriften über die Abgasvermeidung haben nämlich die meisten technisch-gewerblichen Schulen dazu bewogen, mit dieser Art des Gießens überhaupt aufzuhören. Peter Israiloff allerdings machte es möglich und stellte zwei prächtige Halbbüsten in edler Bronze her. Die beiden gewichtigen Kunstwerke wurden mit Kurierpost des Außenministeriums nach Washington verfrachtet und zierten fortan die dunkle Granitwand der Kapelle. Mit Peter Israiloff war ich später Jahrzehnte lang im Schiedsgericht der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst tätig, wobei wir auch so manche kontroverse Causa auszutragen hatten. Dies hat aber unserer persönlichen freundschaftlichen Verbundenheit nie geschadet.

Auch diese letzte Ausschmückung dieser Mariazeller Andachtsstätte wurde natürlich würdig gefeiert. Botschafter in den USA war zu dieser Zeit Dr. Helmut Türk, mit dem ich freundschaftlich verbunden bin und den ich noch in vielen anderen Missionen begegnen konnte. Botschafter Türk gab zu dieser Vollendung unserer österreichischen Kapelle in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten einen Empfang, zu dem wieder zahlreiche in den USA lebende und tätige Österreicherinnen und Österreicher eingeladen waren.

Bei diesem Empfang in der Residenz des Botschafters bemerkte ich eine Gestalt, die mir bekannt vorkam. Plötzlich kam dieser Gast auf mich zu. Nun habe ich ihn auch erkannt – es war Erhard Busek, der ehemalige Vizekanzler, der mir in mehreren Funktionen immer wieder begegnet ist. Es waren aber überwiegend unerquickliche Begegnungen, die auch stets von seiner sehr eigenwilligen Persönlichkeit geprägt waren. Busek hatte nun an einer Universität irgendwo im Mittelwesten – nach seinem glücklosen Abgang aus der Politik – einen Lehrauftrag angenommen. Da er nun aber einen Vollbart trug, hatte ich ihn nicht gleich erkannt. Er aber begrüßte mich überschwänglich und benutzte dabei das Du-Wort. Beides war für mich etwas ungewöhnlich. Er schien jedoch sichtlich froh zu sein, ein bekanntes Gesicht anzutreffen. Denn auch er musste nämlich das brutale Gesetz der Politik zur Kenntnis

nehmen, welches darin besteht, dass man ohne Amt keinerlei Beachtung mehr zu erwarten hat. Um es auf Wienerisch zu sagen: Sobald der bisher noch so wichtigen und bedeutenden Person, die Silbe „Ex“ vorangestellt wird, hebt nicht einmal mehr ein Hund sein berühmtes viertes Haxerl zur Beachtung. Leutselig fragte er mich weiter, warum ich denn von Botschafter Türk eingeladen worden sei. Ich erklärte ihm mein Engagement für die Gestaltung der Mariazellkapelle und hob natürlich die großartige Hilfe der technischen Schulen hervor, wohlwissend, dass er den berufsbildenden Schulen in seinen politischen Funktionen stets ablehnend und herabblickend gegenübergestanden ist. Als ich ihm von den beiden Skulpturen, die am nächsten Tag enthüllt werden sollten, berichtete, kam es zu einer für ihn typischen Reaktion. Er meinte nämlich, dabei missbilligend und skeptisch den Kopf schüttelnd: *„Warum denn ausgerechnet an böhmischen Heiligen?“*

Damit meinte er den aus Mähren gebürtigen Stadtpatron von Wien, Klemens Maria Hofbauer. Nun hatte ich mir keinerlei Lob oder Anerkennung für das Engagement meiner Schulen erwartet, denn dazu kannte ich Buseks Art viel zu gut. Daher habe ich mich auch nicht geärgert, sondern habe nur darauf hingewiesen, dass nicht nur mein Familienname, sondern auch seiner die böhmische K. u. K. Provenienz nur schwer verleugnen kann und daher ein böhmischer Heiliger sehr gut zu uns beiden und Mariazell passt.

Übrigens, so meinte ich, stehe ja vor der Minoritenkirche in Blickweite des Ministeriums, in dem er Ressortchef gewesen ist, auf dem sonst eher schmucklosen Platz eine schöne Büste des Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer, der in dieser Kirche gewirkt hat. Das müsste ihm doch noch in Erinnerung sein!

Wir haben dann aber doch sehr friedlich und freundschaftlich mit einigen Gläschen Wein aus dem Keller des Botschafters noch ein wenig miteinander geplaudert, da Busek anscheinend froh war, überhaupt einen Gesprächspartner gefunden zu haben.

Erhard Busek war sicherlich ein sehr gescheiter und gebildeter Mann, mit einer hervorragenden Rednergabe, aber mit einem immer wieder leider offen

zur Schau gestellten, übertriebenen Selbstbewusstsein, welches oft die Grenze zur Überheblichkeit überschritten hat. Dies ist eine Eigenschaft, die sich in der Politik meist fatal auswirkt, vor allem, wenn die Wahlerfolge ausbleiben. Bezeichnend war eine Begegnung mit ihm im Parlament. Ich wurde damals, als die ÖVP nicht in der Regierung vertreten war, zu den fraktionellen Besprechungen des Unterrichtsausschusses eingeladen. Eines Tages erschien der ehemalige und abgewählte Vizebürgermeister von Wien, Erhard Busek, mit Kurt Bergmann im Schlepptau überraschend für uns alle bei einer solchen Sitzung. Wahrscheinlich war er gar nicht eingeladen. Er ergriff aber sofort selbstbewusst das Wort und stellte fest, dass nunmehr die Bildungspolitik den Schwerpunkt seines Handelns bilde. Für den Fall, dass bei den bevorstehenden Wahlen die ÖVP wieder den Sprung in die Regierung schaffen sollte, stünde er als Unterrichtsminister zur Verfügung. Sprach's, wünschte uns viel Erfolg und wandte sich zum Gehen. Wir alle waren sprachlos über diesen Auftritt. Fritz Neugebauer war der Erste, der dazu Worte fand. Er rief dem hinausgehenden Busek nach: *„Ist das die neue Art, wie in der ÖVP Minister gekürt werden?“*

Busek quittierte diesen Zuruf nur mit einem überlegenen Lächeln und entschwand. Er sollte danach tatsächlich auch noch Vizekanzler und Minister werden, allerdings mit überschaubarem Erfolg. Wie die sozialistische Staatssekretärin Karl hat auch er, zwar kinderlos, sehr wissend gerne über Familienpolitik und Kinderförderung schwadroniert. Busek hat einmal zur materiellen Kinderförderung und Familienbeihilfe gemeint, dass diese nicht im Vordergrund stehen müsse, da ja Kinder vor allem eine „immaterielle Freude“ seien, die mit Geld gar nicht bewertbar sei.

Frau Karl wieder meinte, dass bei Mehrkinderfamilien eine degressive Förderung angebracht sei, da ja Schuhe und Kleider von einem Kind zum jüngeren weitergegeben werden könnten und nicht für jedes eigens angeschafft werden müssten.

Dazu passt nur ein alter Spruch, der lautet: *„Die reden wie die Blinden von der Farbe!“*

Den Zynismus von Busek habe ich auch erlebt, als die Diskussion am Höhepunkt war, ob Österreich, zusätzlich zu den Universitäten auch noch Fachhochschulen wie Deutschland braucht. Busek hat dies vehement vertreten und vor allem darauf hingewiesen, dass sich diese neuen Fachhochschulen völlig privat finanzieren würden und man daher keine staatliche Finanzierung benötigen werde. Den Hinweis auf die international auf dem Niveau von Fachhochschulen anerkannten Höheren Berufsbildenden Schulen und deren künftige Funktion in der Bildungsarchitektur hat er nonchalant abgetan. Er stellte unverhohlen fest, dass sie eigentlich durchaus entbehrlich seien und deren bisherige Finanzierung den Fachhochschulen zugute kommen könne.

Im Anschluss an eine Diskussionsveranstaltung zu diesem Thema, bei der wir natürlich konträre Ansichten vertraten, verabschiedete er sich von mir mit den Worten: *„Ich habe ja Verständnis dafür, dass ihr nun um die Existenz der HTL kämpft!“*. Dazu lächelte er gönnerhaft in seiner gewohnt überlegenen Art.

Auch noch als Politrentner meldete er sich immer wieder und völlig unnötig zu Wort und versuchte, sich dabei meist auf Kosten der eigenen Partei zu profilieren. Den Höhepunkt allerdings setzte er mit dem lauthalsen Absingen der „Sozialistischen Internationale“ im Festzelt der SPÖ vor dem Burgtheater anlässlich der EU-Volksabstimmung.

Dies war für ihn eben bezeichnend, denn er hat, als er in Wien politisch tätig war, diese Aktivitäten unter das Motto der „bunten Vögel“ gesetzt, die er als Mitstreiter um sich gesammelt hatte. Der wohl größte und bunteste davon in dieser Vogelschar war wohl er selbst.

Der Bischof von Erfurt

Nach einem Gottesdienst an einem Seitenaltar des riesigen alten Domes von Erfurt gelangt man durch einen der Ausgänge direkt an das obere Ende der lang ansteigenden Freitreppe zwischen dem Dom und der Severinskirche, die das Stadtbild des alten Erfurt so eindrucksvoll prägt.

Die Heiligen Messen wurden, als wir kurz nach der Wende diese Stadt besuchten, wegen der leider geringen Zahl an Gläubigen meist in einer Seitenkapelle gefeiert. Von dem kleinen Platz vor dem Kirchengang hat man einen wunderschönen Blick hinab auf den historischen Kern dieser bedeutenden mitteldeutschen Stadt.

Diese Treppe bildete auch den traurigen Hintergrund für die legendäre Rede von Bundespräsident Johannes Rau für die Opfer des schrecklichen Amoklaufes im Erfurter Gymnasium. Dieser wunderschöne Weg in das Gotteshaus wird aber leider von viel zu wenigen Gläubigen dazu benutzt, um zur gemeinsamen Eucharistiefeier zu gelangen. Denn auch dieser Teil Deutschlands ist, wie weite andere Gebiete Europas, zu einem richtigen Missionsgebiet für das Christentum geworden.

In jüngster Zeit dient diese Freitreppe als Kulisse für Opernaufführungen, wie auch so viele andere christliche Baulichkeiten in ganz Europa.

Als Delegation der Österreichisch-Deutschen Kulturgesellschaft unter der Führung des Päpstlichen Ehrenkammerers, Dr. Schambeck, hatten wir die große Freude und Ehre, dass der Diözesanbischof, Dr. Joachim Wanke, eine Eucharistiefeier ebenfalls in diesem geschichtsträchtigen Dom mit uns feierte. In seiner gewinnenden und herzlichen Art, hatte uns schon vorher der Hirte der Katholiken in diesem zentralen Land Deutschlands die wahre und schwierige Situation der Kirche in der gerade zu Ende gegangenen DDR realistisch dargestellt.

Erfurt hat schon in den Zeiten der DDR-Diktatur für die Katholische Kirche Deutschlands eine wichtige Rolle gespielt. Denn es mussten sogar die Herrscher des „Ersten deutschen demokratischen Arbeiter- und Bauernstaates“ nach langen Kämpfen akzeptieren, dass in Erfurt die einzige und zentrale Ausbildungsstätte für den katholischen Priesternachwuchs entstanden war. Man hat dies allerdings seitens des Staatssicherheitsdienstes, wohl wissend um die trotz aller atheistischer Propaganda ungebrochene geistige Macht des Glaubens, stets mit größtem Misstrauen genau beobachtet und verfolgt.

Geradezu ein Husarenstück war daher ein Besuch dieser Stätte durch Bundeskanzler Helmut Kohl im Rahmen einer privaten Einladung Honeckers,

den ihm der Genosse Vorsitzende ermöglicht hatte. Allerdings wurde damit der harmlose Wunsch Kohls erfüllt, zu einem besonderen Fußballspiel als Fan anreisen zu dürfen. Der Fußball war allerdings nur der Vorwand für einige andere, für ihn weit wichtigere direkte Kontakte in der DDR. Ein solcher war der Besuch des Priesterseminars von Erfurt. Dieser fand natürlich sehr zum Unwillen der Staatssicherheitspolizei statt, da ihre Möglichkeit zur intensiven Bespitzelung vor den Türen des Domes geendet hat. Eine sehr lange Besprechung mit den Amtsträgern der Diözese und den Seminaristen über die Zustände in diesem atheistischen Land mit dem Kanzler konnten sie daher nicht unterbinden. Die Stasi hat, wie die historische Entwicklung zeigte, durchaus zu Recht, die christlichen Kirchen in der DDR als ernsthafte Bedrohung des Regimes gesehen.

Unter der Gewaltherrschaft der beiden sozialistischen Diktaturen in Europa, dem Nationalsozialismus und dem Kommunismus, dem sogenannten „Realen Sozialismus“, hat der staatlich geförderte Atheismus im 20. Jahrhundert seinen bisherigen Höhepunkt gefunden. Es war ein staatlich organisierter, militanter Atheismus, der nicht nur gegen die Organisation der Kirchen vorging, sondern vor allem den Monopolanspruch auf den Glauben der Menschen erhob, nämlich an die allein seligmachende staatlich vorgeschriebene Ideologie. Diese Welle des Atheismus brandete über mehrere Generationen in Europa hinweg und hinterließ ihre tiefen Spuren in den Menschen bis heute.

Ein Beispiel für diese Spuren hat uns Bischof Wanke sehr anschaulich gegeben. Dafür kehren wir zurück zum Ausgang des Domes. Bischof Joachim Wanke hat dort unsere Delegation der Österreichisch-Deutschen Kulturgesellschaft nach einem Gottesdienst verabschiedet. Dabei hat er uns als Beleg für die Gottlosigkeit dieses Teiles Mitteleuropas eine Begebenheit erzählt, die sich kürzlich auf den Stufen zwischen Dom und Severinskirche abgespielt hat.

Er wurde zufällig Zeuge eines Gespräches zwischen einem kleinen Jungen, der an der Hand seines Vaters gerade am Ende dieser langen Treppe angelangt war. Dort befindet sich ein hochaufragendes Kruzifix mit dem Korpus Christi. Es entspann sich folgender Disput. Der kleine Junge fragte: *“Vati, was macht der nackte Mann denn da oben?”* Dabei blickte er interessiert zum Kruzifix empor. Der Vater antwortete: *“Junge, das kann ich dir leider nicht sagen. Aber es wird Kreuz genannt. Warum es hier steht und was er da oben macht, weiß ich leider nicht.”*

Bischof Hanke sagte uns, dass diese Antwort des Vaters sicher eine durch und durch ehrliche gewesen ist, und er überzeugt war, dass der Vater sicher gerne eine bessere Erklärung gegeben hätte. Er konnte es aber wirklich nicht, denn er war das Produkt einer seit bereits mehreren Generationen andauernden atheistischen Erziehung der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Dies, so meinte er, sei das Beispiel dafür, dass weite Teile Europas zum Missionsgebiet für die Kirche geworden sind. Und das vorrangige Ziel der Katholischen Kirche müsse daher eine neue Christianisierung Europas sein.

Beim endgültigen Abschied hat er uns, als ganz guter Kenner der Bischofskonferenz Österreichs, auch noch nachgerufen: *„Liebe Grüße an Eure Bischöfe, und sagt ihnen, dass sie weniger streiten sollen, es gibt Wichtigeres!“*

Er hatte mit dieser realistischen Bestandsaufnahme leider Recht. Denn nicht nur das Gebiet der ehemaligen Staaten des Ostblocks, sondern ganz Europa ist leider zu einem einzigen, riesigen Missionsgebiet geworden, welches tatsächlich einer völligen Neuevangelisierung bedarf. Allerdings ging von ihm trotz allem eine unbeugsame Zuversicht aus.

Seine gesammelten Predigten strahlen nicht nur seinen unbeugsamen Glauben an die Kraft des Evangeliums aus, sondern sind auch ein beeindruckendes Dokument der bewegten Geschichte der Mitte Deutschlands, der Verfolgung der Katholiken durch die Diktatur der Kommunisten bis zur friedlichen Revolution. Sie spiegeln in seiner klaren und direkten Sprache den Weg der Kirche durch die schwierigen Zeiten der Wende und der Wiedervereinigung sowie dem neuen Leben in einer freien pluralistischen Gesellschaft, in der

leider ebenfalls sehr viele, wegen einer anderen Form des Materialismus und auch ohne politische Repressionen, ihren Weg zu Jesus Christus nicht finden. Er aber war und ist diesen unermüdliche Wegweisung.⁶

Hannibal ante portas

Ein willkommener zusätzlicher Anlass für die Medien, um die Katholische Kirche wie so gerne negativ darzustellen, waren die Vorwürfe von angeblichem und tatsächlichem Missbrauch durch kirchliche Amtsträger. Nun kann und soll es in dieser Causa keinerlei Rücksichtnahme oder Toleranz geben. Es ist aber durchaus bemerkenswert, dass man sich mit der Offenlegung dieser Vorwürfe seitens der Opfer meist sehr lange Zeit gelassen hat. Und in nicht wenigen Fällen ist die öffentliche Anprangerung zufälligerweise erst dann erfolgt, wenn der Betroffene in das besondere Rampenlicht der Öffentlichkeit getreten ist. Wie dies zum Beispiel im Falle der Ernennung von Hans Hermann Groer zum Erzbischof von Wien der Fall war. Zu dieser Anschuldigung wurde in den Medien mehr als ausführlich berichtet. Er war als Klostergründer, Schuldirektor und in vielen anderen Funktionen völlig unangefochten, erst mit der Bischofswürde stand er plötzlich im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Es kam auch zu keinen rechtlichen Konsequenzen, da Aussage gegen Aussage stand, aber sein Schweigen wurde als Schuldbekenntnis interpretiert. Unter dem Druck der Medien wurde er mit einer eigenartigen öffentlichen Erklärung von drei Bischöfen auch innerkirchlich fallen gelassen. Fallen gelassen von einer Kirche, die diesen Mann in ein Amt gehoben hat, welches er nicht angestrebt hat und für das er auch von seiner Persönlichkeit her nicht geschaffen war. Diese haben die culpa in eligendo zu tragen. Er wurde schließlich zu einer sehr allgemein gehaltenen schriftlichen Erklärung gedrängt. Die mediale Verurteilung aber war bereits erfolgt und führte schließlich zu seinem völligen Rückzug in sein geliebtes Maria Roggendorf, wo er auch seine letzte Ruhe fand. Die mediale Einheitsfront

⁶ Joachim Wanke, „Warum ich Christ bin“, gesammelte Predigten 1981-2020, St. Benno Verlag Leipzig 2021

gegen die Katholische Kirche hat sich danach aber nicht etwa abgeschwächt, sondern noch weiter verschärft.

Ich aber habe Hans Hermann Groer als liebenswürdigen und offenen Gesprächspartner, noch als er Direktor des Hollabrunner Gymnasiums war, kennengelernt. Wir trafen oft bei der Sichtung der Bewerbungen um die freien Lehrerstellen bei den Personalisten im Landesschulrat zusammen. Dort wurde nicht nur die sogenannte „Lehrerbörse“ von uns belebt, sondern auch der eine oder andere Kaffeeplausch absolviert. Auch an seinen herzlichen Empfang im Erzbischöflichen Palais haben sich die Mitglieder des Zentralausschusses gerne erinnert.

Seine humorvolle und heitere Seite habe ich daher recht gut gekannt. Diese hat er auch anlässlich eines Firmungstermines in der Pfarre St. Christoph in Baden unter Beweis gestellt.

Es war natürlich auch für Baden kein alltägliches Ereignis, wenn der Erzbischof von Wien in die Kurstadt kommt, um in St. Christoph das Sakrament der Heiligen Firmung zu spenden. Er wurde daher vom Stadtoberhaupt vor der Kirche erwartet, um ihn gebührend zu begrüßen.

Der Bürgermeister war sehr kulturbeflissen und betätigte sich auch sehr gerne als Sänger und Schauspieler, der Beamtschaft der Stadt hat er im Gegensatz zu seinem Vorgänger sehr großzügig freie Hand gelassen.

Nach seinem Rückzug als Bürgermeister der Österreichischen Volkspartei hat er auf einer anderen politischen Liste gegen seine eigene Partei kandidiert, die ihn einst auf den Schild gehoben hatte.

Er war regelmäßiger Gast in der bekannten Tratsch- und Klatschsendung des Fernsehens – in den „Seitenblicken“.

Auch hielt er mit seiner humanistischen Bildung nie hinter dem Berg und war stolz auf seine Lateinkenntnisse. Diese stellte er auch beim Empfang des Erzbischofs in St. Christoph unter Beweis.

Ich musste deshalb unfreiwilliger Zeuge der Begrüßungszeremonie des Bürgermeisters werden, da ein Kinderpärchen der Pfarre den Kirchenfürsten mit einem Gedicht und einem Blumenstrauß begrüßen sollte. Das Mädchen mit

dem Blumenstrauß war meine Tochter Christine. Ich wollte dieses Ereignis natürlich mit einem Bild festhalten. Daher wartete ich diskret, etwas seitlich postiert, mit meiner Leica, um ein Erinnerungsfoto zu schießen.

Als Hans Hermann Groer seinem Auto entstiegen war und mit seinem Zeremoniar im Schlepptau sehr zügig auf das Portal von St. Christoph zuschritt, empfing ihn der ihm eifrig entgegeneilende Bürgermeister mit den folgenden Worten, die er mit dramatisch bebendem Timbre rezitierte:

„Als Bürgermeister begrüße ich Eure Eminenz ante portas ecclesiae!“

Der Kardinal blickte ihn etwas verdutzt nur kurz an und erwiderte feixend sowie eine Grimasse ziehend und dabei herzlich lachend:

„Hannibal ante portas, Hannibal ante portas!“

Und weiter zum Bürgermeister, der ihm, über diese Reaktion verblüfft, und sichtlich verunsichert nur zögernd die Hand schüttelte:

„Ja, das haben wir uns vom Lateinunterricht gemerkt!“, fügte der noch immer höchst amüsierte Erzbischof hinzu. Allerdings wendete er sich sogleich den beiden Kindern zu, die ihn artig, allerdings nicht in Latein begrüßten, und winkte mir fröhlich zu, da er mich erkannte. Er bedankte sich bei den Kindern herzlich für Gedicht und Blumen. Dann ergriff er rasch den vom Zeremoniar gereichten Bischofsstab und enteilte mit würdevollem Schritt in die Kirche, denn dort erwarteten ihn schon die fromme Gemeinde und die auf die Heilige Firmung sich freuenden jungen Mädchen und Jünglinge.

Die Reaktion auf seine Lateinkenntnisse hatte sich das Stadtoberhaupt aber etwas anders erwartet. Es war ihm wohl entgangen, dass Dr. Groer ein profunder Altphilologe war und diesem der Wortlaut und vor allem der Sinn der Philippischen Reden von Marcus Tullius Cicero weit geläufiger waren als ihm.

Bei der Erteilung des Sakramentes der Firmung lag aber dank des Erzbischofs von Wien nicht der aufdringliche, hinterhältige und beengende Geruch der Schwefelquellen Badens über St. Christoph, sondern der linde Hauch des Heiligen Geistes wehte sanft über die braven Firmlinge sie erhellend hinweg.

Humanes und weniger Humanes

Mein totes Äffchen

Das Ende des Krieges kündigte sich in den Frühlingstagen des März 1945 durch ein dumpfes und aus der Ferne kommendes, fremd und bedrohlich klingendes Donnern an. Dieses bössartig klingende Grollen, welches sich über das erwachende Grün rund um die Prater Hauptallee ausbreitete, wurde von Tag zu Tag deutlicher. Es war aber kein heraufziehendes Gewitter, wie ich dachte, sondern die Abschüsse der schweren Artillerie der immer näher rückenden Front, die aus den Ebenen Ungarns bereits herüberklangen.

Meine Mutter war mit meinem älteren Bruder Rudi und mir aus dem einigermaßen bombensicheren Riedenthal bei Wolkersdorf im Weinviertel auf dringendes Anraten meines Vaters, der zu Weihnachten noch einen kurzen Fronturlaub hatte, in unsere Wohnung nach Wien zurückgekehrt. Er hat meiner Mutter erklärt, dass sie mit uns vor dem zu erwarteten Wüten der Russen im dichtbesiedelten Wien vielleicht doch ein wenig sicherer sei als auf dem Land. Solche Meinungen durfte man allerdings nur sehr heimlich äußern, da man sonst wegen Wehrkraftzersetzung in die unerbittlichen Fänge der Justiz des NSDAP-Regimes geraten konnte. Mein Vater sollte mit diesem Rat durchaus recht behalten. Uns Kindern aber hat der Aufenthalt im schönen ländlichen Riedenthal und im alten Haus der Urgroßmutter natürlich weit besser gefallen als die Enge der grauen Gassen in der Wiener Leopoldstadt.

Der März 1945 brachte sehr zeitige und schöne Frühlingstage. Daher versuchte meine Mutter, mit mir die ersten Sonnenstrahlen in dem nahen und bequem zu Fuß erreichbaren Prater zu genießen. Der Betrieb im nahegelegenen Wurstelprater war aber wegen der andauernden Bombenangriffe schon längst eingestellt. Bei einer meiner Entdeckungsreisen über die schon frühlinghaften Praterwiesen stieß ich plötzlich auf ein vor mir liegendes totes Äffchen, dessen weit aufgerissene Augen mich vorwurfsvoll anblickten. Ich war außer mir vor kindlichem Schmerz über dieses süße kleine, nun aber tote Äffchen. Es stammte sicher aus dem Zoo, der sich im Prater befunden hat

und wenige Tage vorher einige Bombentreffer abbekommen hatte. Diesen kleinen Tiergarten durfte ich öfter besuchen, wobei mir aber die Tiere, so possierlich ich sie auch fand, sehr leidtaten, da sie eingesperrt waren. Bei dem letzten Luftangriff musste wohl auch dieses kleine Geschöpf, das nun vor mir lag, umgekommen sein. Es war nun frei, aber leider tot. Nicht nur, weil ich schon als Kind Tiere über alles liebte, war meine kindliche Trauer zu verstehen, sondern es berührte mich der Tod dieses unschuldigen Geschöpfes in ganz besonderer Art. Denn an diesem Tag sind mir die Realität des Lebens, das Elend des Krieges und die Unerbittlichkeit des Todes erstmals wirklich und bewusst vor Augen geführt worden. Die vorwurfsvollen Augen dieses kleinen toten Äffchens aber sollten mich bis heute, bis in mein hohes Alter begleiten.

Wie wahr hat doch Erich Kästner kindliche Verletzbarkeit und Erinnerung beschrieben:

„Wie kann ein erwachsener Mensch seine Jugend nur so vollkommen vergessen, dass er eines Tages überhaupt nicht mehr weiß, wie traurig und unglücklich Kinder bisweilen sein können. Es ist nämlich gleichgültig, ob man wegen einer zerbrochenen Puppe weint oder weil man, später einmal, einen guten Freund verliert.“⁷

Von den Weingärten in den Bombenhagel

Den väterlichen Rat gehorsam folgend zogen wir noch vor Weihnachten 1945 mit einem kleinen Leiterwagerl – öffentliche Verkehrsmittel gab es keine mehr – aus den friedlichen Weingärten Riedenthals über den Wolkersdorfer Berg und die alte Brünnerstraße in Richtung Wien. Mit unserem Wagerl, auf dem unsere wenigen Habseligkeiten verstaut waren, ging es bergauf und bergab am sogenannten zweiten und ersten Wirtshaus vorbei nach Wien. Die Mühsal dieses Fußmarsches wurde noch dazu von der schaurig leuchtenden und weithin sichtbaren Szenerie der uns Schritt für

⁷ Erich Kästner, Das Fliegende Klassenzimmer Kopiervorlagen, Oldenbourg Schulbuchverlag, 2004

Schritt immer näherkommenden Industrieanlagen von Floridsdorf begleitet, die durch das intensive Bombardement der Alliierten in eine Flammenhölle verwandelt worden waren.

In Wien waren wir nun wieder dem pausenlosen Bombenhagel der Amerikaner am Tag und dem der Engländer in der Nacht ausgeliefert. Mein Bruder und ich waren für den Fliegeralarm von unserer Mutter gut gedrillt worden und hatten daher jederzeit unsere kleinen Kofferchen mit dem Nötigsten parat liegen, um in Windeseile in den Luftschutzkeller zu laufen. Die jeweiligen Luftschutzräume waren an den Hausfassaden mit großen weißen Buchstaben und Richtungspfeilen gekennzeichnet. Mit diesen drei Buchstaben, nämlich LSR, wies man darauf hin, wo sich der nächste Luftschutzraum befindet, in dem man Schutz finden konnte. Diese drei Buchstaben haben mich aber auch später begleitet, allerdings mit weit angenehmerer Bedeutung, nämlich als Abkürzung für Landesschulrat.

Die schönen Tage bei der Großmutter waren nun endgültig vorbei. Sie wurden von der täglichen Hektik der Fliegeralarme und den meist vergeblichen Versuchen, die Schule zu erreichen, abgelöst. Zwei Anliegen beherrschten das tägliche Leben, oder besser gesagt, das Überleben. Wo gibt es den sichersten Luftschutzkeller und die Besorgung der Lebensmittel, die einem gemäß der Lebensmittelkarte zustanden. Die Grundversorgung mit Lebensmitteln hat zwar sehr eingeschränkt, aber trotz der anhaltenden Bombardierungen, bis zuletzt erstaunlich gut funktioniert. Die Suche nach Schutz vor den Bomben war schon schwieriger. Vor allem waren jene Kellergewölbe, die möglichst tief unter der Erde lagen und daher als sehr sicher galten, besonders begehrt. Umgekehrt konnten sie natürlich bei der Zerstörung ihrer Ausgänge sehr bald zu einem Massensterben durch eindringendes Wasser oder giftiges Leuchtgas führen. Die Angst vor dem Verschüttet-werden war daher auch bei uns Kindern sehr groß und wurde von den nur leise weitererzählten Horrormeldungen der Erwachsenen, die wir natürlich mitbekamen, verstärkt. Die Luftschutzverordnungen waren sehr streng. So wurden in den Kellern der jeweils angrenzenden Häuser Durchbrüche geschaffen, die mit Ziegeln nur lose abgegrenzt waren. Daher konnten bei einem Treffer in einem Haus

die Menschen durch den leicht freizumachenden Durchbruch in den benachbarten Keller flüchten.

Aber auch damals war die Gier wie immer treuer Begleiter der Menschen. Ihre fatalen Folgen habe ich selbst mitansehen müssen. In einem großen Eckhaus in der Taborstraße war ein bekanntes, altes Weinhaus mit seinen riesigen Kellern angesiedelt. Da es wiederholt vorgekommen war, dass der vorgeschriebene Durchbruch zum Keller im Nachbarhaus von Dieben benutzt wurde, um aus den benachbarten Kellerabteilen Wein zu stehlen, hat dies zu einer fatalen Reaktion geführt, die sich leider sehr schlimm auswirken sollte. Um diesen möglichen Diebstahl von Wein zu verhindern, wurden kurzerhand und heimlich, von wem auch immer, die rettenden Durchbrüche wieder zugemauert. Bei den im Frühjahr 1945 immer intensiver werdenden Angriffen erhielt nun ausgerechnet das Nachbarhaus des Weinhauses einen Volltreffer.

In diesem angeblich besonders sicheren und gut organisierten öffentlichen Luftschutzkeller dieses Hauses haben auch wir, da er nicht weit von unserer Wohnung in der Rotensterngasse entfernt lag, einmal Zuflucht gesucht. Allerdings wirklich nur einmal, denn das Regiment der dort agierenden Luftschutzhelferinnen, die nicht nur stramme Anweisungen und Befehle, sondern auch dümmlichste Durchhalteparolen von sich gaben, ließ uns diese dubiose Gastlichkeit zukünftig meiden.

Unser lieber gemeinsamer Schutzengel hat uns auch in dieser Zeit treu begleitet, denn nur kurz darauf erfolgte auf dieses Haus dieser verheerende Volltreffer und das einst so stolze Gebäude brannte bis auf die Grundmauern nieder. Offene Durchbrüche in das unbeschädigte Weinhaus nebenan hätten hunderten von Frauen und Kindern die Rettung gebracht. Diese Fluchtwege waren jedoch zugemauert und konnten erst viel zu spät aufgebrochen werden. Nur wenigen gelang daher die Rettung in den Keller des Weinhauses. Einen Tag nach diesem Angriff ging ich mit meiner Mutter an dieser Stätte des Grauens vorbei, wo am Vortag hunderte Menschen hilflos in den dicht-besetzten Kellerräumen erstickt und verbrannt waren. Häftlinge, Kriegsgefangene und Freiwillige nahmen die Bergung der Leichen vor, die nun als kleine Bündel vor dem Schuttberg des ehemals stolzen Hauses aufgereiht

lagen. Ich fragte meine Mutter, warum man denn nur die Kinder ausgrabe? Sie aber hat mich rasch von dieser Stätte des Todes weggezogen und keine Antwort gegeben. Mein älterer Bruder aber hat mich sehr schonungslos aufgeklärt. Er erklärte mir, dass Leichen bei sehr großer Hitze auf die Größe von Liliputanern zusammenschrumpfen würden; auf jene Größe eben, wie ich sie dort als kleine, verkohlte Bündel nun liegen sehen konnte. Dies habe ich zwar interessiert, aber nicht mit jener inneren Bewegung zur Kenntnis genommen, die mein totes Äffchen im Prater in mir ausgelöst hatte.

Künftig blieben wir nun lieber in unserem nicht so tiefen Keller des Hauses Nr. 10 in der Rotensterngasse, in dessen erstem Stock unsere Wohnung und die Schneiderwerkstatt des Vaters war. Auch hier stand uns unser Schutzengel zur Seite, denn das gegenüberliegende Haus erhielt einige Tage später ebenfalls einen Volltreffer und brannte lichterloh. Der Haupteingang zum Hauskeller, der kein vollwertiger Luftschutzraum, also kein LSR gewesen ist, war verschüttet und manche Hausbewohner begannen, in Panik hysterisch zu werden. Meine Mutter, eine kleine, aber sehr resolute Person, brachte sie unter Androhung von Handgreiflichkeiten allerdings rasch zur Besinnung und zum Verstummen. Das Gefühl, verschüttet zu sein und dabei den Geruch von Leuchtgas zu spüren, welches so wie Wasser aus geborstenen Leitungen strömte, ist nicht zu beschreiben. Der Ausgang konnte jedoch rasch freigelegt werden, da unser Haus, Gott sei Dank, nicht direkt getroffen worden war.

Dieser britische Bombenwurf hatte meine Mutter, meinen Bruder und mich in dieser Nacht nur um eine lächerliche Gassenbreite verfehlt, allerdings war unsere Wohnung durch den Explosionsdruck stark in Mitleidenschaft gezogen worden, und straßenseitig keine einzige Fensterscheibe mehr heil. Die Hausbewohner haben gemeinsam und schließlich auch erfolgreich ein Überspringen der Flammen auf unser Haus verhindert.

Aber nicht nur unsere Wohnung war nun devastiert, sondern in den letzten Kriegswochen steigerte sich das Zerstörungswerk noch zu einem letzten Furioso. Allerdings nahm ich all dies weit emotionsloser hin als die Erwachsenen. So konnte ich es nicht verstehen, als ich mit meiner Mutter gegenüber

der brennenden Oper am Ring stand, warum so viele der herumstehenden Menschen bei diesem Anblick bitterlich weinten. Es war doch alltäglich, dass dutzende andere Häuser auch Tag für Tag genauso ein Schicksal zu erleiden hatten. Ich beobachtete vielmehr interessiert die verzweifelten, aber leider vergeblichen Löschversuche einer Handvoll von bemühten Helfern.

Ein ganz besonderer Klang aber hat sich an diesem Tag für immer in meine Ohren eingeprägt. Diese Helfer versuchten nämlich verzweifelt, Teile des Fundus und vor allem auch wertvolle Instrumente aus den Fenstern in Richtung der Kärntnerstraße zu retten. Auch ein riesiger schwarzer Konzertflügel war dabei. Sie versuchten, diesen mit Seilen vorsichtig aus dem Fenster vor der Flammenhölle in Sicherheit zu bringen. Auf halber Höhe rissen jedoch die Seile und das kostbare Instrument schlug mit einem dumpfen Knall auf dem Granitpflaster der Kärntner Straße auf. Aus diesem nunmehr erbärmlichen Gewirr aus schwarzlackiertem Holz ertönte nun noch ein letzter Klang der zerreißenden Saiten. Es war aber kein greller Todesschrei der Verzweiflung, sondern ein melancholischer, geradezu majestätischer letzter klingender Gruß dieses edlen Instrumentes. Auch solche „Klänge“ behält man ein Leben lang im Ohr.

Ähnliche Szenen spielten sich in der nahen Praterstraße ab. Dort standen wir vor dem völlig zerstörten, altehrwürdigen Karltheater. Auch hier waren die kläglichen Reste des Fundus verstreut auf der Straße gelandet. Einige Kinder haben sich spielend daraus bedient und sind mit Zylinderhüten und bunt kostümiert in diesem Chaos umhergelaufen.

Die Menschen allerdings hat in ihrem eigenen Überlebenskampf dies alles rings um sie herum nur wenig berührt. Ausgebombte Familien saßen auf dem Rest ihrer geretteten Habe mitten auf der Straße. Sie hatten sich um Bombenrichter geschart, in denen an mehreren Stellen aus den zerborstenen Gasleitungen Flammen züngelten. Einige hatten in ihrer Not bereits über diesen seltsamen und gefährlichen Feuern kleine Kochstellen improvisiert, auf denen einige ihrer geretteten Töpfe standen.

Nach den unbeschwerten Monaten meiner Kinderzeit im ländlichen Riedenthal mit seinen weiten Feldern, Weingärten, Wiesen, Stallungen und Weinkelern als herrliche Orte zum Spielen, waren nunmehr für mich und meine Klassenkameraden die zahlreichen Bombenruinen rund um uns herum für längere Zeit zu unseren gefährlichen Spielplätzen geworden. Da es auch später immer wieder in diesen ausgebrannten kläglichen Resten einst stolzen Häusern zu Teileinstürzen kam, wurden sie für einige meiner Freunde leider zum Grab. Auch das herumliegende Kriegsgerät und die heimtückischen Bombenblindgänger forderten einen hohen Blutzoll unter Kindern und Jugendlichen.

Für mich war das alles, wie mir viel später erst bewusst werden sollte, eine zynische Praxislektion des Lebens über die tatsächliche Bedürfnishierarchie der Menschen. Allerdings hatte ich diese brutale Lehre ohne psychologische Betreuung und Begleitung zu überstehen. Lediglich die Mutter mit ihrem unerschütterlichen Glauben hat uns den liebevollen und entscheidenden Halt zum Leben und Überleben gegeben. Für eine Traumatisierung aber hatten wir damals weder die Zeit, noch die Gelegenheit und schon gar keinen Anspruch auf professionelle Therapie.

Das Standrecht und meine Großmutter

Am Ende eines Krieges ist es wie bei einem Weidwund getroffenen, wilden Tier! Es wird noch aggressiver und gefährlicher, als es schon vorher war. Gerade in den letzten Tagen der Kämpfe war der menschliche Blutzoll enorm.

Gemeinsam mit der Großmutter, die mit uns nun permanent im Keller hauste, warteten wir angsterfüllt auf ein Ende der Kämpfe und den Einmarsch der Rotarmisten. Diese wurden allerdings von fanatisierten Einheiten der Waffen-SS noch einmal blutig über den Donaukanal zurückgeworfen. An einigen Häusern waren schon weiße Tücher ausgehängt worden, mit denen man um Schonung bat. Diese wurden aber schleunigst wieder eingeholt. Auch das Tor unseres Hauses blieb weiter fest verbarrikadiert. Da ertönte plötzlich an der Haustür energisches Klopfen und wildes Geschrei, es waren aber nicht

russische Laute, sondern deutsche, die zu vernehmen waren. Als das Tor aufging, erschien ein blutjunger Angehöriger der Waffen-SS. Er brüllte mit unverkennbarem preußischem Akzent, dass es eine Schande sei, die Tore den eigenen, Deckung suchenden Soldaten zu verschließen. Außerdem hätte er bereits weiße Fahnen der Kapitulation, des Defätismus und des Hochverrates gesichtet. Hinter ihm standen die traurigen Gestalten seiner „Armee“ und hörten resigniert und traurig blickend seinen Tiraden zu. Es war eine Handvoll alter Männer des Volkssturms im Räuberzivil, nur mit einer Armbinde gekennzeichnet. Sie trugen sehr widerwillig ihre bunt zusammengewürfelte Bewaffnung.

Meine Großmutter war eine sehr resolute Frau und Kriegswitwe aus dem ersten Weltkrieg, die sehr gerne und auch direkt aussprach, was sie sich gerade dachte. Angesichts dieser traurigen Armee von alten Männern, die den Endsieg erkämpfen sollten, ließ sie sich zu folgendem leichtfertigen Vorschlag an dieses Häufchen Elend hinreißen und empfahl unmissverständlich: *„Ja Mander, es is‘ doch eh‘ schon alles verloren. Gebt’s doch auf und schmeißt eure Prügel dort drüben auf den Schuttberg. Schaut’s doch, dass’s lebendig nach Haus kommts!“*

Sie hatte diesen Vorschlag noch gar nicht richtig zu Ende gesprochen, da bekam der junge Kämpfer mit dem Totenkopf einen Tobsuchtsanfall. Er schrie lauthals mit sich überschlagender Stimme:

„Das ist Defaitismus vor dem Feind! Hochverrat! Es wird bis zum letzten Blutstropfen gekämpft, und wer sich dagegenstellt, wird an Ort und Stelle erschossen!“

Er machte auch sogleich Anstalten, meine Großmutter aus der Schar der um sie versammelten und verängstigten Hausbewohner herauszuholen, um tatsächlich ein Exempel zu statuieren. Allerdings war bemerkenswert, dass in diesen Zeiten der Not die Menschen doch sehr zusammengehalten haben. Die fast ausschließlich aus Frauen, Kindern und zwei alten Männern bestehende Hausgemeinschaft machte nämlich meiner Großmutter sofort die Mauer und einige versuchten, den tobenden Kämpfer mit dem Hinweis zu beruhigen, dass diese Frau geistig nicht zurechnungsfähig sei und auch sonst lauter Unsinn daherreden würde. Das hat diesen jungen Fanatiker aber

keineswegs besänftigt. Zum Glück traf ein Meldegänger ein und er erhielt den Befehl zum unverzüglichen Aufbruch. Er entfernte sich mit seiner traurigen Kriegerschar, nicht ohne zu drohen, dass er wiederkommen würde. Er ist allerdings nicht wiedergekommen, sondern er ist mit Sicherheit gemeinsam mit seinen alten Männern sinnlos und elend umgekommen, wie tausende andere auch, die einer fanatischen und verblendenden Propaganda eines menschenverachtenden Gewaltregimes verfallen waren. Was ist in dem Gehirn dieses verblendeten Menschen vor sich gegangen? Werden die Menschen jemals gegen solchen Fanatismus immun? Ich fürchte nein, wenn man sich den leider aufkeimenden Hass in der Politik vor Augen hält!

Einige Stunden später verbreitete sich die Nachricht, dass der Prater brennt. Ohne Wissen unserer Mutter erklomm ich mit meinem Bruder den Dachboden des Hauses, den wir vom Wäschetrocknen her gut kannten. Und tatsächlich, konnten wir aus den Dachluken die Flammen in der hereinbrechenden Nacht nur zu deutlich sehen. Ein weiteres neues und schreckliches Geräusch ertönte aus der nahen Glockengasse. Es war, wie wir später erfuhren, eine Stalinorgel der Russen. Dieses Geschütz hat nicht nur schlimme Schäden, sondern auch einen Höllenlärm verursacht.

Frühmorgens wurde es aber plötzlich totenstill. Von dieser jähen und ungewohnten Stille wurde ich aufgeweckt. Die Kämpfe in Wien waren nun wirklich zu Ende gegangen. Schnell wurde auch an unserem Haus die weiße Fahne ausgehängt. Das nur kurz geöffnete Haustor gewährte uns einen flüchtigen Blick auf die Straße, die von herumliegendem Kriegsgerät übersät war. Dazwischen lagen mehrere Leichen in grotesker Verrenkung herum, einige in Zivilkleidung, andere in Uniformen, und mittendrin ein lang ausgestreckter aufgedunsener Pferdekadaver.

Ich registrierte diese ungewohnte Szenerie aber bloß mit staunendem Interesse. Berührt hat mich dieser Anblick nicht sonderlich. Bedauert habe ich das tote Pferd, denn es hat mich traurig und wehmütig an mein totes Äffchen erinnert.

Das Haustor wurde aber aus Angst vor den nun sicher heranrückenden Russen schnell wieder verschlossen. So habe ich das infernalische Ende einer der schrecklichsten Verirrungen der Menschheit nicht verschlafen, sondern

dank unseres Schutzengels haben wir es gemeinsam, meine Mutter und Großmutter sowie mein Bruder und ich, auch unverseht überlebt.

Das Ende mit Schrecken

Die Geschichtsschreibung benennt den 13. April 1945 als Kriegsende in Wien und seine Befreiung vom Regime des Nationalsozialismus. Es war tatsächlich der 2. Bezirk, die Leopoldstadt, wo wir wohnten wo auch die letzten schrecklichen Kampfhandlungen an diesen Tagen stattfanden.

Die Befreiung durch die Rote Armee hat sich aber nicht ganz so entwickelt, wie sich das manche erhofft hatten, sondern leider wie die meisten es befürchtet hatten. Denn von dem unmenschlichen Vorgehen der Wehrmacht an der Ostfront hat man gewusst und es sich durchaus, wenn auch hinter vorgehaltener Hand, erzählt. Die Angst vor der Rache der Russen war daher allgegenwärtig und hat sich zur Angst vor dem Wüten der noch immer allgegenwärtigen Gestapo dazugesellt. Bei einer der ersten Aktionen der Befreier vor unserem Wohnhaus bin ich dann sogar unfreiwilliger Zeuge geworden.

In der Wohnung über uns residierte das Ehepaar Bachraty. Herr Bachraty war ein unscheinbares und schwächliches Männchen. Er war offensichtlich vom Wehrdienst befreit und diente stattdessen als Chauffeur verschiedenen Bonzen und Parteifunktionären des Regimes.

Die Familie Bachraty hätte sehr gut in die Darstellerliste des „Bockerer“ gepasst. Als ich einmal in ihre Wohnung kam, konnte ich gleich im Vorzimmer ein protziges Bild Adolf Hitlers erblicken, welches wie ein Hausaltar mit einigen Blumentöpfen und sonstigem schmückendem Tand drapiert war.

Diese Anbetung des Führers fand, allerdings etwas später und für mich völlig unverständlich, ein brutales Ende. Denn am Vortag des Russeneinmarsches hatte sich der Herr Bachraty mit diesem Hitlerbild aus seinem „Hausaltar“, welches er aus dem Rahmen gerissen hatte, im kleinen Hof unseres Hauses niedergelassen. Dort hat er andauernd das Bild seines einst doch so hochverehrten Führers immer wieder angespuckt. Dazu hat er lauthals über ihn als den größten Verbrecher der Geschichte geschimpft. Dabei hat er aber auch immer wieder nach oben geschielt, um festzustellen, ob ihm auch ja

alle Hausbewohner bei dieser seiner späten Widerstandsaktivität beobachten konnten. Dann zerriss er das Bild als öffentlichen Beweis seiner Abscheu gegenüber dem NS-Regime in tausend kleine Stücke und trampelte, noch immer laut schimpfend, auf den kläglichen Resten seines einst „verehrten Führers“ herum.

Ich aber verstand als naiver, kindlicher Zuschauer die Welt nicht mehr. Wie ist es denn möglich, dass von der öffentlichen Anbetung urplötzlich das extreme Gegenteil der Fall sein konnte? Es war für mich schwer zu verstehen. Ich habe allerdings damals bereits begonnen, den Erwachsenen und ihrer jeweils zur Schau gestellten Gesinnung mit höchster Vorsicht und Skepsis zu begegnen, obwohl ich von meiner Mutter im christlichen Glauben zu stemtem Vertrauen gegenüber den Mitmenschen erzogen worden war.

Besagtem Bachraty wurde allerdings gleich am ersten Friedenstag eine Begegnung besonderer Art beschert. Nach dem eifrigen Hissen der weißen Fahne eilte er sogleich jubelnd vor das Haustor. Dort kam ihm gerade aus der Glockengasse ein russischer Offizier gut gelaunt entgegen. Denn er war, obwohl er eine tadellose Uniform und blanke Stiefel trug, vom Wodka voll illuminiert. An seiner linken Seite baumelte klirrend ein Säbel und die linke Hand hielt eine Flasche empor. An seinem rechten Arm hing, ebenfalls höchst angeheitert, allerdings in ziviler Kleidung, eine junge Frau. Sie muss wohl etwas Russisch gekonnt haben, denn sie hat sich mit diesem herannahenden Sieger bestens unterhalten und vergnügt.

Unser kleiner Bachraty stürmte auf das Paar mit weit ausgebreiteten und offenen Armen zu, um diesen tapferen Kämpfer zu umarmen. Dabei rief er ganz euphorisch immer wieder: „*Mein Befreier! Mein Befreier!*“

Als er aber bei seinem Befreier angekommen war, erwiderte dieser jedoch dieses Willkommen wie ein Klasseboxer, nämlich mit einem kräftigen Schwinger seiner Linken, wobei er dabei die Flasche gar nicht losgelassen hat. Diese Linke, vielleicht war es auch die Flasche, landete genau am Kinn des nun nicht mehr so glücklichen Bachraty. Dieser machte eine Volte rückwärts und blieb benommen und verständnislos blickend, aber gottlob nicht ernsthaft verletzt auf seinem Hosenboden sitzen. Sein Befreier aber, der diese Art von Begrüßung anscheinend nicht goutiert hatte, torkelte fröhlich

grölend mit seiner Begleiterin am Arm in Richtung Praterstraße davon. Zurück blieb ein benommener, aber durch und durch befreiter Bachraty, der nur einige Wochen hernach schon wieder ein dienstbeflissener Chauffeur war. Wenig später kutschierte er bereits Herrschaften, deren Profession und Herkunft mehr als dubios waren, in den protzigsten „Ami-Schlitten“, wie diese chromblitzenden Autos der Marken Buick und Chevrolet damals vom Volksmund genannt wurden, umher.

Nicht alle Begegnungen mit den Rotarmisten verliefen aber so glimpflich wie diese. Das Wüten der Sieger mit Vergewaltigungen, Raub und Mord sowie Willkür jeder Art dauerte doch mehrere Wochen. Die Hausgemeinschaften versuchten, sich vor Zudringlichkeiten gemeinsam zu wehren. Wenn meist betrunkene Russen lautstark Einlass beehrten und *„Frau mitkommen!“* riefen, versammelten sich die Bewohner an den Fenstern und riefen im Chor um Hilfe. Dabei stellte sich heraus, dass der Ruf *„Hilfe! Hilfe! Kommissar! Kommissar!“* sehr oft wirkungsvoll war. Vor den mächtigen Politikommissaren der Stalinära hatten die Rotarmisten tatsächlich wirklich großen Spundus.

Nichts konnte man allerdings dagegen unternehmen, wenn man auf offener Straße mit dem Ruf *„Ura! Ura!“* konfrontiert war. Wer dann leichtsinnigerweise eine Uhr bei sich hatte, war diese sofort los. Uhren waren wohl die beliebteste Kriegsbeute des Sowjetsoldaten. Manche trugen stolz gleich zwei Dutzend auf ihren Armen herum.

Einmal gelang es, obwohl das Haustor immer fest verschlossen wurde, mehreren bewaffneten Russen, in das Haus zu kommen. Dabei stießen sie gleich zu ebener Erde auf die Hausmeisterwohnung. Diese wurde gewaltsam geöffnet. Sie waren aber anscheinend nicht auf der Jagd nach Frauen, sondern sie wollten Beute. Als Vorwand diente ihnen die Suche nach Faschisten.

Allerdings wusste jeder, dass sämtliche Relikte, die an das Dritte Reich, die Wehrmacht oder die NSDAP auch nur im Entferntesten erinnerten, höchst gefährlich sein konnten. Man hat sie daher meist in den umliegenden Häuserruinen entsorgt. Absolut tödlich war aber der Besitz von Waffen aller Art,

selbst von antiken Sammlerstücken. Nun war unsere Hausbesorgerin, die noch immer aus Angst vor einer Vergewaltigung schlotterte, nicht im Geringsten vermögend. Obwohl die wackeren Krieger die kleine, sehr ärmliche Wohnung gründlich durchsuchten, fanden sie daher nichts Wertvolles. Als allerdings einer von ihnen das Nachtkästchen öffnete, entdeckte er zwei längliche Schachteln, in denen sich schmerzstillende Zäpfchen befanden. Diese waren verhängnisvollerweise in kupferfarbiges Stanniolpapier gewickelt. Bei ihrem Anblick erhob der Entdecker sogleich ein ohrenbetäubendes Geschrei. Er richtete seine Puschka mit dem runden Magazin sofort auf die arme Frau und schrie: „*Du Faschist! Munition! Pistoletny Munition!*“. Er hielt nämlich die Zäpfchen für Patronen. Nun, was aus heutiger Sicht vielleicht komisch sein mag, konnte damals durchaus tödlich ausgehen. Dies war unserer Hausbesorgerin auch sehr bewusst. So versuchte sie verzweifelt zu erklären, dass es sich um keine Patronen handelt. Da sie aber kein Wort Russisch konnte, versuchte sie zunächst mit Gesten, den vorgesehenen Bestimmungsort der Zäpfchen vorzuzeigen. Dies haben die aufgebrachten Rotarmisten jedoch gründlich missverstanden und wurden noch aggressiver. Da hatte die arme Frau trotz ihrer naturgegebenen Einfalt einen genialen Geistesblitz, sie erinnerte sich nämlich, dass diese Zäpfchen aus aromatisiertem Fett bestanden, welches nach Kakaobutter roch. In ihrer Verzweiflung rief sie daher: „*Zucker!! Zucker!!*“. Damit aber konnten die Soldaten auch nichts anfangen. Endlich fiel ihr das erlösende Wort „*Bonbon*“ ein. Da stutzten die Krieger und hielten ihr die Schachtel vor die Nase. Entschlossen ergriff sie eines der Zäpfchen, schälte es aus dem Stanniolpapier, roch genüsslich daran und biss kräftig hinein. In ihrer Verzweiflung konsumierte sie es dann zur Gänze, allerdings oral statt rektal. Sofort nahmen sie ihr die Schachtel wieder ab und begannen selbst davon zu kosten. Offenbar war es für sie eine Köstlichkeit, denn sie zogen schmatzend mit beiden Schachteln als Kriegsbeute wieder ab. Wie sie ihnen bekommen ist, entzieht sich unserem Wissen, zumindest hat es keine Reklamationen gegeben.

Weinleichen

Es kam in diesen Tagen gleich nach Kriegsende leider auch zu massiven Plünderungen. Doch nicht alle gingen auf das Konto der Russen. Neben tausenden Zwangsarbeitern und befreiten Häftlingen, die hungrig und orientierungslos herumirrten, bevölkerten nun auch viele andere, allerdings auch höchst dubiose zivile Gestalten die Straßen. Diese waren oft ortskundig und begannen, gezielt die Lager der Geschäfte aufzubrechen und Vorräte aller Art zu plündern. Diesem Treiben schlossen sich sehr bald weite Teile der Bevölkerung an. Besonders begehrt waren natürlich Lebensmittel aller Art. Bei diesen Plünderungen wurde leider auch vieles leichtsinnig und mutwillig vernichtet, was die spätere Versorgungslage noch mehr verschärfen sollte.

Die widerlichsten Szenen einer Plünderung konnte ich im Weinkeller des bekannten und leider berüchtigten Weinhauses an der Ecke zur Taborstraße erleben.

Sehr zum Missfallen meiner Mutter begab ich mich im Schlepptau meines älteren Bruders immer wieder auf Entdeckungsreise in unserer Umgebung. Dies war natürlich für uns höchst interessant, aber inmitten dieser auseinanderbrechenden Welt und der herrschenden Anarchie sowie den noch immer herumliegenden scharfen Waffen waren solche Ausflüge natürlich auch höchst gefährlich.

Nach solchen Expeditionen erhielten wir daher völlig zu Recht stets ordentliche Strafpredigten, kehrten allerdings gottlob, manchmal sogar mit brauchbarer Beute, immer wohlbehalten zurück.

So machte, obwohl alle Kommunikationsmittel außer Betrieb waren, doch die Meldung in Windeseile die Runde: *„Beim Passecker im Keller kann man sich Wein holen!“* Passecker, so hieß nämlich diese bekannte große Gastwirtschaft.

Von überall erschienen urplötzlich vor diesem Weinhaus Menschen, die mit allerlei Gefäßen, wie Milchkannen oder Eimern, bewaffnet waren. Auch mein Bruder und ich konnten uns diese Gelegenheit natürlich schon aus purer

Neugierde nicht entgehen lassen. Wir hatten aber keinerlei Gefäß mitgenommen, wir wollten nur schauen. Auf der Stiege zum Keller war ein Gedränge von Kommenden und wieder Gehenden, begleitet von einem widerlichen und stechenden Gestank nach Fusel. Wir sind in diesen großen Kellerraum gar nicht ganz hinuntergestiegen, sondern beobachteten das groteske Treiben im Kellerraum von einem Treppenabsatz aus. Der Keller war mit Fliesen ausgelegt und mit einer riesigen Menge von Fässern jeder Größe reich bestückt. Allerdings bot er nun den Anblick einer unappetitlichen Kloake, denn die plündernden Vandalen hatten nicht nur an den Zapfhähnen Wein entnommen, sondern eine Reihe der ganz großen Behälter wiesen Einschusslöcher auf, aus denen im hohen Bogen herausfließend sich Rotwein mit weißem Rebensaft vermischt, auf den verfliesen Boden ergossen hat. Da die Abflüsse anscheinend verstopft waren, hatte sich dieser Kellerraum wie ein Schwimmbecken mit einem ekeligen Cuvée der verschiedenen Weine, aber auch mit Blut und Erbrochenem sowie mit vielen anderen ekeligen Dingen gefüllt. Dieses stinkende Gemisch stand nun fast kniehoch in diesem einst musterhaften Kellergewölbe. In diesem Weintümpel drängten sich allerdings ungerührt die Plünderer mit ihren Gefäßen, um den aus den Fässern sprudelnden Wein aufzufangen. Wieder andere standen bereits gefährlich schwankend mit offenem Mund vor den Löchern, aus denen der Wein in starken Strahlen herausschoss. Natürlich waren auch Rotarmisten darunter, die neue Löcher in die Fässer schossen und ihre Kopfbedeckungen als Trinkbehälter benutzten. Das Widerlichste aber war, dass in diesem Tümpel einige leblose Körper herumschwammen, die, aus welchen Gründen auch immer, vielleicht waren manche auch erschossen worden, in diesem Gemisch ertrunken waren. Diese herumschwappenden Weinleichen hinderten jedoch die gierigen Plünderer nicht daran, eifrig ihre Weinbeute abzufüllen und dann, die schwimmenden Leichen beiseiteschiebend, mit ihrer Beute aus diesem Pfuhl wieder hochzuklettern. Das war meinem Bruder und mir denn doch zu viel und wir verließen voll Ekel fluchtartig diese „Gaststätte“. Unserer Mutter haben wir von diesem grausigen Ausflug erst viel später, jedoch viele Details aussparend, erzählt.

Nach dem 13. April war aber der Schrecken des Krieges noch lange nicht zu Ende. Es begannen nämlich sofort Demontagen von allem, was den Besatzern von Wert erschien. So mussten alle Radios abgeliefert werden, genauso wie auch alle Telefonapparate demontiert wurden. Diese Kriegsbeute wurde dann, nicht gerade fachgerecht, in loser Schüttung auf requirierte Müllanhänger geworfen und abtransportiert.

Neben den Übergriffen auf die Zivilbevölkerung beschäftigten sich die Russen auch mit der riesigen Schar von Kriegsgefangenen. Besonders erschütternd war der Elendszug der noch einigermaßen gefähigen, verwundeten Wehrmachtsangehörigen, die aus dem großen Lazarett der Barmherzigen Brüder ausgetrieben wurden. Sie schlepten sich zu Hunderten in einem langsamen traurigen Zug wie eine getriebene Viehherde über die Taborstraße zum Nordbahnhof. Dort sollten sie in Güterwaggons in die Gefangenenerlager nach Sibirien gebracht werden. Es war das für die überwiegende Zahl in dieser Verfassung ein Marsch in den sicheren Tod. Denn auch selbst weniger schwer Verwundete konnten diese Strapazen kaum überleben. Einige kommunistische Aktivistinnen begannen, die sich mühsam Dahinschleppenden und sich gegenseitig stützenden Männer dieses Elendszuges zu beschimpfen und anzuspucken. Diese Flintenweiber bezeichneten sie als Naziverbrecher und Mörder. Einige von den anderen Frauen, unter denen auch meine Mutter und ich waren und die diesen traurigen Marsch der Kriegsgefangenen bisher stumm verfolgt hatten, begannen, wahrscheinlich einem primitiven Herdentrieb folgend, in das Gekreische der Kommunistenweiber einzustimmen. Darunter waren auch Bekannte meiner Mutter. Meine Mutter war eine eher zurückhaltende und vorsichtige Frau, aber wenn sie etwas ärgerte, dann verschaffte sie sich sehr energisch Luft. Sie herrschte daher eine ihr bekannte Mitschreierin lautstark an:

„Ja sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen! Ihr Mann ist doch auch eingerückt und vielleicht wird er auch gerade wie diese Männer durch eine Stadt getrieben und von Furien wie Sie angespuckt!“

Daraufhin verstummte die Mehrheit wieder. Die kommunistischen Schreierinnen aber drohten meiner Mutter mit dem Hinweis, dass sie schon noch herausfinden würden, wo sie wohnt.

Viele der oft selbsternannten neuen Ordnungshüter in der Russenzone mit roten Armbinden lauerten in diesen Wirren natürlich darauf, sich unter faden-scheinigen Vorwänden nun bereichern zu können, ähnlich wie Jahre vorher die Arisierer und die braunen Bonzen dies auf Kosten der jüdischen Mitbürger getan hatten. Ob sie tatsächlich überzeugte Kommunisten waren sei dahingestellt.

Die noch immer herrschende Willkür der Russen in Verbindung mit der kleinen, aber natürlich brandgefährlichen Schar dieser kommunistischen Genossen, veranlasste meine Mutter, unsere Wohnung in der Leopoldstadt und damit die russische Zone für einige Zeit zu verlassen und mit uns bei einer Tante in der französischen Zone vor solchen Individuen Zuflucht zu suchen. Schon nach wenigen Tagen kehrten wir dennoch, vor allem auch aus Sorge um die Werkstatteinrichtung, wieder in die Leopoldstadt zurück.

Brisante Beute

Mein älterer Bruder Rudi war natürlich, sehr zum Leidwesen unserer Mutter, weit emsiger auf Entdeckungsreisen unterwegs als ich. Das war damals freilich sehr gefährlich, nicht allein wegen vieler marodierender Gestalten, sondern wegen der überall herrenlos herumliegenden Kriegsgeschäften, der Blindgänger und der noch immer dahinglosenden Häuserruinen, die jederzeit gänzlich einstürzen konnten. Einige meiner Schulkollegen haben solche Abenteuer leider mit dem Leben oder dem Verlust von Gliedmaßen bezahlen müssen. Meinem Bruder und mir ist solches Unheil, dank unserer Schutzengel, Gott sei Dank nicht zugestoßen.

Von einem seiner Ausflüge kehrte mein Bruder einmal mit glänzenden Augen zurück und zeigte stolz seine mitgebrachte Beute. Allerdings weiteten sich die Augen unserer Mutter weit und groß vor Schrecken, als sie diese erblickte. Es waren nämlich mehrerer dicke mit Samt ausgelegte Schatullen, in denen sich Parteiabzeichen der NSDAP als Sonderfertigung in Silber und Gold sowie Ritterkreuze, Deutsches Kreuz und andere hohe Partei- und Kriegsabzeichen fein säuberlich aufgereiht befanden. Mein Bruder hatte

diese Stücke, wie er zugab, in einer der zahlreichen Bombenruinen der Umgebung gefunden, in der sich offensichtlich eine entsprechende Fertigungsstätte befunden hatte. Nun mögen diese Abzeichen während der NS-Herrschaft für manche tatsächlich etwas sehr Wertvolles gewesen sein, jetzt mitten im Zusammenbruch und kurz vor dem Einmarsch der Russen waren diese Symbole nicht nur wertlos, sondern vor allem deren Besitz etwas Brandgefährliches, und selbst die unverbesserlichsten Anhänger des untergehenden Regimes versuchten, solche Relikte rasch loszuwerden, damit sie von den Rotarmisten nicht bei ihnen entdeckt werden.

Mein armer Bruder war über das Entsetzen unserer Mutter nicht nur enttäuscht, sondern er wurde wegen der seiner Meinung nach reichen eingebrachten Beute anstatt gelobt sehr ernsthaft und heftig gescholten. Er verstand die Welt nicht mehr, waren doch solche Dekorationen in seinen von der permanenten Propaganda beeinflussten Augen höchst wertvoll.

Unsere arme Mutter hat uns jedoch über die Gefahren, die nun mit diesen Schatullen in der Wohnung verbunden waren, sehr eindringlich aufgeklärt. Mein Bruder war natürlich trotzdem enttäuscht und meinte, er würde in der Wohnung ein sicheres Versteck finden, welches nicht entdeckt werden könnte. Unsere Mutter hat allerdings diese gefährlichen Mitbringsel in ihre Verwahrung genommen.

Wie sie später erzählt hat, wurden diese Schatullen von ihr nach Einbruch der Dunkelheit in einem der nächstgelegenen Ruinenhaufen entsorgt. Allerdings war auch dieser Ausflug nicht ungefährlich, da ja bereits ringsum gekämpft wurde sowie Kriegsrecht und strenges Ausgangsverbot herrschten. Außerdem konnte man bei Plünderungsverdacht ohne viel Umstände standrechtlich erschossen werden. Allerdings hat diese zierliche und tapfere Frau, die unter der winterlichen Kälte noch mehr als unter dem Hunger gelitten hat, solche Ausflüge in das gegenüberliegende, zerbombte Haus heimlich mehrmals unternommen. Dabei schleppte sie Stücke der Parkettböden aus der Ruine in unsere Wohnung, um einen einzigen, winzigen Ofen ein wenig damit zu heizen und ein kärgliches, aber warmes Essen für uns zu bereiten. Das Wort Mahl dafür zu verwenden, wäre wirklich mehr als unpassend.

Ob die Beute meines Bruders je entdeckt wurde oder im Zuge des Wiederaufbaues endgültig entsorgt worden ist, bleibt im Ungewissen. Mein Bruder hat aber Jahre später noch oft meine Mutter damit scherzhaft aufgezogen. Denn sie hätte einen wertvollen Schatz nicht gehoben, sondern ganz einfach entsorgt und eingescharrt.

Unsere Mutter hat aber auch in dieser Situation, so wie stets, richtig gehandelt, und uns durch die Wirren dieser Zeit, deren Gefahren wir als Kinder damals gottlob gar nicht richtig einschätzen konnten, mit sicherer, fürsorglicher und entschiedener Hand wohlbehalten hindurchgeführt.

Mein geschundenes Riedenthal

Ein besonders tragisches Schicksal hat mein geliebtes Riedenthal getroffen. Dieses Ereignis ist aber wohl nur eines von vielen ähnlichen im Land. Sie blieben in der offiziellen Geschichtsschreibung meist unbeachtet und fanden höchstens in der einen oder anderen Ortschronik Einzug. Für die Betroffenen aber endeten sie oft schrecklich. Und für die Riedenthaler war es damals eine Tragödie besonderen Ausmaßes.

Über solche Tragödien wurde damals aus Angst vor der Besatzungsmacht natürlich nicht berichtet und heute zeichnen Historiker lieber ein Bild dieser Zeit, welches die fröhliche Bevölkerung Wiens damals ausgelassen und die Befreiung feiernd, mit den Rotarmisten auf dem Rathausplatz Walzer tanzen lässt.

Die Realität war jedoch eine völlig andere. Brutale Untaten, wie Vergewaltigungen, Tötlichkeiten und Raub durch sowjetische Soldaten waren aus Hass und Wut über das noch schrecklichere Wüten und Zerstören durch die SS und von Wehrmachtsverbänden während des Russlandfeldzuges zwar erklärbar, aber dennoch nicht entschuldbar. Überdies fanden sie, zwar etwas abgeschwächt, noch immer, auch Monate nach der Befreiung ihre Fortsetzung, als angeblich Freiheit, Gesetz und Ordnung bereits wiederhergestellt

worden waren. Es ereigneten sich auch immer wieder willkürliche Verhaftungen von Menschen, die dann für immer in Sibirien verschwunden sind.⁸

Natürlich wurde mit dem Kriegsende Österreich gottlob von der Diktatur der NSDAP, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei befreit. Aber das erklärte und vorrangige Kriegsziel der westlichen Alliierten, sie hatten ja den Einmarsch der Wehrmacht 1938 in Österreich widerspruchslos zur Kenntnis genommen, war sicherlich nicht die Befreiung Österreichs. Es war auch nicht die unbändige Liebe zu Österreichs Bevölkerung, sondern es war das elementare Ziel, die expansive Diktatur Hitlers zu brechen. Allerdings konnte dabei die gleichzeitige Ausdehnung der Sowjet-Diktatur Stalins bis Mitteleuropa nicht verhindert werden.

Die Russen wurden daher von der Masse der Bevölkerung vor allem als Sieger und Besetzer und weit weniger als Befreier wahrgenommen. Noch dazu konnten viele von ihnen mit unseren Einrichtungen, Kulturdenkmälern und Gütern nicht entsprechend umgehen. So war es selbst für mich als Tierliebhaber höchst befremdlich, dass im straßenseitigen Cafesalon des altherwürdigen und exquisit eingerichteten Hotel Stefanie auf der Taborstraße die Rotarmisten ihre Pferde untergebracht hatten. Dieses Devastieren von Gütern wurde nach den Zerstörungen durch die Bombardements von der Bevölkerung allerdings bereits mit Humor getragen. So wurde im Jahre 1945 das einst eleganteste Hotel Wiens, das Hotel Imperial am Ring, vom Volksmund in „Hotel Bethlehem“ umgetauft. Denn oben prangte der Stern, nämlich der Sowjetstern, und unten, zu ebener Erde war ebenfalls ein Pferdestall eingerichtet worden.

Die kleine Schar der Kommunisten, die natürlich mit den Sowjets kooperierten und daraus auch persönliche Vorteile zogen, sahen dies natürlich etwas anders und priesen die russische „Kultura“, die uns nun beigebracht wurde. Sie blieben gottlob eine Minderheit, die allerdings für die höchst instabile Situation und Entwicklung Österreichs nicht ungefährlich gewesen ist.

⁸ Hugo Portisch, Kurier Serie 18.4.2021: *Die Fronttruppen der Roten Armee waren noch, glaube ich, durchwegs in Ordnung. Die haben sich sehr ordentlich benommen. Aber der Tross, der gleich hinten nachkam, der war dressiert auf Vergewaltigung und Plünderung. Das war eine Schreckensherrschaft! Man soll nicht im Nachhinein versuchen zu sagen: "Das war gar nicht so arg." Es war sehr arg!*

Wenn damals in den Medien über Verbrechen in der Russenzone berichtet wurde, die offensichtlich von Besatzungssoldaten begangen wurden, es handelte sich meist um Vergewaltigung, Einbruch und Raub, so hieß die Umschreibung wegen der strengen Zensur durch die Besatzer stets: „Begangen von unbekannten Tätern“. Mit diesem Code wusste man allerdings sehr eindeutig, was tatsächlich geschehen war.

Doch zurück zu meinem Riedenthal, in dem ich sehr schöne Kindertage erleben durfte. Wir hatten ja auf Rat meines Vaters dieses kleine Dorf, welches später ein Teil von Wolkersdorf werden sollte, in Richtung Wien verlassen, um dem Treiben der Russen zu entgehen.

Die Schilderung der tragischen Vorkommnisse in diesem kleinen Dorf möchte ich aber meinem Onkel, Johann Galler, überlassen, der später auch ein bedeutender Bürgermeister von Wolkersdorf war⁹. Allerdings sind seine authentischen Darstellungen aus der pragmatischen und damals durchaus verständlichen Sicht eines Politikers für die russischen Besatzer eher schmeichelhaft ausgefallen: *„Im 2. Weltkrieg, 1939 bis 1945, mussten 74 Männer Wehrdienst leisten, 21 kamen nicht mehr zurück; teils wurden sie als gefallen, teils als vermisst gemeldet. Nach einem schweren Artillerieangriff, bei dem drei Häuser zerstört sowie Stallungen und Scheunen beschädigt wurden, marschierte am 14. April 1945 die russische Infanterie in Riedenthal ein. Die nachfolgenden Trübsoldaten holten Lebensmittel, Kleidung und Vieh aus den Häusern. Frauen und Mädchen gegenüber benahmen sie sich nicht immer so, wie es Sitte und Anstand erfordert hätten.“*

So be- und umschreibt ein Bürgermeister und Hauptschuldirektor aus politischer Rücksichtnahme die Tatbestände von Vergewaltigung, Raub und Diebstahl. Er schreibt über die weiteren Ereignisse weiter: *„Anfang Mai 1946 kam es zwischen Riedenthalern und russischen Soldaten zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung. Aus dem Keller des Eduard Schreidl in der Kellergasse wurde Wein gestohlen. Eduard Schreidl war eben drei Tage aus*

⁹ Johann Galler; Geschichte von Riedenthal anl. der Renovierung der Kirche in Riedenthal von Bgm. Johann Galler 1972

Amerika zurückgekehrt, wo er sich in Kriegsgefangenschaft befand. Am nächsten Tag, Samstag, den 4. Mai 1946, kamen gegen 15 Uhr zwei russische Soldaten nach Riedenthal, die im Schloss Ulrichskirchen stationiert waren. Nun meinten Riedenthaler, die Weinholer vom Vortag erkannt zu haben. In der Nähe der Kirche kam es zur Auseinandersetzung mit den russischen Soldaten, an der sich mehrere Riedenthaler beteiligten. Den Russen wurde nicht allzu viel Leid zugefügt: Mit einigen Ohrfeigen reagierten die Ortsbewohner ihre Empörung ab. Der folgende Tag, der 5. Mai 1946, ein Sonntag, wird den Riedenthalern immer in Erinnerung bleiben. Um 3 Uhr früh besetzten russische Truppen die Höhen um Riedenthal, brachten Maschinengewehre in Stellung und dann durchsuchten Soldaten die Häuser. Einzelne Wohnungen, die den Russen schon vorher von irgendjemand bekannt gegeben wurden, nahmen sich die russischen Soldaten besonders eingehend vor; auch das Haus des Verfassers. Schwer bewaffnete Soldaten mit riesigen Suchhunden umstellten u.a. das Haus Nr. 3. Offiziere, Mannschaftsdienstgrade und ein Dolmetsch durchstöberten jeden Winkel, stachen mit den aufgepflanzten Bajonetten in Erde und Stroh und ließen keinen Gegenstand auf dem gleichen Fleck. Selbst Spielzeugschachteln der Kinder wurden untersucht. Etwa 35 Personen wurden verhaftet und im Garten des Hauses Nr. 11 gesammelt. Zuerst kamen die Riedenthaler zur russischen Kommandantur nach Wolkersdorf zur Vernehmung und wurden anschließend ins Gefängnis des Annahofes in Wolkersdorf gebracht. Über die Art der Vernehmung breitet sich tiefes Schweigen, aber dieses Schweigen sagt sehr viel.“ Sie landeten, wie er weiter berichtete, nach Stationen in Mistelbach und Holabrunn schließlich wieder in Mistelbach, wo einige sehr alte Männer freikamen.

Die Ortsbewohner versuchten verzweifelt, mit großzügigen Weinlieferungen an die Russen alle freizubekommen, allerdings vergeblich. Sieben Männer, darunter Eduard Schreidl, blieben in ihrem Gewahrsam.

Der Chronist berichtet dann in seiner sehr nüchternen Art, denn er hatte selbst als hochdekoriertes Offizier am Krieg teilgenommen, über das weitere Geschick dieser unglücklichen Gefangenen, welches erst Jahre später be-

kannt wurde. Die sieben Männer wurden nämlich in Sopron vor ein Militärgericht gestellt. Zwei von ihnen wurden zum Tode verurteilt und sofort exekutiert, die anderen zu langjährigen Kerker- und Arbeitslagerstrafen verurteilt. Keiner von ihnen sollte sein Riedenthal wiedersehen.

Dies waren leider die anderen Seiten der Befreiung und der Kontrapunkt zu den zeitgeschichtlich so gerne dokumentierten fröhlichen Tanzszenen im Jahr 1945 auf dem Rathausplatz in Wien, wobei diese unentschuldbaren Übergriffe die Verdienste der verlustreich kämpfenden Russen und auch der überzeugten Kommunisten bei der Vernichtung des Nazi-Regime grundsätzlich nicht schmälern sollen.

Allerdings war wohl damals dem einfachen Rotarmisten wohl kaum bewusst, dass er auch im Namen eines der größten Verbrecher des Zwanzigsten Jahrhunderts seine Haut zu Markte getragen hat – für den Georgier Josef Wissarionowitsch Dschughaschwili vulgo Stalin. Dieser Diktator, der nicht nur seinem Volk die Freiheit geraubt hat und der Millionen unschuldige Menschen durch willkürliche Erschießungen, Schauprozesse, Deportationen in Arbeitslager und riesige Umsiedlungen sowie künstlich herbeigeführte Hungersnöte zugrunde gehen und ermorden ließ, hatte alles andere im Sinn als einen Krieg für die Freiheit zu führen. Für ihn war es vielmehr ein Krieg um Machtgewinn und die Ausweitung seines kommunistischen Imperiums.

Demnach hat das Denkmal für die Rote Armee und damit auch für ihren Anführer, Josef Stalin auf dem Schwarzenbergplatz in Wien, welches uns die Sowjets nach der Besatzungszeit hinterlassen haben, keinerlei Charakterzüge einer Befreiung, sondern nur die eines glorreichen und triumphalen Sieges – noch dazu ist es im kitschigen stalinistischen Stil errichtet. Damit trägt es zur Schönheit der ehemals harmonischen Architektur dieses Platzes leider nur negativ bei.

Es bleibt auch abzuwarten, ob die Berechtigung für die weitere Existenz dieses Bauwerks angesichts des derzeitigen barbarischen Wütens der russischen Armee in der Ukraine – die sich in der Weiterführung der Tradition der Roten Armee und des damaligen Befehlshabers sieht – von jenen Politikern und Historikern genauso kritisch hinterfragt und gesehen werden wird, wie

jene Denkmäler, die sie derzeit eifrig unter dem Vorwand einer angeblichen „politischen Korrektheit“ demontieren wollen. Wahrscheinlich wird aber auch hier mit zweierlei Maß gemessen werden.

Der breiten Mehrheit der Bevölkerung Österreichs hat man aber damals beim Kriegsende sicherlich zu viel zugemutet, den politischen Über- und Durchblick zu haben, um mit ihrer jüngsten Vergangenheit ins Reine zu kommen. Hunger, Krankheiten und kein Dach über dem Kopf, dies waren die Realitäten. Der tägliche Kampf um das Überleben herrschte vor. Väter, Söhne und Brüder waren in der Uniform der deutschen Wehrmacht sinnlos zu Grunde gegangen oder zu Krüppeln geworden und viele waren noch in Gefangenschaft. Diese Angehörigen auch noch pauschal mit dem Makel einer verbrecherischen Mittäterschaft und Schuld an den Untaten des NSDAP-Regimes zu belasten, wie das jene Historikergeneration aus dem sicheren Hort der Nachgeborenen heraus heute gerne macht, war wohl von den Hinterbliebenen damals zu viel verlangt, und führte daher zum allgemeinen Verdrängen dieser schrecklichen Zeit.

Den Politikern der beiden großen politischen Lager, die in Österreich damals vorherrschten – repräsentiert durch die Österreichische Volkspartei und die Sozialistische Partei Österreichs – muss aber der Vorwurf gemacht werden, sehr wohl dazu beigetragen zu haben, dass diese Verdrängung durch die staatliche Autorität in den Nachkriegsjahren aus parteitaktischem Kalkül zur Doktrin und damit zu einer langfristigen Glaubwürdigkeitshypothek auf internationaler Ebene wurde. Diese wurde dann mit Zins und Zinseszinsen erst nach der Ära Kreisky fällig gestellt.

Eine Auferstehung

Heimkehr und Neubeginn

Meinem Vater, der das Kriegsende bei Dresden als Soldat er- und überlebt hatte, gelang es gottlob, der russischen Gefangennahme zu entgehen, und er gelangte auf abenteuerlichen Wegen als POW, *Prisoner of War*, zu den Amerikanern. Bevor diese ihr Gefangenenlager aber schließlich den Sowjets übergeben mussten, gelang es ihm, mit der Angabe eines falschen Wohnorts, nämlich in der Westzone Österreichs, aus der Gefangenschaft entlassen zu werden. Damit entging er dem Abtransport in eines der berüchtigten Gefangenenlager hinter den Ural von denen nur die Wenigsten zurückkehrten. Er mied auch aus guten Gründen den kürzeren Weg nach Wien, der vom Erzgebirge über Tschechien geführt hätte. Auf dieser Route wurden nämlich Menschen in ehemals deutscher Uniform aus purem Hass ganz einfach zu Tode geprügelt. Über Bayern und schließlich heimlich über die Enns schlug er sich bis Wien durch. Dabei wich er allem, was russische Uniformen trug, sehr vorsichtig aus, denn die Sowjets scherten sich keinen Deut um amerikanische Entlassungspapiere, und so mancher war schon als Heimkehrer vor seiner Haustür angelangt, als ihn die Russen aufgriffen und gleich wieder in ein Lager verfrachteten, allerdings dann gleich bis nach Sibirien.

Er war der erste Heimkehrer in unserem Haus. Weihnachten 1946 konnten wir daher gottlob als vollzählige Familie gemeinsam feiern, was nur wenigen Familien gegönnt war. Mein Vater hat sogar einen schönen Christbaum aufgetrieben, aber die Lebensumstände entsprachen tatsächlich der legendären Beschreibung der Situation durch Bundeskanzler Leopold Figl in seiner schlichten und berührenden Weihnachtsansprache. Es gab tatsächlich nichts. Meine Mutter aber hat einfallreich und umsichtig wie stets bevorratetes Stanniolpapier hervorgezaubert, in welches zu früheren Weihnachten Süßigkeiten, sogenannte Zuckerzelten, als Christbaumbehang kunstvoll eingewickelt worden waren. Doch es gab nichts zum Einwickeln. Mit Hilfe einer Laubsäge hat sie aber, kreativ wie stets, aus einer Holzleiste kleine Würfel

geschnitten und diese in das Weihnachtspapier als Ersatz für Süßigkeiten gewickelt. Zu ihrer streng gehüteten eisernen Reserve hat auch ein wenig Würfelzucker gehört. Einige diese Zuckerwürfel wurden noch behutsam halbiert und ebenfalls liebevoll als echte, süße Christbaumzelten eingehüllt. So schmückten etwa zwei Drittel Holzzelten und ein Drittel Zuckerzelten unseren schönen Christbaum. Trotzdem waren wir glücklich und froh, den Krieg gemeinsam überlebt zu haben. Es war wohl das schönste von allen Weihnachtsfesten, welches ich erlebt habe, obwohl noch viele glückliche folgen sollten.

Mein Vater stürzte sich sofort auf die Wiederaufnahme des Betriebes in seiner Schneiderwerkstatt. Auch treue Gesellen kamen wieder zu ihrem Meister zurück. Obwohl es an den notwendigsten Materialien mangelte, kam eine Produktion mit viel Improvisation langsam in Gang.

Dank der unversehrten Ausstattung der Schneiderwerkstätte konnte in dieser Zeit, in die dann auch die Währungsumstellung mit all ihren Problemen fiel, unsere Familie über Wasser gehalten werden. Auch der Schulbetrieb kam wieder sehr mühsam und langsam in Fahrt.

In der Russenzone konnten die Kommunisten, trotz tatkräftiger Unterstützung durch die Sowjets, in der Mehrheit der Bevölkerung nicht Fuß fassen, obwohl sie dies auf lästige Weise mit ihrer Propagandamaschine versuchten. Vor allem meine Mutter, die eine sehr gläubige Frau war, hat diese Ideologie verabscheut und selbst in der Zeit des Nationalsozialismus den engen Kontakt zu unserer Pfarre St. Leopold aufrecht erhalten. Damals war nämlich der Religionsunterricht verboten, den mein Bruder und ich heimlich besucht haben. Vor allem war sie immer im Gespräch mit unserem Pfarrer, Dr. Alexander Poch, der auch später in der Schule mein Religionslehrer werden sollte und den die Sorge um den Wiederaufbau seiner von Bomben schwer getroffenen Kirche plagten.

Pfarrer Alexander Poch war es auch, der den Aufbau der Pfadfindergruppe Nr. 53, St. Leopold, tatkräftig unterstützt hat. Mein Bruder und ich waren von dieser Jugendgruppe und ihrer weltanschaulichen Ausrichtung begeistert. Als der Jüngere war ich zunächst bei den Wölflingen aufgenommen worden. Natürlich fehlte es auch da am Notwendigsten. Eine Pfadfinder-Tracht, das

Wort Uniform war damals streng verpönt, war bestenfalls aus privaten Vorkriegsbeständen noch vorhanden und eine kostbare Rarität.

Als mich meine Mutter eines Tages von der Heimstunde abholte, denn kommunistische Jugendbanden der „Freien Jugend“ sind uns gegenüber immer wieder handgreiflich vorgegangen, wurde sie von einer ihr unbekannten Frau angesprochen. Diese erkundigte sich, ob ich zu der wiedergegründeten Pfadfindergruppe gehöre, denn als „Tracht“ trug ich lediglich das grüne und mit gelbem Saum verzierte, von meiner Mutter selbst genähte Dreieckstuch um den Hals. Als meine Mutter dies bejahte, lud uns diese Frau in ihre Wohnung ein. Dort nahm sie aus einem Kleiderschrank ein fein säuberlich zusammengelegtes „Wölflingshemd“, einen Gürtel mit Pfadfinderlilie, Halstuch mit Lederknoten und als Höhepunkt das grüne Wölflings-Käppi aus Samt. Diese Kostbarkeit machte sie mir zum Geschenk. Eine Gegenleistung meiner Mutter lehnte sie strikt ab.

Sie hatte diese Stücke in Erinnerung an ihren in Stalingrad gebliebenen Sohn aufbewahrt, der ebenfalls ein begeisterter Pfadfinder gewesen ist. Sie trennte sich natürlich nur schweren Herzens von diesen Erinnerungsstücken an ihren einzigengen Sohn, der gefallen war, versicherte aber meiner Mutter, dass dies sicher im Sinne ihres Buben sei, der das Prinzip der Pfadfinder, jeden Tag mindestens eine „Gute Tat“ zu leisten, immer sehr ernst genommen habe. Heute wolle sie eine solche für ihn machen.

Ich freute mich über dieses überraschende, doch so kostbare Geschenk sehr, konnte aber damals noch nicht verstehen, warum sich die beiden Frauen beim Abschied bitterlich weinend umarmt hatten. Später habe ich es nur zu gut verstanden, und der Gedanke an diese Begegnung berührt mich auch heute noch, genauso wie die Erinnerung an mein totes Äffchen.

Die wirkliche Befreiung meines Österreichs und vor allem meine eigene fühlte ich aber erst so richtig im Jahr 1955, als ich mit vielen anderen auf dem Ballhausplatz unserem Leopold Figl und dem Bundeskanzler Julius Raab nach ihrer Rückkehr vom Belvedere, wo der Staatsvertrag besiegelt worden war, begeistert zujubeln konnte. Erst da habe ich verspürt, was Bundeskanzler Figl in seiner berührenden Weihnachtsansprache am 20. Dezember 1945

mit seinen Worten gemeint und gefordert hat: *„Ich kann Euch zu Weihnachten nichts geben, ich kann Euch für den Christbaum, wenn Ihr überhaupt einen habt, keine Kerzen geben, kein Stück Brot, keine Kohle zum Heizen, kein Glas zum Einschneiden. Wir haben nichts. Ich kann Euch nur bitten, glaubt an dieses Österreich!“*

Einmal Pfadfinder, immer Pfadfinder

Es waren uns im Jahr 1945 auch leuchtende Vorbilder abhandengekommen. Denn die Idole, die die Propaganda des Joseph Goebbels vor allem der Jugend eingehämmert hatte, sind im Orkus der Geschichte verschwunden. Vor allem die Jungen aber brauchten neue Vorbilder.

Besonders widerlich fand ich, dass in die Vereinslokale der Hitlerjugend sofort Typen eingezogen sind, die sich nicht einmal die Mühe machten die schwarz-weiß gefärbten Landsknechtstrommeln zumindest umzufärben, zu deren dumpfen Klängen die strammen Pimpfe des Führers noch vor kurzem ihre Kampflieder brüllend durch die Straßen marschiert sind. Sie verwendeten sie nun so wie alle anderen HJ-Gerätschaften – nur, dass die Fahnentücher jetzt rot eingefärbt waren und Hammer und Sichel trugen.

Von Politik aber wollte die große Mehrheit der Bevölkerung nichts mehr wissen. Diese Stimmung in der Bevölkerung war eine große Chance für die Kirche, aber auch für das Wiedererstehen der Pfadfinderbewegung. Vor allem für die von Lord Robert Baden-Powell of Gilwell ins Leben gerufene weltweite Jugendorganisation, die sich jenseits politischer Ideologien und Parteien seit 1908 international in unglaublicher Geschwindigkeit ausgebreitet hatte, erfreute sich nun auch in der Russenzone wieder einer Renaissance.

Baden-Powell war ein kriegserprobter Kolonialoffizier, der nicht zuletzt auch die Schrecken des Burenkrieges in Südafrika miterlebt hat. Diese Erfahrungen haben ihn sicher auch in seiner Werthaltung geprägt. Allerdings war es gar nicht seine Absicht, in seinem Ruhestand eine organisierte Jugendbewegung dieser Art zu gründen, er wollte bloß jungen Menschen wertvolle Tipps

geben, um ein gesundes Leben mit einer positiven Werthaltung führen zu können. Dabei folgte er einem alten pädagogischen Grundprinzip, nämlich dem Fördern und Fordern.

Im Vorwort zu seinem Buch „Scouting for Boys“ schrieb er: *„Als richtiger Pfadfinder gilt jemand, auf den man sich verlassen kann, der stets seine Pflicht tut, so gewagt und gefährlich es auch sein mag, und der immer heiter und guter Dinge bleibt, auch wenn die Aufgabe, die vor ihm liegt, noch so schwer ist.“*

Der Wahlspruch lautet daher: *„Allzeit bereit!“*, und der Auftrag heißt: *„Vollbringe jeden Tag mindestens eine gute Tat!“*

Geadelt wurde Baden-Powell auch nicht für seine Militärdienste, sondern für sein Friedenswerk im Dienste der Jugend der Welt. 1939 verhalfte sein Friedensappell leider vergeblich:

“Es ist die Aufgabe der Menschheit, die Segnungen des Friedens mit seinem Glück und Wohlstand für alle wiederzugewinnen. Als ersten Schritt dazu müsste man an Stelle von Neid, Hass und Übelwollen wieder den Geist des guten Willens und der Duldsamkeit, der Wahrheit und der Gerechtigkeit walten lassen.“

Je jünger man ist, umso prägender wirken faszinierende Ideen auf die weitere Entwicklung. Sie begann für mich im Volksschulalter nämlich als Wölfling. Durch meinen emsigen Einsatz wurde ich sehr bald zum Führer der „Gelben Gemeinschaft“ und mit dem Ehrennamen „Gelbpelz“ ausgezeichnet. Wie ich später von meinem „Akela“, dem Führer meines Wölflingsrudels, erfahren habe, hatte man mich nach einem der zahlreichen Wettkämpfe zwischen den Gemeinschaften und nach erfolgreich bestrittenen Aufgaben genau beobachtet. Diese Aufgaben waren sportlicher Art, bestanden aber auch in Fertigkeiten wie Feuermachen, Fährtenlesen und Morsesignale lesen. Ich habe nämlich meine kleine Truppe nach unserem erfolgreichen Abschneiden zur verdienten Labung an die einzige vorhandene Wasserzapfstelle geführt und dort dafür gesorgt, dass eine geordnete und disziplinierte Wasserlabung der Reihe nach erfolgte. Ich selbst aber habe natürlich als Letzter getrunken. Für mich, als Verantwortlicher für meine kleine, tapfere Truppe war dies eine

Selbstverständlichkeit, für meine genau beobachtenden Pfadfinderführer allerdings nicht. Für sie war es der ausschlaggebende Anlass, meinen Gemeinschaftsgeist und meine Führungseigenschaft anzuerkennen.

Der Grundstein für bestimmte Eigenschaften wird aber bereits in der Familie gelegt, sie werden später verstärkt oder leider weit öfter durch einen schlechten Zeitgeist auch ausgetrieben.

Mich jedenfalls faszinieren Baden-Powell und seine Ideen auch heute noch. Sie haben mich auch durch mein ganzes Leben begleitet. Denn, aus seinen einfachen, aber klaren Aussagen und lehrreichen Geschichten, habe ich bis in mein Alter immer wieder Kraft und Anregungen geschöpft.

Vor allem war es auch die Internationalität, die Weltoffenheit der Pfadfinderbewegung, die mich begeistert hat. So saß ich im Sommer 1956 auf einem Sitz der III. Klasse mehr als 24 Stunden lang im Ostende-Express, nur mit einem winzigen Pfundbetrag und einem Rucksack ausgestattet, und fuhr nach England. Denn die Pfadfinderführung in Wien hatte eine Einladung zu einem Sommerlager der Scouts von Portsmouth erhalten und weitergegeben. So durfte ich mit zwei weiteren jungen Scouts aus Österreich an diesem Camp in Petersfield in Hampshire teilnehmen. In Brüssel war die Österreicher-Runde komplett und es ging nach stürmischer Überfahrt, von übler Seerkrankheit begleitet, gemeinsam weiter nach London. In Petersfield erlebte ich gemeinsam mit zwei weiteren Boy Scouts aus Österreich, nämlich Gregor Woschnagg und Carl Michael Belcredi, wunderschöne und unbeschwerte Lagertage mit unseren englischen Freunden. Natürlich war ich in der Pfadfinder-Hierarchie bereits Kornett, Gregor war allerdings, strebsam wie stets, bereits eine Klasse über mir, während Carl Michael von solchen Rangbezeichnungen herzlich wenig hielt.

Im Anschluss an das zweiwöchige Sommerlager waren wir noch die gesamte Ferialzeit lang bei Pfadfinderfamilien zu Gast. Dabei wurde uns britische Lebensweise sehr unmittelbar vermittelt. Drei Wochen durfte ich bei Familie Wood verbringen. Das Familienoberhaupt war Offizier der Waffentechnik bei der Royal Navy und versah Dienst auf der HMS Bulwark, einem 22000-Tonnen „Centaur-class“ Flugzeugträger mit Heimathafen Portsmouth. Er ist einer

der wichtigsten britischen Stützpunkte der Royal Navy und beherbergt auch im Trockendock das Flaggschiff von Lord Nelson als Museum. Nelson wurde in der Schlacht von Trafalgar an Deck dieses Schiffes tödlich verwundet. Wir waren natürlich bei der Besichtigung all dieser für uns höchst interessanten Einrichtungen, durch die Positionen unsere Gastgeber höchst privilegiert. Einer der Höhepunkte sollte ein Segeltörn rund um die Isle of Wight werden. Dazu hat uns ein Admiral im Ruhestand mit seiner leider in einen Rollstuhl gezwungenen Frau eingeladen. Der Törn begann mit mehreren Fahrten zu der etwas abseits geankerten Jacht des Admirals. Dazu wurde ein Dinghi benutzt, mit dem wir auch die Frau des Admirals samt einem riesigen Papiersack emsig rudern sicher an Bord brachten. Wir boten natürlich auch als unerfahrene Landratten unbeirrt, aber umso eifriger unsere seemännischen Dienste an, die unsere Gastgeber gütig lächelnd in geordnete Bahnen lenkten. Die Fahrt ging zunächst quer durch den Kriegshafen, der für zivile Fahrzeuge natürlich streng tabu war. Wir aber glitten unter der Admirals-Flagge unseres quieszierten Admirals, aber einmal Admiral ist für immer Admiral, auch in England, privilegiert nur einige Meter von den modernsten Kriegsschiffen entfernt, elegant und stolz an diesen vorbei. Höhepunkt war das Defilee unserer vergleichsweise nusschalengroßen Jacht entlang der wolkenkratzergleichen Aufbauten des Flugzeugträgers Bulwark, von dem man allerdings hoch über uns zu Ehren des vorbeischippernden Admirals eine Ehrenwache mit Signalen aus den Bootsmannspfeifen antreten hat lassen. Natürlich haben auch wir einen Teil dieser Ehrenbezeugung auf uns bezogen und mit strammem Pfadfindergruß dafür gedankt.

Doch sehr bald war dieses ruhige Skippern zu Ende, als wir nämlich die schützende Hafenmole verließen und auf eine doch ordentlich aufgewühlte See trafen. Zum Segelsetzen war dies zwar ideal, für unsere bloß an das Binnenland gewohnte Mägen aber weit weniger.

Nun wurde mir auch klar, welche Bewandnis es mit dem an Bord gehieften riesigen Papiersack der Frau Admiral hatte. Er enthielt jede Menge unterschiedlichen Provianten. Vor allem waren es jene zu Dreiecken gefalteten Sandwiches, die mit allerlei Undefinierbarem gefüllt waren. Diese britische Köstlichkeit konnte ich schon an Land nicht leiden, umso mehr beflügelte sie

meine bereits aufsteigende Seekrankheit. Doch die Admiralin entpuppte sich als eine unbarmherzige Bordärztin, die sehr zielstrebig wusste, was zu tun war. Wir mussten uns nämlich auf ihren Befehl hin zu ihren Füßen hinkauern, wobei unsere Gesichter immer grüner wurden. Sie fütterte uns aber gnadenlos mit den vorsorglich mitgebrachten „Köstlichkeiten“. Es verblieb uns gar keine Zeit, dieses Hineingestopfte wieder hochzuwürgen, da der Nachschub sofort, wie bei Weihnachtsgänsen, brutal nachgestopft wurde. Dabei versicherte sie, dass dies seit Jahrhunderten die beste und bewährteste Medizin gegen Seekrankheit sei. Diese kulinarische Folter dauerte etwa eine Viertelstunde. Uns kam sie wie eine Ewigkeit vor. Erstaunlicherweise habe ich sie überlebt. Noch erstaunlicher aber war, dass sie mich nach dieser Tortur ganz einfach für seefest erklärt hat, mit der Versicherung, dass ich nie wieder seekrank werden könne. Der Frau Admiral sei Lob und Dank, sie sollte Recht behalten, es wurde ein unbeschwerter Törn ohne flauen Magen rund um die Isle of Wight, natürlich mit einem Besuch der Brunnenesel auf Carisbrooke Castle. Ich aber wurde tatsächlich auf meinen vielen späteren Seereisen nie mehr seekrank. Dies hatte ich natürlich meiner lieben und fürsorglichen Admiralin und deren seemännischer Fütterungstherapie zu verdanken. Ich glaube aber, dass dabei vor allem ein gerüttelt Maß an Psychologie und auch erfolgreiche Autosuggestion beteiligt waren.

Aus dem strammen Pfadfinder Gregor wurde später ein österreichischer Spitzendiplomat, der sich vor allem auch beim EU-Beitritt Österreichs sehr engagiert hat. Er begleitete Alois Mock erfolgreich auf diesem Weg und war enger Mitarbeiter von Botschafter Manfred Scheich, dem Chefverhandler Österreichs und ersten Botschafter bei der EU, dessen Nachfolger Woschnagg auch werden sollte.

Die Volksabstimmung über den Beitritt zur EU führte uns nach langen Jahren wieder an meiner HLA Baden zusammen. Natürlich konnte ich als überzeugter Europäer bei dieser Abstimmung nicht untätig sein, waren doch sehr viele meiner Schülerinnen und Schüler bereits wahlberechtigt. Daher hatte ich Botschafter Scheich an meine Schule eingeladen, um einen motivierenden Vortrag zu halten. Der Botschafter entsandte allerdings Gregor Woschnagg als seinen Vertreter nach Baden, wo er von mir sehr herzlich begrüßt und

den etwa 150 neugierigen Schülerinnen und Schülern entsprechend vorgestellt wurde. Mein Freund Gregor hat auch gleich zu Beginn auf unsere gemeinsamen Jugenderlebnisse in Petersfield hingewiesen, was aber die versammelte Schülerschaft nicht sonderlich beeindruckt hat. Dann aber brannte er ein großartiges Feuerwerk von Argumenten und Vorzügen ab, die ein Beitritt und natürlich eine Ja-Stimme bei der Abstimmung bringen würden.

Erwartungsvoll fragte er am Ende seines Vortrages die Schülerschar, welche seinen Ausführungen sehr aufmerksam gelauscht hatte, wer denn am Abstimmungstag nun mit einem Ja stimmen würde. Es hob sich allerdings zu seiner großen Enttäuschung keine einzige Hand. Ich schritt daher als Hausherr und auch meine jungen Damen und Herren doch sehr genau kennend ein. Ich stellte ihnen die gleiche Frage, allerdings etwas anders formuliert. Ich fragte nämlich: *„Für wen von euch waren die Erklärungen des Herrn Botschafters für euer Abstimmungsverhalten am übernächsten Sonntag nützlich?“*

Sogleich haben sich alle Schülerhände ohne zu zögern in die Höhe gestreckt.

Dem nun sichtlich erfreuten und erleichterten Gregor Woschnagg habe ich beim Hinausbegleiten lachend erklärt, dass auch diplomatische Sachverhalte von pädagogischen Experten altersgerecht didaktisch-methodisch aufbereitet werden müssen, um ihre Wirkung zu zeigen.

Unsere freundschaftlichen Wege sollten sich später, ob in Brüssel oder in Österreich, immer wieder kreuzen.

Im Dienste der Britischen Krone

Ich wurde auch, ohne es je angestrebt zu haben, in den Dienst der Britischen Krone gestellt – und dies als Inhaber eines Reisepasses der Republik Österreich.

Ich durfte nämlich drei weitere Wochen meines Aufenthaltes nach dem Pfadfinderlager bei Petersfield und im Anschluss an die Gastlichkeit der Woods bei der Familie Bridle verbringen. John Bridle war von Beruf Banker, hatte

allerdings in der Royal Air Force gedient und verfügte daher über gute Kontakte zu dieser Waffengattung. Natürlich hat mich gerade das Flugwesen, welches ja bis 1955 in Österreich ausschließlich in der Hand der Besatzer lag, ganz besonders interessiert. Mit einem Besuch der berühmten Flugschau in Farnborough bereitere man mir eine besondere Freude. Voll Stolz konnte ich bei der Fluggeräteschau der Royal Air Force erkennen, dass die ausgestellte Doppelrumpf Vampire Düsenmaschine auf einer Tafel mit Erklärungen dazu, wo sie denn überall im Einsatz stünde, auch die „Austrian Air Force“ mit dem weißen Dreieck auf rotem Grund an prominenter erster Stelle angeführt war. Natürlich war dies dem Alphabet geschuldet, denn die Gesamtflotte unserer Luftstreitkräfte bestand damals aus sage und schreibe gerade drei Stück dieser Düsenmaschinen, die als Doppelsitzer in erster Linie Trainingszwecken dienten.

John Bridle war neben seinem Beruf auch als Offizier im ROC, dem Royal Observer Corps, sehr aktiv. Es war dies eine Freiwilligen-Organisation, die der Royal Air Force angegliedert war. Ihre Tradition führte sie auf die „coast watchers“ der Elisabethanischen Zeit zurück, als nämlich die spanische Armada England bedrohte. Der treffliche Wahlspruch im Wappen des Royal Observer Corps lautete: „*Forewarned is forearmed*“. Besonders verdienstvoll war sein Einsatz im I. Weltkrieg bei der Bedrohung durch die Zeppelin-Luftschiffe und natürlich im II. Weltkrieges während der Luftschlacht um England. Dafür wurde es von König Georg VI 1941 mit dem Ehrenbegriff „Royal“ privilegiert.

Seine Hauptaufgabe während meines Aufenthaltes war die Schulung der Observer in der Früherkennung und Identifikation von Flugzeugen und Schiffen. Dazu gab es umfangreiches Schulungsmaterial in Form von Drucksorten und auch als Filmmaterial. Da mich dieses Metier sehr interessiert hat, durfte ich an vielen dieser Schulungen teilnehmen. Bei der Identifikation von Kriegsschiffen anhand ihrer Silhouetten und der Zuordnung von Fluggeräten dürfte ich durchaus talentiert und erfolgreich gewesen sein. Ich wurde nämlich vom Kommandanten John Bridle zum Ehrenmitglied des ROC ernannt und damit in die Dienste der Britischen Krone gestellt.

Er überreichte mir sogar eine kleine gerahmte Urkunde, die die Formel enthielt: *"We appoint Helmut Skala and he is hereby appointed an Honorary member of the Royal Observer Corps Portsmouth."*

Seine letzte Aufgabe hatte das ROC mit der Frühwarnung bei Nuklearbedrohungen, bevor es 1991 offiziell aufgelöst wurde.

Der Umgang der Briten mit ihrer stolzen Tradition stand sehr im Gegensatz zu Österreich mit seinem sonderbaren Verhältnis zur eigenen Geschichte. Diese Haltung der Engländer hat mir sehr imponiert, denn auch die Stimmung uns Jungen gegenüber, die ja aus dem ehemaligen Feindesland stammten, war eine sehr offene, zwar kritische, aber nie gehässige. Man konnte daher zum Beispiel das Buch des hochdekorierten deutschen Luftwaffen-Generals Adolf Galland, der die erste Düsenjägerstaffel befehligt hatte, in englischer Sprache kaufen, bevor es überhaupt bei uns im Buchhandel angelangt war. Natürlich wurde ich gefragt, ob mir die Namen der deutschen Fliegerasse der Luftwaffe bekannt seien und ob ich solche auch kennengelernt hätte. Bekannt waren sie mir natürlich, aber getroffen habe ich selbstverständlich keinen von ihnen. Darauf wurden mir von meinen Gastgebern zwei Taschenbücher zum Präsent gemacht. Es war dies Adolf Gallands Buch *„The First and the Last“* und ein zweites, welches von Group Captain Leonard Cheshire stammte, mit dem Titel *„Bomber Pilot“*. Ich hatte beide Bücher dank meiner schon recht guten Englischkenntnisse kaum in Windeseile verschlungen, da lud mich Frau Bridle zu einer Ausfahrt zu einem klosterartigen Anwesen nahe von Portsmouth ein, nämlich nach Le Court.

Dort hatte ich eine Begegnung, die sich in meine Erinnerung besonders einprägen sollte. Wir besuchten zum Fünfuhrtee den hochdekorierten Group Captain Leonard Cheshire. Er war eine charismatische Fliegerlegende, man gehörte gerne zu seiner Crew, da er auch vom sprichwörtlichen Glück des Tapferen begleitet war und dafür auch mit dem VC, dem Victoria Cross, ausgezeichnet wurde.

Er war ein typischer hochgebildeter Brite, ein graduerter Jurist, der als Reservist während des II. Weltkriegs zur RAF eingezogen wurde und eine steile

Karriere absolvierte. Typisch britisch war auch sein Wesen als kommandierender Offizier. Er wurde offiziell folgendermaßen beschrieben: *“Cheshire was soft-spoken, very considerate, thoughtful, and unconventional in his thinking, unorthodox, independent minded and no great respecter of authority.”* Als ihm vom König das Victoria Cross verliehen wurde, ersuchte er, ganz gegen das Hofzeremoniell, dass sein mit ihm auszuzeichnender Warrant Officer, also sein Unteroffizier, vor ihm die Auszeichnung überreicht bekommen sollte, da er weit mehr als er selbst seine Tapferkeit unter Beweis gestellt habe. Allerdings hat sich König Georg VI von diesem vorlauten Einwand in der Verleihungsreihe nicht beirren lassen.

Ich aber traf damals keinen strahlenden, kraftstrotzenden Kriegshelden, sondern einen von einer schweren Krankheit gezeichneten, hochgewachsenen und sehr hageren Mann, der auf mich ein sehr ernstes und bedrückendes, ja geradezu trauriges Bild geboten hat.

Dieser Mann machte auf mich den Eindruck, dass ihn nicht allein die körperlichen Strapazen seiner Kriegseinsätze schwer gezeichnet hatten, sondern noch viel mehr auch die psychischen. Es war sein Gewissen als Bomberpilot, welches schwer auf ihm lastete. So war er nach dem Krieg zum Katholischen Glauben konvertiert und baute in Le Court eine karitative Einrichtung auf. Später, nachdem er sich gesundheitlich erholt hatte, hat er mit seiner Ryder-Cheshire Foundation ein großes karitatives Werk geschaffen, welches zum Beispiel auch Lourdes-Pilgerfahrten für Behinderte organisiert hat. Er war das genaue Gegenteil des berüchtigten Air Marshal Harris, der für die verheerenden Flächenbombardements verantwortlich zeichnete, die vor allem die Zivilbevölkerung schwerstens getroffen haben, und der damit selbst in seiner Heimat höchst umstritten ist.

Mich hat das entkrampfte Verhältnis der Briten, welches sie mit wenigen Ausnahmen ihren ehemaligen Feinden auf dem Schlachtfeld und deren Nachkommenschaft gegenüber hatten, sehr beeindruckt. Sie sahen auf der militärischen Gegenseite in den Männern der deutscher Marine, der Luftwaffe und der Wehrmacht zwar höchst gefährliche Feinde, aber nicht lauter Verbrecher. Feinde denen sie auf Augenhöhe gegenübergestanden sind und die

sie, auch erst nach schwerem Ringen, besiegt hatten. Zu dieser Haltung gehörte auch, dass viele Männer, die sich unerbittlich auf dem Schlachtfeld bekämpft hatten, sich nach dem Krieg versöhnt und ohne Hass getroffen und sogar Freundschaften geschlossen haben.

Mein Interesse für die Geschichte wurde allerdings keineswegs in der Schule geweckt. Dort hat man im Geschichtsunterricht tunlichst alles gemieden, was selbst in die Nähe des I. Weltkrieges gelangen konnte. Ich war allerdings ein begeisterter Leser und habe vor allem durch die Veröffentlichungen von Helmut Andic wertvolle Impulse erhalten, um mich in die Zeitgeschichte zu vertiefen. Dies hat mir auch sehr bald die wahre historische Dimension Österreichs vermittelt.

So geprägt, hatte ich, knapp vor der letzten Maturaprüfung stehend zu entscheiden, welchen beruflichen Weg ich künftig gehen sollte. Ich entschied mich für das neu geschaffene Bundesheer.

Mein Pfadfinderfreund, der in Petersfield mit dabei war, Carl Michael Belcredi, war eine etwas andere Persönlichkeit als Gregor Woschnagg. Gregor war schon damals äußerst korrekt und auf strikte Einhaltung aller Pfadfinderrituale bedacht. Carl Michael sah dies weit lockerer und kreativer. Unvergesslich für mich bleibt, wie er in der Lagerküche, als am offenen Feuer einmal süße Milchnudeln die er aber partout nicht leiden konnte, zubereitet worden waren, seine Portion mit Hilfe einer guten halben Flasche Ketchup kurzerhand in einen pikanten Teller „Pasta al pomodoro“ verwandelte. Belcredi war, aus altem böhmischen Adel stammend, in seiner herzerfrischenden Unbekümmertheit ein sympathischer Lagerkumpen. Er, der ebenfalls davor war die schulische Institution zu verlassen, überlegte ebenfalls, eine militärische Karriere einzuschlagen. Allerdings hatte er nicht die Absicht, so wie ich Berufsoffizier zu werden, sondern er eröffnete mir, dass er beim Bundesheer Trompeter werden wolle. Animiert hat ihn wahrscheinlich das eindrucksvolle britische Trompetensignal, welches zum Flaggenhissen und zum Einholen zweimal täglich in unserem Lager erklungen ist.

Geraume Zeit danach, in den späten Sechzigerjahren, begegneten wir einander zufällig auf der Mariahilfer Straße wieder. Carl war auf der Suche nach geeigneter Kleidung für eine Reise nach Afrika. Er flog nämlich am nächsten Tag nach Biafra, um als Kriegsberichterstatter für den ORF von dem blutigen Krieg dort zu berichten. Er hat diese gefährliche Mission nicht nur mit Bravour gemeistert, sondern er berichtete aus einer der drei vom österreichischen Bundesheer damals bereits ausgemusterten Vampire Maschinen, die nun unerklärlicherweise im Kriegseinsatz standen. Belcredi wurde somit zu einem der ersten investigativen Journalisten, denn diese Flugzeuge hätten nie in ein Kriegsgebiet geliefert werden dürfen. Wie sie dorthin gelangten, blieb ein Geheimnis. Allerdings war dies in der bald darauf beginnenden Ära von Bruno Kreisky nichts Außergewöhnliches, wie die rechtswidrigen Lieferungen der Noricum-Kanonen an den kriegsführenden Irak, die Waffengeschäfte im Umkreis von Minister Lütgendorf oder die Lucona-Affäre des Udo Proksch hinlänglich bewiesen haben. Carl Michael hat dieses gefährliche Abenteuer in Afrika nicht nur heil überstanden, sondern er blieb dem ORF treu und gestaltete die täglichen Wettermeldungen zu einer beliebten und spannenden Show als „ORF-Wetterfrosch“.

Unsere Wege haben sich später immer wieder gekreuzt und beide gingen wir, nach durch und durch zivilen Berufslaufbahnen, er als prominenter und beliebter Fernsehsprecher und ich als Schuldirektor, in unseren wohlverdienten Ruhestand.

Zwischen Hochschule und Universität

Nach dem Durchqueren des Währinger Parks, an einem alten jüdischen Friedhof entlanggehend, steht man vor einem Gebäude, welches von einem architektonischen Gemisch aus Jugendstil und Gemeindebau geprägt ist. Es war dies die Hochschule für Welthandel, deren Vorgängerin wiederum die Exportakademie war. Das Innere glich mit Ausnahme der großen Aula eher einer Schule als einer Universität. Dieser Eindruck wurde von einem

stündlichen, schrillen Pausenleuten, welches alle Räumlichkeiten durchdrungen hat, unterstrichen. In dieses seltsame Gebäude zog ich nun, nach meiner Zeit beim Bundesheer, als Student ein.

Bemerkenswert war lediglich der Stil der großen Aula, ansonsten strahlte das Gebäude aber das Flair einer heruntergekommenen Schule mit dem Geruch von geölten Holzfußböden aus. Die Aula war auch einmal in der Woche der Schauplatz der farbentragenden Studentenschaft mit ihrem traditionellen „Stehkonvent“. Es war eine etwa halbstündige Zusammenkunft im Herumstehen, *plenis coloribus*, also mit Band und Deckel, allerdings streng getrennt in zwei Seiten, nämlich jene des CV und jene der Burschenschaften. Man begegnete einander zwar als Konkurrenten, allerdings nicht feindlich, sondern eher mit respektvoller Distanz. Die Sozialisten traten damals noch nicht offen auf, obwohl Androsch und Lacina zu den Studenten zählten.

Bei der Immatrikulation wurden die neuen Studenten damals noch vom Rektor höchstpersönlich in einer kleinen Zeremonie angelobt. Dieser Willkommensgruß bei meiner Angelobung wurde von Magnifizenz Prof. Dr. Richard Kerschagl zelebriert. Er richtete dabei noch eine spezielle, keineswegs charmante Mahnung an die damals noch in der Unterzahl befindliche Schar von Studentinnen. Er wies sie sehr direkt und unverblümt darauf hin, dass das „Meldungsbuch“, also das Studienbuch, kein „Jagdschein“ zum Erringen eines Trauscheines sei, sondern nur die Berechtigung zum eigenen, hoffentlich erfolgreichen Studium.

Besagtes Meldungsbuch als Bestätigung für die gültige Inskription hatte übrigens eine seltsame Funktion. Es enthielt nämlich die vorgeschriebenen Vorlesungen pro Semester und musste vom lesenden Professor zu Beginn und am Ende des Semesters bestätigt, das heißt testiert werden. Die Zahl jener, die regelmäßig alle Vorlesungen besuchten, hielt sich allerdings in Grenzen. Voll waren die Hörsäle nur, um vor bestimmten Prüfungsterminen Gesichtsbäder zu nehmen oder in begnadeter Angst letzte Anregungen zu erheischen. Sogenannte Testuren waren ursprünglich dafür geschaffen worden, damit die aktive und möglichst lückenlose Präsenz der Studenten während des ganzen Semesters vom Vortragenden bestätigt wird. Allerdings wa-

ren sie mit der Zeit zu einem inhaltslosen Ritual geworden. Die bestätigenden Paraphen, die sogenannten Testuren für die Mehrzahl der Lehrveranstaltungen, besorgte nämlich, für einen entsprechenden Obolus, die wichtige Zunft der Pedellen. Für diese war die Beschaffung dieser Bestätigungen eine lukrative, aufbessernde Nebeneinnahme zu ihrer eher bescheidenen Besoldung.

Das nötige Wissen für die Mehrzahl von Prüfungsgegenständen holte man sich, zumindest damals, nur zum Teil in Vorlesungen, vor allem aber in den ersten Semestern in komprimierter und aufbereiteter Form in sogenannten Paukerkursen.

Der bekannteste und erfolgreichste Pauker war Dr. Helmuth Marterbauer. Er residierte im ehemaligen Ballsaal des Casino Zögernitz, ein traditionelles Kaffeehaus in der Döblinger Hauptstraße. Gegenstände der Paukerkurse waren vor allem Betriebswirtschaftslehre, Buchhaltung und Kostenrechnung. Der wichtigste Pauker für Kostenrechnung war Dr. Anton Egger. Er war damals hauptberuflich an der Handelsakademie in Mödling tätig, wo er auch mein verehrter Lehrmeister während meiner Assistentenzeit werden sollte. Später habilitierte er sich in Graz und wurde ein bedeutender Professor der Betriebswirtschaft an der Wirtschaftsuniversität Wien. Er hat Generationen von Studentinnen und Studenten, sowohl als Pauker und später auch als Ordinarius, ihr wirtschaftliches Rüstzeug vermittelt.

Solche Paukerkurse wurden zum Beispiel für die wichtigen und entscheidenden Hürden der Buchhaltungs- und Kostenrechnungsklausur des ersten Studienabschnittes besucht. Etwa ein Drittel der oft über hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer besuchte diese Abendkurse zwecks Pflege sozialer, meist zwischengeschlechtlicher Kontakte, ein weiteres Drittel bloß zur Selbstberuhigung ihres schlechten Gewissens für die verbummelten Tage fern der Hochschule, und das letzte Drittel stellten jene, die in panischer Angst kurz vor der Prüfung standen und bis dahin das „dolce vita“ gepflogen hatten. Ein kleiner, aber mitunter sehr lästiger Anteil bestand aus Besserwissern, die den Pauklehrer andauernd provozieren wollten.

Diese Kurse waren jedoch nicht billig. Gleich zu Beginn war eine durchaus saftigen Kursgebühr für den gesamten Kurs zu erlegen, gleichgültig, ob man

dann regelmäßig daran teilnahm oder auch nicht. Der zweite Gebührenteil war für hektographierte Skripten und aktuelle Prüfungsbeispiele zu entrichten, die ebenfalls für die Pauker ein lukratives Geschäft waren.

Auch ich habe einen solchen, durchaus nützlichen Kurs für die entscheidende Buchhaltungsklausur bei Dr. Helmuth Marterbauer besucht, da ich im Gegensatz zu den Absolventen der Handelsakademien von der Kunst der Buchhaltung völlig unbeleckt war. Damals aber ahnte ich nicht, dass ich selbst einmal solche Kurse, die ein Stahlgewitter an pädagogischer Herausforderung waren, leiten würde.

Als nämlich Dr. Egger seine Kurse über Kostenrechnung im Blick auf seine bevorstehende Habilitation sehr plötzlich beendete, hat er mir als seinen von ihm bestens geschulten Famulus an der HAK Mödling angeboten, seine Kurse doch weiterzuführen. Allerdings fehlten mir zu dieser Zeit noch einige Prüfungen für mein Diplom. Das hat er aber ignoriert, denn er hat mir zuge-
traut, diese Tätigkeit von ihm nahtlos zu übernehmen, da ich ja durch seine strenge, aber hervorragende Schule gegangen war. Außerdem stellte er mir all seine Unterlagen zur Verfügung.

Daraus wurde für mich eine mehr als zweijährige „Vergangenheit“ als Pauker für Kostenrechnung. Sich in diesem Hexenkessel einer undisziplinierten Studentenschaft, die sich in dem ausgedienten Ballsaal ein abendliches Stelldichein gab, zu behaupten und durchzusetzen, war nicht gerade leicht. Dieses Wagnis, welches ich in jugendlicher Unbekümmertheit auf mich nahm, hatte aber einen erfolgreichen und auch lukrativen Ausgang. Allerdings kamen mir dabei die Expertise als Assistent von Anton Egger sowie meine militärischen Erfahrungen, die ich an der Militärakademie hatte sammeln können, sehr zugute. Ich habe mich in diesem pädagogischen Hexenkessel nicht nur durchgesetzt, sondern für mein damaliges Alter so hervorragend verdient, dass ich für mein erstes Auto, einen VW-Käfer, den Kaufpreis nach einem Jahr dieser Tätigkeit bar auf den Tisch legen konnte.

Es war allerdings kein leicht verdientes Geld. Denn mehr als zwei Stunden, mit einer kurzen Pause, in einem Raum mit mehr als 100 Personen, von denen ein Großteil starke Raucher waren und die natürlich ihren intensiven Sozialkontakten ungeniert plaudernd nachgingen, es auszuhalten und dabei

noch vorzutragen sowie Fragen befriedigend zu beantworten, war eine echte Herausforderung.

Allerdings fand diese Episode nach etwas mehr als zwei Jahren ihr Ende. Denn ich wollte erstens mein Diplomstudium zum Abschluss bringen und zweitens Erfahrung in der Wirtschaft sammeln. Auch kam es damals gerade zur ersten Studienreform der 2. Republik. Dabei wurde nicht nur der akademische Grad „Diplomkaufmann“ durch den Titel „Magister“, sondern auch die alte Studienordnung mit ihren Klausurprüfungen durch das Erwerben von Prüfungsscheinen für den Besuch von Lehrveranstaltungen ersetzt. Dies machte das bisherige System der Pauerkurse obsolet. Auch wurde die Hochschule nun zur Universität umgetauft.

Ich selbst habe dann auch neben meinen Tätigkeiten im Treuhandwesen und an der HAK Mödling meine Lehramtsprüfung, zusätzlich zum „Diplomkaufmann“, bereits nach dieser neuen Ordnung erworben.

Die zweite Reform habe ich dann schon als Standesvertreter der Lehrerschaft miterlebt. Denn im Zuge des EU-Beitrittes wurde unsere bewährte mitteleuropäische Universitätsarchitektur auf das für unseren Kulturkreis völlig fremde angelsächsische System mit den Abschlüssen als Bachelor und Master, auf das sogenannte „Bologna Programm“ umgestellt. Dieses hat aber leider nicht die erhoffte internationale Mobilität gesteigert, sondern ist bis heute durchaus ein Fremdkörper geblieben.

Außerdem hat die altehrwürdige Hochschule für Welthandel ihre angestammten Wurzeln im Währinger Park aufgegeben und ist für mehrere Jahre in die architektonische Scheußlichkeit des überbauten, ehemaligen „Franz-Josefs-Bahnhof“ übersiedelt, um schließlich im Prater, neben der Trabrennbahn in der Krieau als Universitäts-Campus zu landen. Damit wurde die „Internationalisierung“ endgültig vollzogen, die allerdings nichts Anderes ist als eine „Amerikanisierung“. Prof. Josef Aff prägte für diese servilen Angleichungen, die geradezu einer kulturpolitischen Systemunterwerfung gleichkamen, den sehr trefflichen Begriff der „Cocacolisierung.“

Gefährliche Witze

Ein kleiner Scherz oder ein guter Witz können in einer geselligen Runde durchaus für gute und fröhliche Stimmung sorgen. Dies kann aber manchmal auch gründlich danebengehen. Damit dies nicht geschieht, gilt es lediglich, einige Grundregeln zu beachten. Man kann das Erzählen von Witzen unter der folgenden Maxime zusammenfassen: „Wann, wo und vor wem, und im Zweifelsfall am besten gar nicht.“

Bei Witzen ist immer grundsätzlich Vorsicht geboten. Diese Vorsicht wurde mir schon als kleines Kind eingebläut. Denn unter dem damaligen Regime der Nationalsozialisten durfte man zwar Witze machen, allerdings mussten es immer die richtigen sein. Wehe, es war ein falscher Witz, der zum Beispiel am Endsieg zweifelte oder sich über den unfehlbaren Weitblick des Führers und seine willfährigen Helfershelfer sowie die Allmacht der Partei lustig machte.

Dazu versuchte auch die Propagandamaschine von Goebbels ihrerseits den Witz für sich zu beanspruchen. So wurden natürlich Witze über den militärischen Feind, aber auch gegen die Kirche und vor allem die Juden lanciert. Weit erfolgreicher waren allerdings die verbotenen Witze. Natürlich kursierte auch bei uns daheim der eine oder andere Witz zum Zeitgeschehen, allerdings nur im Umfeld der Verwandtschaft. Meinem älteren Bruder Rudi und mir wurde dabei, soweit wir überhaupt zuhören durften, stets eingeschärft, davon nirgendwo etwas weiterzuerzählen. Einen dieser Witze, für dessen Verbreitung man auch im KZ landen konnte, habe ich mir gemerkt. Er nahm Bezug auf die Mangelwirtschaft, die wegen des vom Zaun gebrochenen Krieges herrschte. Dieser Mangel wurde durch Ersatzstoffe ausgeglichen. Vor allem die chemische Industrie steuerte solche synthetischen Stoffe bei, die sogar das tägliche Leben bis in die Küche beherrschten. Es gab für fast alles Ersatz, für Zucker, für Kaffee, für Fett, für Textilien und vieles mehr. Es war gerade die Zeit, als sich das Deutsche Afrikakorps unter Erwin Rommel, der damals noch als Held der Sahara vom Regime gefeiert wurde, in Afrika be-

reits auf dem Rückzug befand. Auf dem blutgetränkten Sand des Schlachtfeldes in der Wüste Libyens standen sich Briten und Deutsche, gemeinsam mit ihren gerade wieder einmal verbündeten Italienern, gegenüber.

Doch nun zum Witz, der damals durchaus ein Verfahren wegen Wehrkraftzersetzung zur Folge hätte haben können.

„Drei Junglöwen kehren nach einigen Monaten des Herumstreunens auf dem riesigen Kriegsschauplatz zu ihrer Mutter zurück und berichten über ihre Erlebnisse. Der erste, kraftstrotzend, fast ein wenig überernährt, wird gefragt, wie er sich denn so gut ernährt habe. Er antwortete: *„Jeden Tag einen Italiener gefressen. Die sind wohlgenährt, denn Pasta Kochen ist für sie viel wichtiger als Kämpfen!“*. Der zweite steht ebenfalls sehr kräftig und drahtig da. Er antwortet: *„Jeden Tag einen Engländer gefressen, waren gar nicht leicht zu jagen. Sie sind zwar gut genährt, aber nicht allzu fett!“*. Der Dritte der Junglöwen aber bietet ein Bild des Elends und schweigt verlegen. Er ist abgemagert, sein Fell rüdig und sein Gesicht hat eine kranke, grüne Färbung. Nun wird er aufgefordert, doch endlich zu sagen, warum denn gerade er so krank und abgemagert daherkomme. Erst nach langem Zureden erfolgt seine kleinlaute Beichte: *„Ich war bei den Deutschen. Die waren leider auch nicht leicht zu kriegen. Ich habe sogar zwei von ihnen pro Tag gefressen, aber mir ist gar nicht gut!“*

Da fällt die Löwenmutter mit einem Donnerwetter und wild schimpfend über ihn her und schreit vorwurfsvoll: *„Hab ich euch nicht tausendmal eingetrichtert, dass ihr alles fressen dürft, aber nicht dieses chemische Ersatzzeug der Deutschen!“*

Viele Witze bestehen darin, über einzelne Personen oder Gruppierungen, vor allem aber über Minderheiten zu spotten, indem eine gerne eingebildete Überlegenheit ausgespielt wird. Dabei sind viele Witze uralt und müssen nur den jeweiligen Zeitumständen angepasst werden. So macht man sich in Österreich gerne über die Burgenländer lustig, die Niederländer über die Flamen, die Deutschen über die Ostfriesen und die Franzosen über die Wallonen oder es geht generell gegen die Blondinen.

Eine eigene Klasse stellen allerdings die Witze der Juden über sich selbst dar, denn nur sie haben die sehr weise und unübertroffene Gabe, sich über sich selbst lustig machen zu können. Ihre Witze haben außerdem immer einen klugen und selbstkritischen Hintergrund.

Einmal habe ich einen solchen jüdischen Witz in einer fröhlichen Runde ebenfalls zum Besten gegeben, nachdem bereits einige aus diesem Genre die Runde gemacht hatten. Es war eines meiner ersten Treffen in der Europäischen Lehrgewerkschaft. Nach einem langen Tag des Diskutierens saß ich mit einigen Kollegen aus Deutschland am Abend in einer Hotellobby im Rheinland bei einigen Gläsern Wein gemütlich beisammen. Nun hatten schon alle einen Beitrag zur allgemeinen Heiterkeit geleistet, nur ich war noch säumig. Ich wurde daher aufgefordert, nun endlich auch einen Witz beizutragen, denn von Österreichern sei man eine solche Zurückhaltung doch gar nicht gewohnt. Ich wurde auch in meinen Erinnerungen an das Buch „Jüdischer Witz“ von Salcia Landmann fündig, welches ich vor vielen Jahren mit großem Vergnügen gelesen hatte. Ich erzählte daher folgende Geschichte: Einige Leute im jiddischen Shtetl kommen ganz aufgeregt zum Rabbiner gelaufen und fragen: *„Rabbi, Rabbi! Der alte Wunder, der ist doch schon über 90 Jahre alt, und seine junge Frau erwartet Nachwuchs! Wie ist das möglich, was sagst du dazu? Ist das ein Wunder?“* Der Rabbiner wiegt langsam sein weises Haupt und meint dann ganz ruhig: *„War's der Wunder, wär's ein Wunder! War's nicht der Wunder, wär's ein Wunder?“*

Dieses feine Wortspiel, das lediglich mit der unterschiedlichen Betonung und den Ruf- und Fragezeichen, dem Inhalt auch seine gänzlich unterschiedliche Bedeutung verlieh, fand aber eine etwas geteilte und sonderbare Resonanz. Nicht etwa, dass man die Pointe nicht verstanden hätte, aber mir gegenüber saß in dieser fröhlichen Runde ausgerechnet der Vorsitzende der deutschen Gewerkschaft für Bildung und Wissenschaft, Kollege Dieter Wunder. Dies hatte ich aber leider nicht gewusst, was mir daher äußerst peinlich war. Dieter Wunder hat mir diesen Witz allerdings in keiner Weise krummgenommen, sondern herzlich über das Wortspiel gelacht. Wir sind darüber hinaus, obwohl politisch gesehen nicht der gleichen Blutgruppe angehörend, gute

Freunde geworden und er hat mich und die österreichische Gewerkschaft auf internationaler Ebene tatkräftig unterstützt.

Trotzdem ist mir diese Episode eine Lehre geblieben. Es ist manchmal besser, als etwas humorlos zu gelten, als unbedarft ins Fettnäpfchen zu treten. Denn daraus können auch abgründige Feindschaften entstehen.

Dieter Wunder sollte zu meinem Bedauern leider ein Opfer der deutschen Wiedervereinigung werden. Denn beim ersten Kongress seiner Gewerkschaft nach der Wiedervereinigung hatte man als Geste gegenüber den neuen Ländern für den Vorsitz auch eine Kandidatin aus Sachsen aufgestellt. Es wurde Eva Maria Stange nominiert, in der Annahme, sie würde zwar nicht als Vorsitzende, sondern als Stellvertreterin gewählt werden. Allerdings erhielt sie überraschend die Mehrheit und Dieter Wunder hat seine erfolgreiche Gewerkschaftskarriere leider früher als geplant beenden müssen. Die alten, eingeschworenen linken Seilschaften der DDR haben viele, in naiver und verharmlosender Weise, auch bis zum heutigen Tag schwer unterschätzt. Stanges Familie war nämlich 1958 freiwillig von Westdeutschland in die DDR übersiedelt. Sie hatte auch dort ihre – nicht nur pädagogische – Ausbildung erhalten. Nach der Wende hat auch sie eine „Wende“ vollzogen. Frau Stange, die Dieter Wunder gestürzt hatte, sollte später sogar noch Wissenschaftsministerin im Freistaat Sachsen werden. Das Jahr 1989 war für Deutschland zwar die Wende, aber bei vielen bloß eine äußerliche Verwandlung.

Immer diese Österreicher

Als die Berliner Mauer fiel, befand sich der Amtssitz der europäischen Agentur für Berufsbildung CEDEFOP¹⁰ noch in Westberlin. Dies war

¹⁰ CEDEFOP European Centre for the Development of Vocational Training; die Agentur wurde 1975 durch den Rat durch Verordnung (EWG) Nr. 337/75 gegründet. Die Übersiedlung erfolgte nach der Gründung der Europäischen Zentralbank von Berlin nach Thessaloniki, Griechenland.

auch der Grund dafür, dass ein schon lange vorbereitetes Seminar des Weltverbandes der Lehrer in Berlin stattfand. Die Anreise der österreichischen Delegation erfolgte damals noch mit der British Air, da zu dieser Zeit lediglich Fluglinien der vier Alliierten Mächte die Landeerlaubnis in Berlin Tempelhof hatten. Es gestaltete sich ein sehr erfolgreiches Seminar mit Hilfe der Expertinnen und Experten von CEDEFOP in deren Hauptquartier. Zur gleichen Zeit erfolgte der Fall der Mauer, die vom kommunistischen Verbrecher-Regime zynischerweise, als antifaschistischer Schutzwall bezeichnet worden war. Die Bildungssenatorin von Berlin gab am zweiten Seminarabend für die Teilnehmer einen Empfang. Der Amtssitz dieses Senates befand sich im Reichstagsgebäude, welches zu diesem Zeitpunkt nur zu einem kleinen Teil genutzt werden konnte, da es nach dem Reichstagsbrand und der Erstürmung durch die Rote Armee noch immer eine halbe Ruine war. So fehlte vor allem die heute wiedererrichtete, riesige Kuppel. Wir waren übrigens verwundert, dass diese historische Halbruine überhaupt genutzt wurde. Unmittelbar hinter diesem Gebäude befand sich auch die schändliche Mauer, an der bereits emsig gehämmert wurde.

Mein bewährter Organisationsreferent Peter Klemt, seines Zeichens auch ein hochrangiger Reserveoffizier des Bundesheeres, hatte vorsorglich ein Taxi bestellt, welches uns vom Hotel zum Empfang bringen sollte. Bevor wir den Wagen bestiegen, hat er noch fröhlich verkündet, dass es nun direkt zur Geschichte des untergegangenen „Dritten Reiches“, nämlich zum historischen Reichstag geht, und dies ausgerechnet in dieser geschichtsträchtigen Stunde des Mauerfalles.

Wir hatten in dem bestellten Taxi bereits Platz genommen, als mich der Fahrer, neben dem ich Platz genommen hatte, fragte: *„Wo soll's denn nu hingehen?“*

Ich war durch diese Frage überrascht, da ich annahm, dass das Reiseziel von Peter bereits bekanntgegeben worden war. So überrumpelt und wahrscheinlich auch durch die vorhin gemachten historischen Anklänge irritiert, entfuhr mir folgende Anordnung: *„Zur Reichskanzlei, bitte!“*

Es brauchte allerdings gar nicht erst des energischen Schulterklopfens des hinter mir sitzenden Kollegen, um mir meines Versprechers sogleich bewusst zu werden.

Ich habe mich daher sofort entschuldigt sowie korrigierend das richtige Ziel mit „Reichstag“ angegeben.

Der Berliner am Volant meinte allerdings nur milde lachend und mit seiner typischen Berliner Schnauze: *„Det sind wa ja jewohnt, von euch Österreichern!“*

Er brachte uns aber dennoch wohlbehalten zum Empfang zum Gebäude des Reichstages, nicht ohne uns ans Herz zu legen, auch der Mauer einen Besuch abzustatten, um an ihr zumindest ein wenig zu rütteln. Wir haben dies, einigermaßen gestärkt durch das eher bescheidene Buffet der Senatorin, auch getan und mit geborgtem Hammer und Meißel einige Stücke aus diesem Schandmal herausgebrochen.

Es sollten diesem Besuch in Berlin noch sehr viele folgen, wobei ich den rasanten Wiederaufbau dieser Stadt mitverfolgen konnte. Besonders imponierend war die Verbauung des Potsdamer Platzes und die Wiedererstehung des Reichstagsgebäudes mit seiner gläsernen Kuppel. Allerdings sollte es auch nach dem Verschwinden der Mauer noch lange dauern, bis die Trennung von den Menschen auch mental überwunden wurde, zum Teil ist sie noch immer vorhanden.

Bei einem dieser Besuche logierte ich in einem Hotel gegenüber der berühmten Kirche des bedeutenden Architekten Karl Friedrich Schinkel in Friedrichswerder.

Ich bestieg nach einem Abstecher zum Kurfürstendamm mit meiner lieben Christa, die mich bei dieser Reise begleitet hatte, ein Taxi, um zum Hotel zu gelangen. Der Fahrer war ein waschechter Berliner, was damals schon Seltenheitswert hatte, da diese Profession zum Großteil von Zuwanderern aus aller Welt ausgeübt wurde.

Bei der Nennung unseres Hotels bekannte der Fahrer, dass er dieses nicht kenne, und fragte mich nach dem Straßennamen. Diesen habe ich natürlich nicht gewusst, und so habe ich ihm erklärt, dass sich das Hotel gegenüber der berühmten Schinkel-Kirche befinde. Da er aber den Kopf schüttelte, fügte

ich hinzu, dass dies die Kirche von Friedrichswerder in Berlin–Mitte sei. Um aber ganz sicher zu gehen, meinte ich noch, dass das Hotel in der Nähe der Hedwigs-Kathedrale und neben dem Außenministerium gelegen sei.

Da erhellte sich seine Miene und er meinte: *„Außenamt, det kenn‘ ich. Es geht also in den Osten!“*

Er erzählte mir, dass er jahrzehntelang nur im Westen der Stadt gefahren sei und mit dem Osten, gegen den er anscheinend eine gewisse Abneigung hatte, nicht so vertraut sei. Auch mit den Hinweisen auf die Kirchen könne er nichts anfangen, da er mit der Kirche nichts mehr am Hut hätte. Auf meine behutsame Nachfrage hin eröffnete er mir, dass er aus der Kirche schon lange ausgetreten sei und daher zu der großen Mehrheit der Konfessionslosen in Berlin zähle. Es ist auch statistisch nachgewiesen, dass Berlin wohl zu den am stärksten vom Atheismus geprägten Städten Europas gehört. Dies ist das Resultat von Jahrzehnten kommunistischer und nationalsozialistischer Herrschaft. Ich fragte ihn nach dem Grund für seinen Kirchenaustritt. Darauf meinte er, dass er sich von den alten Männern in Rom keine weltfremden Vorschriften mehr machen lasse. Daher sei er raus aus dem Verein, wie er es ausdrückte, und zur Rückkehr sei es nun wohl auch zu spät.

Ich erwiderte: *„Da sind Sie ja katholisch und sicher getauft worden.“*

Er bejahte dies und meinte, dies sei aber längst Vergangenheit und die Taufe als Baby liege ja Jahrzehnte zurück und hätte ihm nichts mehr zu sagen. Er würde halt daher nicht in den Himmel kommen, was ihn aber auch nicht störe, meinte er spottend und amüsiert.

Ich setzte aber das Gespräch fort, da mir dieser Mann mit seiner doch sehr offenen Art nicht unsympathisch war. Ich erklärte ihm, dass ich sehr viele, durchaus nette Menschen kenne, die wie er ebenfalls aus der Kirche ausgetreten sind. Ich fügte aber hinzu, dass sie allerdings damit ihr Christentum nicht verloren hätten, welches doch mit ihrer Taufe begründet worden sei.

„Aus der Kirche können Sie austreten, aus dem Sakrament der Taufe aber nicht, diese begleitet sie das ganze Leben, die kann Ihnen auch niemand nehmen!“

Er war über diese Feststellung sichtlich erstaunt.

Wir aber waren nun bereits bei der Kirche in Friedrichswerder angelangt. Nach dem Begleichen der Rechnung fügte ich, nun das Gespräch beendend, hinzu: *„Das mit dem Himmel würde ich an Ihrer Stelle aber noch nicht ganz abschreiben. Und da Sie ja getauft sind, ist es dazu auch nie zu spät! Ihre Chance lebt!“*

So meinte ich aufmunternd lachend.

Er bedankte sich artig für den Fuhrlohn und brummte noch: *„Nu ja, so hab‘ ich det mit dem Himmel eigentlich noch gar nicht jesehn!“*

Er entschwand mit einem freundlichen Lächeln, wohl auch wegen meines ordentlichen Trinkgelds, aber, wie mir schien, doch auch ein wenig nachdenklich wirkend mit seinem Taxi in Richtung des Deutschen Domes. Der ist zwar kein katholisches Gotteshaus, aber immerhin.

Zwischen Beruf und Berufung

Mit der Waffe!

Weitblickende Politiker, wie Julius Raab, haben sich durch die unzähligen vergeblichen Versuche, für Österreich den ersehnten Staatsvertrag zu erreichen, keineswegs entmutigen lassen. Diese beschämenden und demütigenden Gänge nach Paris, wo nämlich die Verhandlungen stattfanden, musste Leopold Figl als Außenminister mit unendlicher Geduld auf sich nehmen. Er hat in seiner bodenständigen Art allerdings einen urwüchsig rustikalen Umgang und auch Zugang zu den Russen gefunden, der die entwürdigende Besetzung und Bevormundung durch die „Befreier“ einigermaßen erträglich gemacht hat. Er erntete dafür aber nicht von allen seinen Landsleuten Anerkennung. Vielmehr wurde über ihn vor allem von der politischen Linken, die selbst mitregierte, stets gespottet. Es sind mir die Szenen beim Abspielen der jeweils vor dem Hauptfilm in den Kinos gezeigten „Wochenschau“ noch gut in Erinnerung. Immer wenn Leopold Figl im Bild erschienen ist, haben wie auf ein Kommando eine Handvoll wahrscheinlich geschulter Apparatschiki ohne jeden Grund, dafür aber umso lauter zu lachen begonnen. Damit wollte man Figl, der aber vom Volk durchaus sympathisch „unser Poldl“ genannt wurde, unbedingt lächerlich machen. Allerdings hat dies seiner Beliebtheit bei der Mehrheit der Bevölkerung keinen Abbruch getan. Denn an der Anzahl der Witze, die über eine Person gemacht werden, lässt sich durchaus auch der Grad ihrer Bedeutung, Bekanntheit und Beliebtheit erkennen. Über Leopold Figl wurden unzählige Witze in Umlauf gebracht, darunter auch viele lebenswürdige. Einer der bekanntesten hatte diese unzähligen und leider vergeblichen Staatsvertragskonferenzen in Paris mit Figl als Außenminister zum Gegenstand.

Nach einer wieder einmal ergebnislosen Verhandlung in Paris seien die beteiligten Außenminister vor das Konferenzpalais getreten, um die Heimreise anzutreten. Der Protokollchef rief lautstark und befehlend: *„Der Cadillac für seine Exzellenz, den Außenminister der USA, möge vorfahren!“* Gefolgt von dem Ruf: *„Die ZIM-Limousine Seiner Exzellenz, des Außenministers der*

UdSSR!“ Dann ertönte: „Der Citroën Seiner Exzellenz, des Außenministers der Französischen Republik, soll vorfahren!“ Und schließlich wurde auch der Rolls Royce des Briten entsprechend geordert.

Zum Schluss ertönte dann der Befehl: „Die Galoschen¹¹ für den Außenminister von Österreich!“

Gerade dieser Witz hat sehr subtil die damalige Befindlichkeit der Bevölkerung ausgedrückt. Natürlich war man froh, endlich vom Kriegsgeschehen befreit zu sein. Es waren aber auch empfundene Demütigungen, der Verlust von vielen Angehörigen sowie von Hab und Gut, die von all den Niederlagen herrührten, die viele Menschen beherrscht und bedrückt haben. Dies hat zu einem latenten Minderwertigkeitsgefühl geführt, aus dem man sich erst sehr spät einigermaßen befreit hat. Vor allem mit dem Bejubeln sportlicher Erfolge von Österreicherinnen und Österreichern versuchte man später, sich innerlich aus dieser Minderwertigkeit zu befreien. Man wollte natürlich auch Anerkennung, man wollte wieder vollwertig dazugehören, auch wieder wer sein in dieser Welt.

Auch wenn damals, in den frühen Fünfzigerjahren, immer wieder der damalige russische Außenminister Andrei Wyschinski, er wurde daher vom Volksmund „Genosse Njet“ genannt, eine Einigung über den Staatsvertrag verhindert hat, so wurde für den Tag X, an dem es dann doch gelingen würde, ohne Besatzungssoldaten zu leben, vorausschauend geplant. Dieser Wyschinski war unter Stalin als Generalanwalt der berüchtigten Schauprozesse an der bestialischen Ermordung tausender Unschuldiger willfähiger Vollstrecker. Er war also schlicht ein ungeheuerlicher Massenmörder, der für seine Untaten nie zur Verantwortung gezogen wurde.

Mit Unterstützung der USA wurde jedoch in deren Besatzungszone für ein späteres österreichisches Heer bereits emsig vorgebaut, sollte die Souveränität Österreichs doch wiedererlangt werden.

¹¹ Galoschen, Überschuhe meist aus Gummi, die aus Sparsamkeit zur Schonung des Schuhleders getragen wurden.

Dies war natürlich kein Beweis der Sympathie der Amerikaner gegenüber Österreich, sondern eine kalkulierte Zweckstrategie im Zeichen des Kalten Krieges. Es war die Angst des Westens vor einem militärischen Vakuum in der Mitte des Kontinents, welches die NATO- Kräfte in Europa im Kriegsfall strategisch in zwei Hälften geteilt hätte.

So wurde dieses künftige Bundesheer als sogenannte B-Gendarmerie im Westen vorsorglich aufgebaut, ausgebildet und aufgerüstet.

Als endlich nach zehnjähriger Besetzung der Staatsvertrag unterzeichnet wurde, hatte nicht zuletzt wegen der vereinbarten bewaffneten Neutralität ein Heer aufgestellt zu werden, welches diese Aufgabe erfüllen sollte.

Die Vorarbeiten mit der B-Gendarmerie waren bereits vorsorglich und erfolgreich getan, sodass nahtlos mit dem Abzug der Besatzungssoldaten Kompanien der B-Gendarmerie als erste Einheiten des neuen Bundesheeres auf dem Heldenplatz in Wien aufmarschieren konnten.

Der Auftrag zu einer raschen Organisation der Landesverteidigung war also gut gelöst worden. Von welchem Geist allerdings dieses neue Heer getragen werden sollte, vor allem an welche Tradition es anschließen sollte, war offen. Die Offizierskader der B-Gendarmerie hatten natürlich in der Deutschen Wehrmacht gedient. Von dieser Tradition wollte man sich aber völlig distanzieren, was natürlich nur oberflächlich gelang. Auch die Tradition des Bundesheers der ersten Republik wurde wegen seiner Rolle im Jahre 1934 abgelehnt, genauso wie das Anknüpfen an die Armeetradition des Kaiserreiches. Das hat sich in der Ausbildung der Rekruten genauso grotesk niedergeschlagen wie in der einfallslosen Gestaltung der Uniformen.

Zunächst wurden von uns Soldaten des neuen Heeres auch altbekannte Lieder gesungen, die aber sehr bald verboten wurden, da sie auch in der Wehrmacht gesungen worden waren. Der alte österreichische Paradeschritt der k. u. k. Armee sollte zwar stramm und hörbar sein, aber statt genagelter Schuhe gab es solche mit Gummisohlen. Nur die alte Mütze der Gebirgsjäger wurde interessanterweise toleriert. Der Versuch, die altösterreichische Offizierskappe wiedereinzuführen, ähnlich jener der Franzosen, wurde wie so vieles verworfen. Auch die traditionelle goldene Feldbinde der Offiziere wurde nach kurzer Zeit wieder abgeschafft, da sie an die kaiserliche Armee

erinnerte. So entstand schließlich ein stillloser Verschnitt im Äußeren, aber auch im Auftreten und der Haltung der neuen, bewaffneten Macht Österreichs.

Allerdings waren die Aufbruchsstimmung und die Freude über die neue Freiheit größer als die kleinkarierten Streitereien der politischen Lager und ihre historischen Ressentiments und Unversöhnlichkeiten. So hatte damals groteskerweise die Familie des Erzhauses Österreich zwar einen österreichischen Reisepass, der für alle Staaten der Welt gültig war, jedoch nicht zur Einreise in die Republik Österreich berechnete. Solche kuriosen und krankhaften Verrenkungen der Politik waren damals vorherrschend und sind in manchen Köpfen leider noch immer latent vorhanden.

Auch für mich war aber die Aufbruchsstimmung stärker als die politischen Querelen, sodass ich mich sofort nach der Matura freiwillig zum Präsenzdienst gemeldet habe. Ja, ich wollte sogar Berufsoffizier werden. Diese Ambition habe ich aber sehr bald aufgegeben. Allerdings nicht etwa, weil ich das Heer abgelehnt hätte, sondern wegen seiner schon damals stiefmütterlichen Behandlung durch die Politik. Ich bin aber dem Heer als Reserveoffizier und Kaderbeorderter weit über das Ruhestandsalter hinaus treu geblieben.

In dieser Funktion habe ich dann aus innerer Verpflichtung heraus zahlreiche freiwillige Dienste in meinem Regiment und in kameradschaftlicher Verbundenheit mit meinen aktiven Kameraden geleistet.

Alle Parlamentsparteien haben sich zwar nolens volens in Erfüllung der Bestimmungen des Staatsvertrages zum Bundesheer bekannt, aber ein wirkliches Anliegen war es keiner. Das Heer siechte, von permanentem und eklatantem Ressourcenmangel geplagt, dahin. Dabei erinnerte es leider sehr an den Titel des Buches über die erste Republik von Helmut Andic: „Der Staat, den keiner wollte“. Allerdings abgewandelt als „Das Heer, das keiner wirklich wollte!“

Es war daher von Anfang an ein traditionsloses Gebilde und ein Konstrukt, welches zwischen andauernden Kompromissen hin und her gerissen wurde. So wollte man nur ja nicht an der Geschichte unseres Landes anstreifen. Allerdings hat nun einmal Österreich keine andere Geschichte als jene, die es hat und die ich seit acht Jahrzehnten miterleben durfte. Eine Geschichte,

die manche Historiker glauben, aus ihrer Sicht und dem Wissen von heute andauernd und belehrend neu schreiben und deuten zu müssen. Auch das permanente Umtaufen von Kasernen war und ist ein Beweis für den Traditionsmangel, aber am Zustand des Heeres und seiner Effizienz ändert dies gar nichts.

So wurde und wird bezeichnenderweise den Rekruten nicht einmal ein Fahneneid abverlangt, sondern ein bloßes Gelöbnis. Das Wort „Eid“ wird dabei peinlichst vermieden, schon gar – *horribile dictu* – der Begriff eines heiligen Eides, der früher geleistet wurde. Das historische Trauma von sieben Kriegsjahren und ihren verheerenden Folgen, der Ständestaat und bei den Älteren auch der Untergang der Armee der Habsburger Monarchie nach vier schließlich ebenfalls erfolglosen Kriegsjahren hinterließen ihre Spuren. Verbunden mit einer völlig neuen Weltordnung, prägen diese Erfahrungen – ob man es nun wahrhaben will oder auch nicht – nach wie vor die „Österreichische Seele“.

Ein unbedingter und entschlossener Wehrwille im Sinne eines gesunden Patriotismus hat sich daher, unter verhängnisvoller Mithilfe der Politik, nie wirklich entwickelt. Auch beim Ergebnis der Volksabstimmung über die Beibehaltung der allgemeinen Wehrpflicht war es nicht patriotisches Selbstverständnis, welches das Ergebnis herbeigeführt hat, sondern die Sorge, es könnte mit der Schaffung eines Berufsheeres auch der für die sozialen Dienste sehr nützliche und vor allem wohlfeile Zivildienst in Frage gestellt werden. Es war also nicht patriotisches Selbstverständnis und der unbedingte nationale Wille zur Selbstbehauptung, welche im Vordergrund standen, sondern ausschließlich die Sorge um das soziale Netz.

Dazu kommt der immer höher werdende Anteil von Bewohnern Österreichs, die selbst wenn sie bereits Staatsbürger sind, aber aus einem anderen Kulturkreis stammen, sich diesem auch in der dritten Generation der Zuwanderung noch immer weit mehr verpflichtet fühlen als in bodenständiger und patriotischer Weise ihrer nunmehrigen Heimat Österreich.

Nach dem Bundesheer wird immer nur bei konkreten Krisen, wie zuletzt beim Balkankrieg im ehemaligen Jugoslawien, gerufen. Aber sobald die Gefahr wieder vorüber ist, wird zur Tagesordnung übergegangen.

Auch die hochgepriesene und angeblich so elegante Bundesverfassung lässt leider jeden emotionalen Bezug zu Heimatverbundenheit oder gar Patriotismus vermissen. Sie ist auch überhaupt nicht elegant, wie manche meinen, sondern kennt nur die Masse der Staatsbürger als Normenadressaten. Die Menschenwürde und die Rechte der einzelnen Bürgerinnen und Bürger finden in dieser Verfassung Kelsens, die großartig gefeiert wurde, keinerlei Berücksichtigung. Auch ist sie als taugliches und krisenfestes Führungsinstrument unbefriedigend, da sie, im Gegensatz zum deutschen Grundgesetz, weder eine Richtlinienkompetenz des Kanzlers, noch das konstruktive Misstrauensvotum zur Abwahl der Regierung kennt, sondern die Macht ausschließlich in die Hand des Bundespräsidenten legt und damit Regierungen ermöglicht, die durch keine demokratischen Wahlen legitimiert sind. Wieweit unter diesen Voraussetzungen die Bewältigung der Gegenwart und der Zukunft unserer Heimat und Europas tatsächlich erfolgen kann, muss wohl jeder für sich beurteilen. Der blanke Hass, der derzeit Österreichs innenpolitischen Diskurs im Parlament und in den Medien beherrscht, lässt leider Schlimmes befürchten.

Wenn man in ein Tier verwandelt wird

Natürlich gäbe es, wenn man, so wie ich, voll jugendlichem Schwung und hoffnungsfroh der Zukunft unserer Heimat am Anfang der 50er-Jahre entgegenblickend, freiwillig zum Bundesheer eingerückt ist, nicht wenige Anekdoten und Geschichtchen über den Dienst im Heer zu berichten. Vielleicht werde ich dies später auch, sollte mir der liebe Gott die Zeit dazu geben, versuchen niederzuschreiben. Hier aber möchte ich nur einige wenige dieser Begebenheiten festhalten.

Bleiben wir dazu aber auch gleich beim lieben Gott.

Zum damals noch neunmonatigen Präsenzdienst wurde ich nach Baden bei Wien einberufen, nicht ahnend, dass diese Stadt zu meiner späteren Heimat werden sollte. Mitten in der Grundausbildung an der Artillerietruppenschule wurde ich nach Ebelsberg bei Linz versetzt, um dort den Auswahlkurs für die

Aufnahme in die Militärakademie zu absolvieren, die sich damals, als Relikt an die B-Gendarmerie erinnernd, in Enns befunden hat. Nun wurde uns bei diesem selektierenden Dienst wirklich nichts geschenkt, zumal die Ausbilder zum Großteil Ausbildung und Drill in der Deutschen Wehrmacht mitbekommen hatten.

Nach allen erfolgreich durchgestandenen Anstrengungen und Strapazen war ich am angestrebten Ziel, nämlich an der Ausbildungsstätte für Offiziere, angelangt. Diese sah sich, obwohl noch in Enns beheimatet, in der großen Tradition der Theresianischen Militärakademie Wr. Neustadt, die sich aber noch als „Milak“ im Wiederaufbau befand.

Doch nun wie angekündigt zum lieben Gott im Bundesheer. Er begegnete uns jungen Militärakademikern des ersten Jahrganges tatsächlich höchstpersönlich in der Gestalt des damaligen Kommandanten, Oberst Josef Heck, – er war der 36. Kommandant dieser Traditionseinrichtung.

Nach der offiziellen militärischen Begrüßung durch den Kommandanten, zu der wir in einer strengen militärischen Formation gemäß Tagesbefehl angetreten waren, erfolgte einige Tage darauf eine weitere, allerdings im großen Lehrsaal.

Wir hatten dort nach erfolgter strammer Meldung an den Herrn Oberst durch unseren Jahrgangs-Offizier gehorsam und erwartungsvoll Platz genommen. Kommandant Heck stand nun, in seinem noch von der B-Gendarmerie stammenden Uniformrock mit dem hohen Stehkragen steckend, als Persönlichkeit voller Autorität vor uns. Wir blickten daher erwartungsvoll und beeindruckt zu ihm empor.

Es verstrichen Sekunden absoluter Stille, die die Dramatik seines Auftritts steigerten. In diese Stille hinein sprach alsbald die befehlsgewohnte und eindringliche Stimme des Herrn Oberst: *„Ich bin der liebe Gott!“*

Und nach einer längeren Pause sagte er: *„Ich verwandle Sie nun alle in Tiere!“* Nach einer weiteren Pause, die die Spannung, aber vor allem unser Erstaunen noch mehr steigerte, fügte er hinzu: *„Ich gewähre Ihnen aber zwei Wünsche: Sie können sich aussuchen, in welches Tier Sie gerne verwandelt werden wollen, und in welches auf keinen Fall. Dazu befehle ich, dass Sie auf das vor Ihnen liegende Blatt Ihren Namen schreiben und zweitens das*

Tier, welches Sie werden wollen, und drittens, welches Sie nicht werden wollen. Sie können auch eine kurze Begründung hinzufügen! Ich gebe Ihnen nur kurze Zeit zur Entscheidung, aber überlegen Sie trotzdem sehr genau!“

Nun war den meisten langsam klargeworden, dass der Herr Oberst nicht gerade von einem Anfall von Größenwahn befallen worden war, sondern er mit uns gerade dabei war, einen Test durchzuführen. Allerdings waren Testungen dieser Art damals in den 50er-Jahren in unseren Breiten noch ein Novum.

Die Mehrheit hat in guter Soldatenmanier, ohne lange nachzudenken den Befehl ohne Zögern befolgt, manche aber haben diese Aktion allerdings nicht sehr ernst, sondern eher amüsant genommen. Für den Kommandanten jedoch war dieser Test eine ernsthafte Überprüfung der charakterlichen Anlagen und Eignungen, um eine Führungsposition übernehmen zu können. Diesen Test hatte er angeblich während eines Studienaufenthaltes in einer US-Militärakademie kennengelernt. Unsere Antworten fanden, wie wir später erfuhren, sogar Eingang in unseren Personalakt, und noch dazu an prominenter Stelle.

Allerdings hatten manche den Test als Jux aufgefasst, was ihnen sehr lange Zeit eine überaus kritische Beobachtung eingebracht hat. So hat einer der Kameraden es lustig gefunden, als Wunschtier den Bären zu nennen. Als Begründung hat er sinnigerweise angeführt, dass er dann den ganzen Winter lang schlafen könne. Dies war aber natürlich ein vollkommen falscher Einstieg, der ihm lange nachhängen sollte. Es waren der Adler, als König in seinem Revier, der auf alle überlegen hinabblickt, sowie die Schlange, die vor allem im Staub dahinkriecht, die der Kommandant als die zwei Gegenpole zur Offizierseignung angeführt sehen wollte. Wer die zwei Viecher hinschrieb, der hatte schon den sprichwörtlichen „Marschallstab im Tornister“, oder besser gesagt im Sturmgepäck, wie es nunmehr hieß.

Es waren allerdings nicht solche Aktionen, die meine Entscheidung beeinflussten, die Offizierslaufbahn hauptberuflich nicht zu beschreiten, sondern die bereits damals erkennbare ambivalente Haltung von Gesellschaft und Politik dem Heer gegenüber an sich. Bestärkt hat mich zugegebenermaßen

auch die eher mittelmäßige Benotung meiner sportlichen Erfolge, welche mein Gesamtranking auf eine bloße Durchschnittlichkeit herabstufte, was meinem Ehrgeiz allerdings entschieden zuwiderlief. Endgültig für meine Entscheidung, mich zukünftig nur mehr als Reservist zu betätigen, war aber ein Gastvortrag von Prof. Dr. Walter Heinrich über ein nationalökonomisches Thema an der Milak, die sich damals schon in der Burg zu Wr. Neustadt befunden hat. Dieser Vortrag hat mir sehr imponiert und meinen Entschluss gefestigt, an der Hochschule für Welthandel zu studieren.

Ich habe beide Entscheidungen nicht bereut. Vor allem, wenn ich mir den weiteren, mühsamen Werdegang des Bundesheeres vor Augen halte. Als wirklich positiv sind vor allem die Einsätze im Rahmen der UN zu sehen, die die Leistungen motivierter österreichischer Soldaten bei diesen Einsätzen gezeigt haben, aber auch, welcher guter Ausbildungsstand im Bundesheer herrscht.

Ganz anders war und ist allerdings die Situation für das Heer in einigen Krisensituationen zu sehen, deren Brisanz und Gefährlichkeit von der Bevölkerung gar nicht richtig realisiert worden ist. Nur ein gnädiges Schicksal hat in diesen kritischen Situationen unser Heer davor bewahrt, mit seiner sträflich vernachlässigten Ausstattung und der mangelnden Identifikation von Gesellschaft und Politik mit dem eigenen Heer in eine bewaffnete Auseinandersetzung zu geraten. Nur allzu oft ist man aber sehr nahe daran vorbeigeschrammt, ohne auch nur das Geringste daraus zu lernen.

Gleich zu Beginn der Gründung des Heeres waren es 1956 die Revolution in Ungarn, später die Suezkrise, die Kuba-Quarantäne oder der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Divisionen in die CSSR sowie die Kämpfe direkt an unserer Südgrenze beim Bürgerkrieg in Jugoslawien. Da ist jeweils der Ruf nach dem Heer laut geworden, ohne sich bewusst zu sein, welche Risiken so einem mangelhaft ausgestatteten und vorbereiteten Heer und seinen Soldaten zugemutet werden.

Es waren nur wenige Lichtblicke, die das Bundesheer in seiner 65-jährigen Geschichte hatte. Einer davon war die „Spannocchi Doktrin“, mit der zumindest in Ansätzen dem Heer ein klarer Auftrag erteilt worden ist, allerdings auch da begleitet vom Worte Grillparzers:

„Auf halbem Weg und halber Tat mit halben Mitteln!“

Denn als erfahrenem Militär war auch Spannocchi bewusst, dass sein Raumverteidigungskonzept bloß die letzte Alternative einer tatsächlichen Landesverteidigung darstellt und mit dieser Kleinkriegsstrategie weite Teile der Heimat a priori und ohne Verteidigung preisgegeben werden müssen.

Es waren auch manchmal Ressortchefs unterwegs, die vom Soldatenhandwerk auch etwas verstanden, nicht wie später, als sogar Wehrdienstverweigerer zu Verteidigungsministern ernannt wurden, die ihre Meinung mit der Windrichtung wechselten.

Eine dieser Persönlichkeiten möchte ich allerdings doch hervorheben, nämlich Minister Karl Ferdinand Freiherr von Lütgendorf. Er wurde als parteiloser Minister von Kreisky in die Regierung berufen und war, aus einer alten Offiziersfamilie stammend, ein erfahrener Berufsoffizier. Er strahlte eine natürliche, persönliche Autorität und Haltung aus. Typisch für sein korrektes Auftreten war, als er beim Begräbnis von Bundespräsident Jonas, im Gegensatz zu dessen Nachfolger Dr. Rudolf Kirchschläger, zum letzten Gruß nicht die dargebotene rote Nelke benutzte, sondern zu einer weißen Blume griff. Aber beide galten in der Öffentlichkeit als Minister ohne Parteizugehörigkeit.

Die Demontage des Österreichischen Bundesheeres begann aber schon, obwohl es noch gar nicht richtig aufgebaut war, bereits unter Bundeskanzler Bruno Kreisky. Sein rein populistischer Wahlschlager mit dem Slogan „6 Monate sind genug“ zur Verkürzung des Wehrdienstes hat zu seinem Wahlerfolg entscheidend beigetragen, genauso wie viele andere Ideen, die heute taxfrei zum Populismus in Reinkultur gestempelt würden. Kreisky ist allerdings trotz seiner Politik des Schuldenmachens, dem Desaster der Verstaatlichten Industrie und seiner erfolglosen Energiepolitik sowie der Demontage

des Bundesheeres durch die Verkürzung des Präsenzdienstes von den Medien bis heute zu jenem angebeteten Säulenheiligen hochstilisiert worden, der Österreich angeblich aus heillosen Rückständigkeit in die moderne Zivilisation geführt hat.

Minister Lütgendorfs erste, undankbare Aufgabe war es daher, die von Kreisky durchgesetzte Wehrdienstverkürzung umzusetzen, die im Aktivkader des Heeres einen gewaltigen Motivationsverlust und auch einen Aderlass im Offizierskorps verursachte.

Lütgendorf hat aber zumindest versucht, trotz der Wehrdienstverkürzung das Raumverteidigungskonzept von Spannocchi umzusetzen. Es umfasste dies die Schaffung von Jagdkommandos und auch eine entsprechende Bewaffnung. Damit wollte er der Verkürzung des Präsenzdienstes ein wenig die Spitze nehmen und der Armee einen doch konkreten Auftrag geben. An seinen Freitod nach seinem erzwungenen Rücktritt als Minister glaubten wohl nur jene, die auch an den Osterhasen glauben. Dieser „Selbstmord“, oder nach anderer Version auch „Jagdunfall“ genannt, stand nämlich im krassen Gegensatz zu seiner bekannten Persönlichkeitsstruktur. Sein Tod und der von einigen anderen Personen, darunter auch ein Botschafter, stand vielmehr im Zusammenhang mit undurchsichtigen Waffengeschäften im Umfeld der Regierung Kreisky. Den Höhepunkt dieser Serie krimineller Handlungen stellte ein großer Versicherungsbetrug mit der Sprengung eines Schiffes dar. Diese kriminellen Machinationen wurden allerdings mit großer Verspätung und nur zum Teil aufgeklärt. Denn diese Fälle waren von der unabhängigen und unantastbaren Justiz sonderbarerweise nicht allzu eifrig, sondern eher zögerlich aufgegriffen worden.

Ich aber habe Minister Lütgendorf auch einmal selbst in dienstlicher Funktion beim Heer erlebt. Ich war damals noch ohne Familienverpflichtungen und zudem als Lehrer mit ausreichender Freizeit gesegnet, sodass ich meinen aktiven Kameraden in meinem Bataillon in Kaisersteinbruch im Sommer mit freiwilligen Waffenübungen sehr oft gerne hilfreich zur Seite stehen konnte. Als Oberleutnant der Reserve habe ich mich allerdings von meinem Bart, den ich damals noch trug, nicht trennen müssen.

Ich war bei diesen Waffenübungen dank meiner Ausbildung vornehmlich in Stabsfunktionen meiner Einheit tätig. Als Bataillonsadjutant habe ich daher eines schönen Julitages dem zu einer Visitation eingetroffenen Minister Lütgendorf meine stramme Meldung erstattet und ihn zu meinem Kommandanten geleitet. Nach einigen Besprechungen und Besichtigungen im Kasernengelände kehrte der Ministertross wieder in das alte Kommandogebäude mit seiner elegant geschwungenen Wagenauffahrt zurück, auf die ich von meinem Platz als Adjutant einen guten Ausblick hatte. Lütgendorf wurde von meinem Kommandanten gebührend verabschiedet. Da bemerkte ich plötzlich, dass der Minister an diesen eine Frage richtete sowie in die Richtung der Bataillonskanzlei zeigte, wo ich meinen Arbeitsplatz hatte. Dabei fuhr er mit der Hand in seinem Gesicht herum, als ob er einen Bart befühlen würde. Auf einmal aber war er verschwunden. Allerdings nicht in seinen Wagen, sondern er stand urplötzlich wieder in Begleitung meines Chefs vor mir. Noch ehe ich mich von dieser Überraschung fangen konnte, kam er schon auf mich zu und schüttelte mir, nachdem ich mich stramm verneigt hatte, kräftig die Hand. Dabei sagte er:

“Der Herr Major hat mir soeben gemeldet, dass Sie als Reservist regelmäßig und freiwillig Ihre Freizeit in den Dienst unseres Heeres stellen und Ihre aktiven Kameraden bestens unterstützen. Dies ist nicht selbstverständlich und dafür darf ich Ihnen als Minister meinen Dank aussprechen!”

Er hatte also für diese kleine Höflichkeitsgeste seine Abfahrt kurz aufgeschoben und dazu noch einmal die Bataillonskanzlei aufgesucht. Bereits wieder im Gehen meinte er noch lachend:

„Dass Sie Reservist sind hätte ich aber angesichts Ihrer Bartracht schon vorhin bei Ihrer Meldung an mich registrieren können!“

Sagte es und entschwand mit seinem Tross. Mein Kommandant und ich waren uns darüber einig, dass unserem Heer zumindest mit diesem Minister eine Persönlichkeit gegeben war, die Haltung, Stil und Anstand zu wahren wusste, wie es sich eben für einen Verteidigungsminister geziemt.

Die traurige und endgültige Demontage des Bundesheeres wurde allerdings später konsequent von den Herren Darabos und Klug vollzogen. Allerdings wurden sie danach noch von der Scheinheiligkeit jener übertroffen, deren

politisches, grün-alternatives Credo es war, durch Jahrzehnte die Wehrbereitschaft subtil zu untergraben. Gerade diese haben sich plötzlich lauthals über die mangelnde Einsatzbereitschaft des Heeres beklagt und versucht, sich als Retter und Fürsprecher des Bundesheeres aufzuspielen.

Soll und Haben

Nach der Beendigung meines Diplomstudiums an der Hochschule für Welthandel und meiner Tätigkeit als Assistent an der Handelsakademie Mödling galt es, das erworbene Wissen in die wirtschaftliche Praxis umzusetzen. Dazu hat sich besonders eine Tätigkeit im Wirtschaftstreuhandwesen angeboten. So konnte ich in einer der renommierten Kanzleien durch Empfehlung meines Freundes Dr. Anton Egger Mitarbeiter bei Präsident Herbert Falkenberg werden. Diese Wirtschaftsprüferkanzlei hatte ihren Sitz im prunkvollen Palais Equitable am Stock-im-Eisen-Platz mit Blick auf St. Stephan.

Herbert Falkenberg war eine bemerkenswerte Persönlichkeit und gehörte einer Generation an, die noch in der Monarchie aufgewachsen war. Nach dem Untergang der Habsburgermonarchie stand der junge Falkenberg als abgerüsteter aktiver Offizier, wie so viele, vor der Notwendigkeit, einem zivilen Broterwerb nachzugehen. Wie er mir erzählt hat, haben sich hauptsächlich zwei Möglichkeiten angeboten. Die erste war der Beruf des Tanzlehrers, zu dem er aber weder Talent noch Neigung verspürt hat, oder „Bankbeamter“ zu werden, wie die Beschäftigten der Finanzinstitute damals genannt wurden. Er entschied sich für das Bankgeschäft, hatte allerdings diese unselbstständige und von Routine geprägte Tätigkeit bald satt. Er entschied sich dafür, selbstständiger Wirtschaftstreuhänder zu werden. Zur Vorbereitung dieses riskanten Schrittes existierte damals keinerlei Schulungseinrichtung und auch der Berufsstand war noch nicht klar reglementiert. Als Basiswissen reichte es offenbar aus, wie er mir erklärte, das Obligationenrecht zu kennen sowie allgemeine rechtliche Kenntnisse zu besitzen. Das Obligationenrecht fand in einem einzigen Buch Platz und war derart gut formuliert, dass es

jahrzehntelang keinerlei korrigierender Novellen bedurft hat, wie dies bei Gesetzestexten heutzutage leider notwendig ist. Auch die Fülle der Rechtsnormen von heute hätte man sich damals nicht einmal im Traum vorstellen können.

Nun, mit diesem Rüstzeug, verstärkt um die fundamentalen Geheimnisse der Buchhaltung aus dem Bankgeschäft, begann er seine erfolgreiche Laufbahn. Bei dieser war ihm natürlich auch sein souveränes Auftreten und sein kultiviertes Benehmen sehr hilfreich, waren doch Vertrauen und Glaubwürdigkeit die Grundvoraussetzungen, um im Treuhandwesen Fuß fassen zu können. Er hat mir, wenn wir manchmal gemeinsam dienstlich unterwegs waren, aus dieser Zeit sehr viele nette Geschichten erzählt, aber auch gute und wertvolle Ratschläge erteilt.

So erfuhr ich auch von ihm eine alte, damals unter Buchhaltern gern erzählte Anekdote.

In einem florierenden Unternehmen einer altehrwürdigen Kaufmannsdynastie regierte über den ergiebig sprudelnden Finanzflüssen, ein allmächtiger Prokurist und Chef der Finanzbuchhaltung. Er hatte schon Jahrzehnte lang dieses Unternehmen geschickt durch alle Wirrnisse des Geschäftslebens gesteuert. Er war geradezu zu einer Legende geworden, hat er doch mit seinem begnadeten Händchen im richtigen Augenblick stets die richtigen Finanzentscheidungen getroffen. Er residierte völlig allein in seinem holzgetäfelten Arbeitskontor, welches nur mit einem riesigen schweren Schreibtisch und Bücherregalen an den Wänden mit ausgestattet war.

Er war eine höchst geheimnisvolle Persönlichkeit. Denn er hat sich nie mit seinen Mitarbeitern beraten, sondern einsam seine Entscheidungen getroffen. Allerdings konnten seine Mitarbeiter zumindest eines herausfinden: Jeden Tag frühmorgens, wenn er an seinem Schreibtisch Platz nahm, öffnete er die gut verschlossene Lade, aber bloß zur Hälfte und blickte einige Zeit auf den geheimnisvollen Inhalt. Darauf wurde diese Lade wieder sorgfältig verschlossen. Der Schlüssel blieb nie stecken, sondern er verwahrte ihn immer sehr sicher und konsequent in seiner Rocktasche.

Als bald hatte sich herumgesprochen, dass dieses Genie der Konten und Finanzen eine nur ihm bekannte, streng geheime Erfolgsformel in seiner

Schreibtischlade verwahrt haben müsse. Dieses Geheimnis zum Erfolg hätten natürlich alle gerne gekannt, allerdings ist dies wegen der steten Achtsamkeit des Geheimnisträgers beim Öffnen seiner Schreibtischlade nie gelungen. Erst nach seinem Ableben sollte man das Geheimnis seines sagenhaften Erfolges lüften.

Als nämlich die Schreibtischlade endlich behutsam geöffnet wurde, erblickten die vor Neugier getriebenen Mitarbeiter lediglich ein Blatt Papier.

Auf diesem standen bloß folgende Worte:

„Soll ist beim Fenster, Haben ist bei der Tür!“

Auch eine reale Episode zu „Soll und Haben“ aus seiner eigenen Praxis als Masseverwalter hat er mir einmal anvertraut. Er musste im Zuge eines Insolvenzverfahrens, bei dem er Masseverwalter war, mit dem betroffenen Geschäftsmann zwecks Ableistung des Offenbarungseides noch einmal eine abschließende Begehung der Firma mit ihren Lagerräumlichkeiten vornehmen. Der Pleitier war aber bis zuletzt völlig uneinsichtig in Hinblick auf die Tatsache, dass er bankrott war, und versuchte, dies Falkenberg wort- und gestenreich zu vermitteln. Er meinte dazu, auch auf die mit Ware gefüllten Regale verweisend, dass er doch ein reich gefülltes Lager habe und daher nicht pleite sein könne. Falkenberg versuchte ihm wiederholt, aber leider vergeblich zu erklären, dass diese Waren gar nicht mehr ihm gehörten, sondern diesen auf der Habenseite der Bilanz der dreifache Wert an Schulden gegenüberstünde und daher Soll und Haben nicht im Gleichgewicht seien.

Der Bankrotteur blieb aber bei seiner festgefahrenen Meinung und meinte offenherzig, aber auch höchst vorwurfsvoll auf die vollen Regale deutend: *„Herr Falkenberg, was reden Sie! Was erzählen Sie andauernd von Soll, und was erzählen Sie andauernd von Haben? Was ich hab‘, das hab‘ ich!“*

Diese höchst persönliche und eigenwillige Sichtweise ökonomischer Zusammenhänge hat diesen tüchtigen Kaufmann allerdings nicht vor dem Konkurs bewahren können.

Eine Hand wäscht die andere

Eine Hand wäscht die andere, sagt der Volksmund! Sehr oft sind aber leider nach manchen Waschungen beide schmutzig.

Der Versuch, die Korruption zu bekämpfen, ist keine Besonderheit unserer Tage, sondern begleitet bis heute, meist mit nur mäßigem Erfolg, alle Kulturen und Zeiten.

Doch wo beginnt Korruption tatsächlich? Der lateinische Ursprung des Wortes als „*corruptus*“, das heißt „bestechlich, moralisch verdorben“ ist natürlich ein sehr weites und auch interpretierbares Feld.

Es ist allerdings auch der Interpretationsspielraum, wo denn echte Korruption beginnt, meiner Meinung nach sehr zeitabhängig. Denn in den Wirrnissen des Krieges und der Not der Nachkriegszeit zum Beispiel dominierte natürlich der Selbsterhaltungstrieb.

Dort, wo der geregelte Markt nicht mehr funktionierte, etablierte sich in Windeseile ein Ersatzmarkt in vielerlei Gestalt – als Schwarzmarkt, grauer Markt und als Schleichhandel. Auch Surrogate für die wertlose Währung sind nach dem Krieg sofort entstanden. Ersatzgeld waren zum Beispiel Zigaretten, die auch von Nichtraucher als Zahlungsmittel verwendet wurden.

Der Naturaltausch ist eben seit Menschengedenken ein bewährtes und auch gutes Mittel, solange er zum gegenseitigen Vorteil erfolgt. Alle informellen Ersatzmärkte werden jedoch sehr bald zum Übervorteilen missbraucht, nämlich zum Erzielen von schamlosen Profiten durch die Notsituation der Übervorteilten. Macht wird, seit es Menschen gibt, nicht nur in der Politik, sondern auch in der alltäglichen, zwischenmenschlichen Beziehung immer wieder missbraucht. Das einzige Gegenmittel ist leider nur, entsprechende Gegenmacht aufzubauen, sobald dies möglich ist.

Meine grundsätzliche Hochachtung vor dem wichtigen Bauernstand wird auch dadurch nicht zerstört, wenn ich mir in Erinnerung rufe, welche wertvollen Juwelen, Teppiche und Kunstgegenstände von manchen Angehörigen des „Nährstandes“ in den Jahren 1945 und 1946 beim sogenannten Hams-tern gegen ein Säckchen Erdäpfel „eingetauscht“ wurden. Die Versuchung

und die Gier sind nun einmal allzu menschlich und in ihrer Maßlosigkeit leider auch auf keinen Berufsstand beschränkt.

Auf diese der Not gehorchenden, negative Seite des Menschlichen kann und darf man sich jedoch in geordneten Zeiten nicht berufen, vor allem wenn es um den Missbrauch einer bestimmten Vertrauensstellung geht, um Vorteile zu erlangen, auf die kein rechtmäßiger Anspruch besteht.

Im Jiddischen gibt es für eine besonders freche Art, sich Vorteile zu verschaffen, ein treffliches Wort, nämlich: Das ist eine Chuzpe!

Was eine solche echte Chuzpe ist, also eine Unverfrorenheit, konnte ich bei der Bilanzprüfung einer in den 70er-Jahren sehr bedeutenden Baufirma erleben. Diese Firma hatte den Löwenanteil an öffentlichen Aufträgen, vor allem von der Österreichischen Bundesbahn und vom öffentlichen Straßenbau. Letzterer boomte gewaltig. So waren gerade erst die letzten Kilometer der Lücke in der Westautobahn über die Strengberge fertiggestellt worden. Diese Baufirma war eine GesmbH und daher handelte es sich bei der freiwilligen Bilanzprüfung bloß um die Bestätigung, dass die Zahlen einer ordnungsgemäßen Buchhaltung entstammen und richtig sind; über die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens wurden keine Aussagen getroffen.

Im Zuge der Sichtung meiner Unterlagen über den riesigen Aufwandsposten für Löhne und Gehälter in der Bilanz habe ich den zuständigen Prokuristen gefragt, nach welchem System das Unternehmen die damals üblichen Lohnsteuerkarten verwalte. Diese harmlose Anfrage hat aber dazu geführt, dass ich sofort zum Rapport in der Kanzlei zu erscheinen hatte. Dort erklärte mir mein Chef, Herbert Falkenberg, dass es sich bei diesem Auftrag doch lediglich um eine formale Prüfung handle und die Lohnsteuerkarten nur die Finanzbehörde etwas anginge. Ich hätte, so versicherte ich ihm, allerdings nie die Absicht gehabt eine Lohnsteuerprüfung durchzuführen.

Jedoch nun ausdrücklich und so eindringlich belehrt, machte ich mich, ohne weitere Überprüfungen und Nachfragen an die Schlussredaktion meines Prüfberichtes.

Im Zuge der Fertigstellung der Westautobahn ist es dann aber zum ersten großen Bauskandal der Republik gekommen, dem regelmäßig noch weitere folgen sollten. Schwere Baumängel an der neuen Autobahn und damit in Zusammenhang gebrachte Schmiergeldzahlungen füllten urplötzlich die Zeitungsseiten. Ein hochrangiger Ministerialbeamter des Bautenministeriums stand im Verdacht der Korruption. Er wurde in den Medien allerdings, im Gegensatz zu heute, nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens, nämlich der Herr Sektionschef S., genannt. Es war genau zu der Zeit, als ich meine Prüfungstätigkeit finalisieren wollte.

Als ich zu abschließenden Arbeiten in der Zentrale dieser Baufirma eintraf, bemerkte ich hektisches Treiben und aufgeregte Nervosität. Im kleinen Hof wurden vom Portier in einem Fass irgendwelche Papiere verbrannt und neben meinem Arbeitstisch, den ich während meiner Prüftätigkeit einige Wochen benutzt hatte, saß nun ein mir fremder Mensch. Dieser sollte sich sehr bald als Angehöriger der Wirtschaftspolizei entpuppen, denn die Baufirma war in diesen Skandal des Autobahnbaues tief verstrickt. Aufgeregt erreichte mich Herbert Falkenberg am Telefon und fragte mich, ob in meinem bereits fertigen Bericht ausdrücklich vermerkt sei, dass von unserer Kanzlei keinerlei Bestätigungsvermerk über eine Gebarungsprüfung angeführt sei. Ich konnte ihn beruhigen und sogar mitteilen, dass im Bilanzbericht von mir ausdrücklich und wahrheitsgemäß festgehalten worden war, dass keinerlei Überprüfung der Geschäftsgebarung oder der Wirtschaftlichkeit vorgenommen worden war. Damit war er hörbar erleichtert.

Die für mich damals unverständliche Reaktion des Prokuristen auf meine Nachfrage bezüglich der Lohnsteuerkarten fand nun aber auch ihre Erklärung. Die Schmiergeldzahlungen an den hohen Beamten wurden nicht etwa in heimlich zugesteckten Kuverts übergeben, sondern frech und offen über ein Bankkonto und eine fingierte, doppelte Lohnsteuerkarte des Herrn S., allerdings mit seinem richtigen Namen und sonstigen Angaben über seine Person, abgewickelt. Selbst wenn mir der Herr Prokurist in die Lohnsteuerkartenkartei Einblick gewährt hätte, wäre natürlich auch mir nichts Verdächtiges aufgefallen.

Der Sektionschef S. stand nämlich als fingierter Herr S. buchhaltungstechnisch vollkommen offen und korrekt auf der Lohnliste dieser Bauholding. Daraus könnte man, wenn Korruption leider nicht so traurig wäre, ironisch ableiten, dass eben echte Beamte sogar beim Begehen von Straftaten bürokratisch korrekt bleiben. Denn da diese illegalen Zahlungen ordnungsgemäß versteuert worden waren, ist dies auch der Finanzbehörde in keiner Weise aufgefallen, sondern sie hat ungewollt an den Schmiergeldzahlungen durch die ordnungsgemäß einbehaltene und abgelieferte Lohnsteuer sogar mitprofitiert. Es scheint mir überflüssig, betonen zu müssen, dass dieser Korruptionsfall nicht durch irgendwelche Prüforgane aufgedeckt wurde. Es waren vielmehr anonyme Anzeigen, heute würde man „Whistleblower“ sagen oder schlicht Vernaderer. Es waren, wie meist zu kurz gekommene Neider, die alles an den Tag brachten, denn auf den Neid ist tatsächlich immer Verlass.

Dies waren nur eine der Episoden, die ich bei meiner Tätigkeit in der Wirtschaftsprüfung erleben konnte, es gäbe noch von vielen zu berichten.

Für mich war die Zeit bei Herbert Falkenberg eine sehr lehrreiche, aber auch eine durchaus prägende. An einen, von seinen vielen, auf den ersten Blick sehr banalen Leitsätze, den er gerne verwendete, habe ich später noch sehr oft zurückdenken müssen.

Er hat nämlich in Zweifelsfragen, vor allem bei Insolvenzen mit dem Offenbarungseid, als beeideter Gerichtssachverständiger gerne festgestellt:

„Merken Sie sich eines: Die beste Petite ¹² ist immer die Wahrheit! Die glaubt Ihnen nämlich ohnehin niemand!“

Die Ottos von Österreich

Der Name Otto wird aus dem althochdeutschen „ot“ hergeleitet, was so viel wie Besitz und Erbe bedeutet. Als ein früher Erbe der europäischen Geschichte ist wohl Otto der Große als Begründer des ostfränkischen Kaisertums zu sehen. Ihm sollten noch viele Ottos auf Europas Königs- und

¹² Petite ist ein Betrug, eine Gaunerei; z.B. „Eine Petite schieben“; siehe „Gaunerwörterbuch für den Kriminalpraktiker“, München 1922.

Fürstenthronen folgen. Sie wurden wie die Häuser in den Straßen mit fortlaufenden Zahlen in der zeitlichen Reihenfolge zwecks besserer Unterscheidung versehen. Dies war aber den Untertanen meist zu wenig, um sie unterscheiden zu können. Daher hat man besonders charakteristische Eigenschaften oder ihrer Bedeutung entsprechende Zusätze ihrem Namen beigegeben. Am bedeutendsten war wohl das schlichte Attribut „Der Große“, aber auch für weniger erfolgreiche Persönlichkeiten wurden immerhin noch schmeichelhafte Beifügungen, wie „Der Gütige“, gefunden. Sehr direkt verfuhr man allerdings mit Frauen. So apostrophierte man zum Beispiel sehr uncharmant eine Königin auf der Iberischen Halbinsel als „Die Wahnsinnige“.

Eine besondere Persönlichkeit mit dem Namen Otto trug als Herzog unserer Österreichischen Lande den sympathischen Zusatz „Der Fröhliche“. Er war tatsächlich ein Zeitgenosse, der das Leben zu genießen wusste. Heute würde er wohl als „Hippie“ bezeichnet werden. Er wird nämlich in Bilddarstellungen meist mit einem Blumenkranz auf seinem edlen Haupte dargestellt. Aber auch bei der großzügigen Verbreitung seiner Gene war dieses Blumenkind sehr emsig. Bekannt war er zumindest meiner Generation bereits in der Volksschule aus der „Veilchensage“. Allerdings wurde über das sonstige fröhliche Treiben des Herzogs in unseren Lesebüchern etwas weniger erzählt.

Als dieser Herzog Otto III. über die österreichischen Länder herrschte, brachen für die Wiener nach langen, leidvollen Zeiten tatsächlich bessere und auch wieder fröhliche an. Auch der Herzog liebte lustiges Spiel, Gesang und Kurzweil jeder Art, so auch die des Veilchenfestes. In der Vorfreude auf den Frühling nach der entbehrungsreichen Winterzeit wurde der Glückliche, der das erste Veilchen fand, gefeiert und belohnt. Musizierend und tanzend holte man dann unter der Patronanz des Herzoges diesen ersten Frühlingsboten feierlich ein, um das lustige Veilchenfest ausgelassen zu feiern.

An einem schönen Vorfrühlingstag des Jahres 1325 erblickte am Fuße des Kahlenberges der edle Ritter Neidhart von Reuenthal das erste Veilchen des Jahres aus dem jungen Grün schimmern. Nach alter Sitte bedeckte er diesen kostbaren Fund mit seinem Ritterhut und eilte zur Burg in Wien, um die frohe

Kunde dem Herzog zu überbringen. Dieser war hocherfreut und bald begab sich ein Zug übermütiger und fröhlicher Wienerinnen und Wiener, die ihrem Herzog singend und musizierend folgten, zur Fundstelle.

Allerdings hatten zwei Bauern aus dem Dörfchen Heiligenstadt Ritter Neidhart bei seinem Fund beobachtet und spielten ihm einen üblen Streich. Sie pflückten das Veilchen und hinterließen an seiner Stelle ein übelriechendes, stattliches Häufchen ihrer Notdurft.

Als der edle Herzog unter dem Jubel der übermütig den beginnenden Frühling feiernden Menschenmenge den Hut des Ritters lüftete, war nicht nur die Enttäuschung groß, sondern der Ritter fiel bei seinem Herzog in verachtende Ungnade. Dem Unmut der enttäuschten Menschenschar entzog er sich durch eilige Flucht. Allerdings gelang es ihm, die Missetäter auszuforschen. Sie bekamen auch seinen verständlichen Zorn schmerzlich zu spüren.

Die Aufklärung dieser Schandtät wurde dem Herzog berichtet, der dem Ritter verzieh, da er nun wusste, dass dem Ritter ein böser Streich widerfahren war. Er durfte sich nunmehr wieder der Huld seines Herzogs erfreuen, der völlig zu Recht den Beinamen „Der Fröhliche“ führte.

Die wirkliche historische Bedeutung bekam Otto III. allerdings durch die Gründung des St. Georgs Ritter- und Templaisenordens. Dessen Tradition wurde mit der Wiedergründung mit dem Namen Ordo Equestris Vini Europae als dritte Ordensperiode fortgesetzt. Dazu erteilte der Sohn des seligen Kaiser Karl I. von Österreich den allerhöchsten und verbrieften Auftrag. So war es also mit Erzherzog Dr. Otto von Habsburg, wieder ein Otto, der sieben Jahrhunderte danach die Patronanz über diesen ältesten Ritterorden des Erzhauses übernommen hat.

Allerdings trugen nicht nur Freunde Österreichs den Namen Otto. Der historisch Wichtigste davon war wohl Otto von Bismarck. Er sollte Österreich von seiner ordnenden und stabilisierenden Stellung in Mitteleuropa mit preußischer Gründlichkeit verdrängen und damit die Grundlage für eine geschichtliche Entwicklung in Europa legen, die schließlich im 20. Jahrhundert alles andere als friedlich und glücklich verlaufen sollte.

Eines der dunkelsten Kapitel in Österreichs Geschichte war der sogenannte Anschluss des vom Habsburgerreich verbliebenen, kleinen Österreich an Hitlerdeutschland. Der noch immer zumindest ideell vorhandene politische Einfluss des Hauses Habsburg wurde vom Generalstab der deutschen Wehrmacht und auch von Hitler selbst bei dieser Militäraktion durchaus ernst genommen und auch gefürchtet. So trugen die Aufmarschpläne für den Einmarsch der Wehrmacht im Frühjahr 1938 in Österreich bezeichnenderweise den Codenamen „Otto“, genannt nach dem Chef des Erzhauses Österreich. Nun ist es leider eine geschichtliche Tatsache, dass die lange, wahrscheinliche allzu lange Regentschaft von Kaiser Franz-Josef I., der gegen Neuerungen bedauerlicherweise resistent war und die Zeichen der Zeit nicht erkennen wollte, hauptsächlich von militärischen Niederlagen geprägt war. Die schrecklichste brachte schließlich der I. Weltkrieg mit der Zerschlagung der Donaumonarchie.

So verständlich der Unmut und der Zorn der Bevölkerung über den Blutzoll und das Elend, die dieser Krieg mit sich gebracht hat war, so vereinfachend und überzogen waren die politischen Reaktionen, sowohl im Ausland, vor allem aber im Inland gegenüber dem Hause Habsburg. Ihm wurde die alleinige und ausschließliche politische Schuld an dieser Katastrophe zugeschrieben und auch seinen Nachkommen aufgebürdet. Die Familie Habsburg wurde sogar aus ihrer angestammten Heimat verbannt. Obwohl ihnen österreichische Pässe zugestanden werden mussten, wurde ihnen die Einreise in ihr Heimatland jahrzehntelang verwehrt. Zusätzlich wurde ihnen und vielen anderen alteingesessenen Familien die Führung ihres historisch angestammten Namens in korrekter Vollständigkeit bei Strafandrohung bis heute verboten.

Es war ausgerechnet ein Berliner, der eine Delegation der Österreichisch-Deutschen Kulturgesellschaft durch die Silberkammer Preußens in Berlin geführt hat, der dies mit seiner typischen Berliner Schnauze sehr pointiert zum Ausdruck brachte. Als die Silberexponate, die von der staatlichen „Stiftung Preußischer Kulturbesitz“ verwaltet werden, bewundert wurden, stellte eine

der Damen aus Österreich etwas hochmütig fest, dass diese schöne Sammlung, die das Erbe der Hohenzollern darbot, wohl sehr imponierend sei, aber an die Schönheit und Bedeutung der Schatzkammer in Wien denn doch nicht heranreichen würde.

Dieser urige Berliner antwortete ihr ganz ruhig, höflich, aber sehr trefflich: *“Gnädige Frau, das mag wohl durchaus stimmen; aber eines möchte ich Ihnen schon sagen: So schäbig, wie ihr Österreicher eure Habsburger behandelt habt, haben wir unsere Hohenzollern nie behandelt!”*

Sprach es und wendete sich, ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen, sogleich der nächsten Ausstellungsvitrine zu, um deren Inhalt zu erklären.

Das Zita-Heim in Baden haben wir schon als Gebäudeteil der HLA Baden, der Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe kennen gelernt. Es ist ein Haus am Kaiser-Franz-Ring in Baden. Es unterschied sich ursprünglich in keiner Weise von den anderen Baulichkeiten in diesem Ensemble, mit seinen schön verzierten Fassaden aus der Gründerzeit des 19. Jahrhunderts. Das Haus Nr. 50 wurde kurz vor dem I. Weltkrieg von Adolfine Malcher angekauft. Sie war eine der engagierten Frauen um die Jahrhundertwende, die sich damals für ein neues Rollenbild der Frauen eingesetzt haben. Vor allem jungen Mädchen wollte sie eine berufliche Grundausbildung zukommen lassen, was damals sehr progressiv war. Sie finanzierte ihre Stiftung mit Spenden und veranstaltete dazu auch viele Wohltätigkeitsfeste. Es gelang ihr sogar, die Kaiserin Zita als Schirmherrin über dieses Institutsgebäude zu gewinnen. Diese hat mit Kaiser Karl während des I. Weltkrieges in Baden residiert, da sich auch das Armeekommando in der Kurstadt befunden hat. Dieses Haus am Kaiser-Franz-Ring trug daher damals in Erinnerung an ihre Patronatsherrin den Namen „Zita Heim“. Es war allerdings zunächst kriegsbedingt Lazarett und nach dem Krieg ein Wöchnerinnen-Heim, in welchem ganze Generationen von Badenerinnen und Badenern das Licht der Welt erblickt haben. Später wurde es Teil der HLA Baden und ihres Internats. Als Direktor habe ich das nicht mehr zeitgemäße Internat geschlossen und dieses historische Gebäude für schulische Zwecke renovieren lassen. Natürlich sollte bei der feierlichen Wiedereröffnung ein konkreter Hinweis auf die Geschichte und

die Namensgebung des Hauses nicht fehlen. Vielen in Baden war zwar bekannt, dass es dieses Zita-Heim, das Haus, in dem ihre Eltern oder Großeltern zur Welt gekommen waren, noch gab, aber welches es war, wussten die Wenigsten, da es keinen Hinweis mehr darauf gegeben hat. Das habe ich allerdings geändert und die Aufschrift „Zita Heim“ wieder über dem Eingangstor anbringen lassen. Über Kontakte von Dr. Schambeck hat es sich sogar der Sohn von Kaiserin Zita, Erzherzog Otto von Habsburg, nicht nehmen lassen, bei der festlichen Wiedereröffnung nicht nur anwesend zu sein, sondern auch eine berührende Festrede zu halten, die in Bild und Ton erhalten ist.

In dieser bedeutenden Rede hat er zahlreiche Einzelheiten über sein Wirken zum Wohle seiner Heimat Österreich preisgegeben, als er sich während des Krieges im Exil in den USA aufgehalten hat. Es waren durchaus interessante Details dabei, die bis dahin noch nicht bekannt waren. Er nahm auch im ebenso renovierten Speisesaal, welchen auch ein Bild seiner Mutter schmückte, als Gast Platz. Der Hohe Herr hat auch freundlichst unzähligen Schülerinnen und Schülern die Hände geschüttelt und sich mit ihnen ange-regt unterhalten, als er treppauf und treppab alle Räumlichkeiten und Lern-einrichtungen besichtigt hat.

Begleitet hat ihn Rainhard Kloucek, der Generalsekretär der Paneuropabe-wegung in Österreich, mit dem mich später auch im Ordo Equestris Vini Eu-ro-pae eine enge Freundschaft verbinden sollte.

Natürlich habe ich Dr. Otto von Habsburg durchaus korrekt und mit der ihm zukommenden Anrede Kaiserliche Hoheit angesprochen. Ich habe mir dabei auch keinerlei Spitzfindigkeiten und Rechtfertigungen einfallen lassen, dass zum Beispiel eine Anrede ja kein Adelsprädikat sei. Auch ließ ich dem Anlass entsprechend vom Streichquartett der Schule zum Ende der Feier das Kai-serquartett von Haydn intonieren. Einige wohlmeinende Mitarbeiter waren allerdings der Ansicht, dies alles wäre in einer Bundesschule der Republik Österreich nicht statthaft. Ich aber stand zu meiner Entscheidung und sagte ihnen unmissverständlich, dass ich es für schäbig halte, aus Feigheit und bequemer Anpassung die Geschichte der eigenen Heimat zu verleugnen.

Ich hatte zu meiner Freude noch mehrmals die Gelegenheit, dieser großartigen Persönlichkeit begegnen zu dürfen. Er war ein makelloser Patriot und ein überzeugter, aber auch überzeugender großer Europäer.

Das Nachspiel zu diesem Festakt an meiner Schule war allerdings doch auch für mich noch durchaus interessant.

Am folgenden Tag eröffnete mir meine tüchtige und loyale Sekretärin, Frau Marianne Seidl, mit sorgenvollem Blick, dass mich der Schulsprecher wegen des Festaktes mit Otto von Habsburg zu sprechen wünscht.

Mein Schulsprecher war natürlich mit seinem Team, genauso wie die Lehrervertretung, bei diesem Festakt eingeladen. Er war ein guter, zielstrebiges Schüler, der seine gewählte Funktion für die Schülerschaft sehr ernst, aber immer mit Augenmaß und Vernunft wahrgenommen hat. Allerdings wusste ich, dass sein Vater Direktor einer Pflichtschule war und sich als Funktionär im SLÖ, im Sozialistischen Lehrerverein, engagiert hat. Sein Sohn hat allerdings in seinem Amt als Schulsprecher nie irgendein parteipolitisches Handeln erkennen lassen, er hatte auch für dieses Amt ohne den Hintergrund und die Unterstützung der parteipolitisch ausgerichteten Schülerverbände kandidiert. Es hat mich daher gewundert, dass sich die Sekretärin besorgt zeigte, dass er vielleicht an der Veranstaltung mit Otto von Habsburg etwas auszusetzen hätte.

Es war daher auch keine Beschwerde, die mein Schulsprecher mit seinen Stellvertreterinnen dann vorgebracht hat, sondern er teilte mir lachend Folgendes mit: *„Herr Direktor, wir wollen uns nur sehr herzlich dafür bedanken, dass wir gestern dabei sein durften. Auch die Begegnung mit Otto von Habsburg war für uns ein besonderes Erlebnis, an das wir uns immer erinnern werden!“*

Dabei zeigten sie bereits stolz Fotos, auf denen sie gemeinsam mit dem Erzherzog fröhlich lachend im Zita-Heim abgebildet waren.

Eine allerdings andere Reaktion wurde von einer eher unterdurchschnittlich begabten Journalistin in einer bedeutungslosen Lokalzeitung abgedruckt, deren Existenzberechtigung vornehmlich in der Verlautbarung des wöchentlichen Heurigenkalenders bestanden hat.

Sie machte sich in einem Artikel darüber lustig, dass ich anscheinend in einer anderen Zeit lebte und monarchistische Allüren hätte, anstatt die Schülerinnen und Schüler zur Demokratie zu erziehen. Nun war dieses mediale Machwerk, in welchem Republik, Demokratie und Monarchie kunterbunt vermischt worden sind, keinerlei Gegendarstellung würdig. Manches muss man schlicht ignorieren.

Ich sollte aber mehr als ein Jahr später wieder an diese Episode erinnert werden. Besagte Journalistin erschien nämlich in der Direktion, um mir zu eröffnen, dass sie ihre Tochter soeben als Schülerin bei mir angemeldet habe. Zu dieser Wahl habe ich ihr natürlich gratuliert und ihrer Tochter viel Erfolg gewünscht. Sie hat aber überflüssigerweise, wahrscheinlich aus schlechtem Gewissen sehr verunsichert gefragt, ob ich ihr die Glosse damals über den Besuch des Erzherzogs, nachtragen würde, ja womöglich ihre Tochter dies zu spüren bekommen könnte.

Ich habe mich natürlich sehr zurückhalten müssen, um über diese Feststellung nicht sehr heftig zu werden. So habe ich sehr ruhig erklärt, dass die Zeiten der Sippenhaftung längst passé seien und ihre Tochter nichts zu befürchten habe. Sie würde vielmehr auch eine fundierte Geschichtsbildung erfahren, um die Begriffe Monarchie, Republik und Demokratie richtig einordnen zu können. Sie hat sich übrigens zu einer sehr guten und erfolgreichen Schülerin entwickelt.

Ich durfte Otto von Habsburg auch im *Ordo Equestris Vini Europae* noch sehr oft begegnen. Dies hatte ich meinem Freund und Mentor Comes Alfred Rákóczi de Tombor Tintera zu verdanken. Aus alter Eisenstädter Patrizierfamilie stammend, hat er als Magister Generalis und Consul Primus den habsburgischen Ritterorden *Ordo Equestris Vini Europae* als Weinritterorden wiedergegründet und mir dabei auch sein Vertrauen geschenkt. Er folgte mit dem Weinritterorden der Tradition des habsburgischen St. Georgs-Ritterordens aus 1468 bzw. 1333. Diese nunmehrige dritte Ordensperiode wurde vom Chef des Erzhauses, Dr. Otto von Habsburg, legitimiert und von seinem Sohn, Erzherzog Karl von Habsburg, bestätigt. Den diesbezüglichen Notari-

atsakt durfte ich als Consul Secundus Senatus mitbeurkunden. Meine Aktivitäten für den Orden begannen in Niederösterreich mit der Führung des Legates Thermenregion und in der Nachfolge von Dr. Kurt Abt als Proconsul für Niederösterreich, bis mich der Magister Generalis, Alfred R. de Tombor Tintera dem Senat als Consul Secundus vorgeschlagen hat und ich als Praeses Senatus inthronisiert wurde. Ich trat damit die Nachfolge von Ladislaus Knoll und Alexander Unger an. Die mir nicht nur liebe Freunde wurden, sondern auch Vorbilder in der Ritterschaft. Im Orden konnte ich noch zahlreiche weitere echte Freunde finden, von denen ich Consul Alois Paul aus Graz und Proconsul Ing. Gerhard V. Wolf stellvertretend für viele andere nennen darf. Darüber hinaus begründet und bestätigt dies auch meine besondere Loyalität zum Erzhaus Österreich und seiner großen europäischen Geschichte.

Den Reigen der Ottos von Österreich möchte ich sehr bewusst mit einer Persönlichkeit beschließen, in deren Adern kein blaues Blut, sondern echtes und auch politisches „Rot“ floß. Sie soll diesen Teil der Geschichtskette unserer Heimat fürs Erste beschließen.

Es ist dies Otto Pendl, langjähriger Bürgermeister von Trumau und Parlamentarier. Als Stellvertretender Vorsitzender der GÖD war er stets über die Fraktions- und Parteigrenzen hinweg bemüht, das Gemeinsame zu finden. Nach Jahren einer guten kollegialen Zusammenarbeit in der Gewerkschaftsbewegung sollten sich unsere Wege in der Gemeinsamkeit der Europäischen Weinritterschaft wiederbegegnen. Er wurde mein Nachfolger als Consul Secundus des Senates und leistete wichtige Arbeit für dieses Ritterliche Werk. Daraus entwickelte sich eine echte Freundschaft mit einem überzeugten Sozialdemokraten. Nämlich mit einem, der die Meinungen und Ansichten des anderen stets respektierte, der auch seine christliche Haltung in der Tat lebte und dem Erzhaus Österreich, als untrennbarem Teil unserer gemeinsamen Geschichte, seine Achtung erwies.

Otto Pendl hat bis zu seinem frühen Tod stets das Gemeinsame gesucht, und sich auch zu Recht den Ruf eines Brückenbauers zwischen den Parteien erworben.

Sein Fraktionskollege, der langjährige Wehrsprecher der SPÖ, Anton de Gaál, ist ebenfalls ein solcher Mann des Konsenses und der Handschlagqualität. In der Ritterschaft hat er das Consulat Wien geleitet und wurde ebenfalls zu einem lieben Freund und Weggefährten, genauso wie Rene Zonschits, der als junge Kommunalpolitiker die große und edle Schar der Weinritter Niederösterreichs als Proconsul anführt.

Allerdings ist das Gemeinsame in unserer heutigen Gesellschaft nach Jahrzehnten des Wohlstandes und des Friedens leider weitgehend verlorengegangen.

Denn wie in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewinnen Neid und Feindschaft die Oberhand. In der Politik begegnet uns nicht mehr Gegnerschaft, sondern offene Feindseligkeit, ja blanker Hass.

Leider wird damit bereits wieder dieser verhängnisvolle Weg der dreißiger Jahre beschritten, der in zügellosem politischem Hass der Worte und schließlich in brutaler Gewalt geendet hat. Und wie damals lässt die schweigende Mehrheit aus Feigheit und Bequemlichkeit brandgefährliche Minderheiten gewähren.

Meine Schul-Kids

Auch Lehrpersonen machen wie jedes Lebewesen verschiedene Entwicklungsstufen durch. Natürlich hat man als Junglehrer doch eine andere Persönlichkeit und auch Ausstrahlung als in späteren Jahrzehnten. Dessen muss man sich stets bewusst sein und auch danach handeln. Nichts ist peinlicher, als im fortgeschrittenen Alter den ewig Jugendlichen zu mimen oder als Junger seine berufliche Sturm- und Drangzeit zu unterdrücken. Es liegt mir fern, weise Ratschläge erteilen zu wollen, sondern ich bringe bloß meine höchstpersönlichen Erfahrungen schlicht und einfach zu Papier.

Was immer naseweise und theoriegesteuerte Schreibtischpädagogen gerade als neueste Erkenntnisse ihrer Forschungen anpreisen, sieht in der Re-

alität der Klassenzimmer meist völlig anders aus. Diese Klassenzimmer werden von Josef Aff, der von der Praxis der Schule in die Wissenschaft gewechselt hat, sehr trefflich als „emergency room“ unserer heutigen Gesellschaft bezeichnet in denen die Lehrerinnen und Lehrer völlig auf sich gestellt sind.

Eine scheinheilige Kehrtwendung wurde bemerkenswerterweise während der Corona-Pandemie von all jenen vollzogen, die am österreichischen Schulwesen und damit an seiner Lehrerschaft jahrzehntelang kein gutes Haar gelassen haben. Ausgerechnet sie waren es nun, die in militanter Diktion auf einer unbedingten Öffnung der Schulen bestanden haben. Sie hielten auch die physische Präsenz von Lehrpersonen für unersetzbar. Es würde, so wurde dramatisch und vorwurfsvoll getrommelt, einer ganzen Generation die ihr zustehende Bildungschance geraubt!

Konrad Paul Lissmann drückte sein Erstaunen über die Paradoxien in diesem neuen bildungspolitischen Glaubenskrieg wegen der seuchenbedingten Schließungen entsprechend eindeutig aus: *„Die Gegner der Schulschließungen beschwören gerne die Bedeutung der Bildung, die dabei auf der Strecke bleiben muss. Interessant immerhin, dass die Bildungsverluste, die in den Jahren vor Corona durch unsinnige Lehrplanreformen, didaktische Moden, unnötige Testinflationen, hysterischen PISA-Aktivismus und überbordende Kontrollsysteme zu verzeichnen waren, so wenig bekümmerten wie der kontinuierliche Anstieg an funktionalen Analphabeten. Vielleicht aber geht es bei all dem gar nicht um Bildung, sondern darum, dass die Kinder nicht zu Hause sein müssen. Dann soll man es deutlich sagen.“*

Es wird nun beklagt, dass die Schülerinnen und Schüler mit dem Stoff und dem digitalisierten Fernunterricht nicht zu Rande kommen.

Lissmann meint dazu weiter: *„Vor Corona war der „Flipped Classroom“ doch der letzte Schrei.“*

Ausgehend von einer HAK in Oberösterreich wurde einst von der Schulbehörde das sogenannte „COOL“-Lernen¹³ hochgejubelt. Es war damals ebenfalls der letzte Schrei und ein Lieblingskind der Ministerialbürokratie. Dieses „COOL“ sieht das selbstständige, explorative Aneignen des Stoffes unter möglichst wenig Störung durch die zu bloßen Moderatoren verwandelten Lehrerinnen und Lehrer vor. Anscheinend funktioniert diese „coole“ Methodik aber in Zeiten von Pandemien und Schulschließungen denn doch nicht so perfekt wie angepriesen.

Lissmann ergänzt dazu, dass die Schüler – allesamt doch bekanntlich hochbegabte „Digital Natives“ – nun auf einmal ohne Lehrperson hilflos sein sollen?

Damit hat sich das hochgelobte selbstbestimmte Lernen als pädagogisches Zukunftsmodell in der Realität als eine bloße bildungsideologische Wunschvorstellung demaskiert.

Die Lehrperson scheint nun doch neben den Schülerinnen und Schülern ein wesentlicher Bestandteil von Schule, Bildung und Erziehung zu sein.

Natürlich werden uns aber nach Überwindung der Pandemie diese und andere Absurditäten von Bildungsexperten mit neuem, hyperventilierendem Reformeifer wiederum aufgeschwatzt werden.

Die einzige nachhaltige und bewährte „Schulreform“ für ein optimales Unterrichtsgeschehen besteht allerdings in dem banalen, aber bewährten Rezept: *„Ein Klassenverband, der möglichst wenige Schülerinnen und Schüler umfasst, mit einer physisch präsenten, bestens ausgebildeten, hochmotivierten und freien Lehrperson als fester und vertrauensvoller Halt und Partner!“*

Die Planbarkeit pädagogischer Abläufe ist in der Realität des Schulalltages nur begrenzt möglich. Das heißt aber nicht, dass man unvorbereitet in den Unterricht gehen soll, denn das Unterrichten ist kein Stehgreiftheater. Allerdings entwickelt jede Unterrichtssequenz ihre Eigendynamik, wenn es sich

¹³ COOL Cooperatives Offenes lernen; basiert auf den Prinzipien der Freiheit, Kooperation und Selbstverwaltung

um tatsächlichen Unterricht als Interaktion zwischen Lehrenden und Lernenden handelt. Die zwischenmenschliche Begegnung unterscheidet sich, Gott sei Dank, vom technisierten Lernprogramm, indem es mehr als nur zwei Alternativen zulässt.

Aus meiner persönlichen Erfahrung, die ich in den Jahrzehnten meines eigenen Lehr- und Lernprozesses gemacht habe, ergaben sich zwei Schwerpunkte.

Erstens ist es, vor allem im berufsbildenden Bereich, unerlässlich, im eigenen Fachgebiet nicht nur sattelfest, sondern darüber hinaus innovativ und praxisorientiert zu sein.

Zweitens ist die Kultur der Begegnung entscheidend. Kumpelhaftes Verbrüderern mit den anvertrauten Schülern ist genauso falsch wie sture Strenge. Es gilt vielmehr, stets konsequent zu handeln. Toleranz ist in unserer Zeit ein gerne strapazierter Begriff, ist jedoch nicht das richtige Rezept, sondern es geht vielmehr um gegenseitigen Respekt. Solange ich meinen Schülerinnen und Schülern mit Respekt begegne und sie diesen Respekt auch empfinden, so werden sie ebenfalls respektvoll sein.

Ich habe als Lehrperson leider sehr oft auch Schülerinnen und Schüler sehr scharf zurechtweisen müssen, habe aber immer versucht, dies auch entsprechend zu begründen und darauf Bedacht zu nehmen, mit einem gemeinsamen Lächeln wieder auseinanderzugehen.

Auch habe ich meinen Lehrerinnen und Lehrern immer wieder eingeschärft, dass man Schülerinnen und Schülern gegenüber nie nachtragend sein darf. Diese sind doch junge Menschen, die sich erst entwickeln und gerade bei der Lehrperson nach Orientierung und Halt suchen. Ein Halt, den in vielen Fällen die Familien nicht mehr geben können. Manche aber tragen leider ihren Schülerinnen und Schülern noch in der Maturaklasse ein Fehlverhalten oder eine freche Bemerkung, die vielleicht schon vier Jahre zurückliegt, immer noch nach, anstatt sich darüber zu freuen, wie positiv sie sich entwickelt haben. Ich habe daher immer wieder gemahnt: Wer nachtragend ist, hat in der Profession der Lehrer nichts verloren!

In diesem Zusammenhang habe ich meinen Junglehrern auch sehr gerne Friedrich Schillers Worte aus „Wallensteins Lager“ zitiert:

„Wer's nicht edel und nobel treibt, lieber weit von dem Handwerk bleibt.“

Diese Aufforderung bezieht sich zwar auf das Soldatenhandwerk, es trifft aber meiner Meinung nach auf Lehrpersonen genauso zu.

Etwas wirklich Schlimmes und Tragisches für eine Lehrperson ist es aber, wenn eine Schülerin oder ein Schüler verstirbt. Besonders, wenn dies durch einen Suizid geschieht. Ich habe dies als Schulleiter nur einmal erleben müssen. Es bedrückt mich noch heute, wenn ich an die Predigt des Pfarrers bei der Einsegnung zurückdenke, der dieses Mädchen von Kindheit an gekannt hatte. Er konnte ganz einfach nicht mehr weitersprechen, und es war erschütternd, wie er in diesem Augenblick mit seiner Priesterschaft, die doch Trost spenden sollte, sichtlich innerlich gehadert und gerungen hat. Und auch der Klassenvorstand dieser Schülerin, Franz Müller, der stets Fröhliche, den ich aus Tirol an meine Schule geholt hatte, schämte sich für seine Tränen nicht. Er war eben Einer von denen, die ihre Schüler tatsächlich gemocht haben.

Dafür, dass sich zwischen Lehrerinnen und Lehrern mit ihren Schülerinnen und Schülern durchaus Freundschaften entwickeln können, die über Jahrzehnte halten, möchte ich, als ein Beispiel von vielen, Monika Weihs nennen, die uns als „Monique“ bereits auf unserer Italienreise begegnet ist.

Aber vor allem Harald Mayer darf hier, mit allen Schülerinnen und Schülern, die ich erstmals als Klassenvorstand begleiten durfte, für sie alle stellvertretend stehend nicht fehlen. Mein treuer „Hary“ hat seinen alten Lehrer nie vergessen, auch wenn es manchmal längere Pausen im Wiedersehen gegeben hat. Er hat seinen Weg erfolgreich als Generaldirektor eines großen internationalen Handelsunternehmens und Kaffeeanbieters gemacht. Außerdem hat er zum Beispiel bereits auf einem Schulschikurs in Dienten am Hochkönig sein Talent als begnadeter Sportkommentator aufgezeigt, welches er später lange Zeit als Rundfahrtsprecher der internationalen Österreich-Radrundfahrt unter Beweis gestellt hat. Im Senat des Ordo Equestris Vini Europae sollten wir einander nach Jahrzehnten wieder begegnen, um für unsere gemeinsamen Wertvorstellungen zu leben und einzutreten.

Einige meiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler sind uns bereits in der einen oder anderen Episode begegnet, wie der Polizeigeneral und Psychologe Dr. Ernst Vitek oder der Bürgermeister Herbert Janschka.

Franz Studeny und Andreas Adam wiederum sind tüchtige Wirtschaftstreuhänder geworden, die mir persönlich stets hilfreich zur Seite gestanden sind. Dkfm. Kurt Horwitz sollte ein bedeutender Journalist mit dem Schwerpunkt Wirtschaft werden.

Ob Richard, Andy, Guta oder Beatrix, Robby, Waltraud und alle die anderen großartigen jungen Persönlichkeiten, ich habe keine und keinen von ihnen vergessen, auch wenn sie hier nicht namentlich genannt werden, ich habe sie alle als liebenswerte Begleiter meines Lebens ins Herz geschlossen.

Aber auch vielen erfolgreichen Lehrerinnen und Lehrern durfte ich Wegweiser, Begleiter und Helfer beim Berufseinstieg sein.

So gehörten Roland Gangl, Wolfgang Ferstl und Elisabeth Gálffy zu jenem jungen Blut, welches die HLA Baden in das moderne Zeitalter der Informationstechnologie geführt hat. Aber auch auf dem Gebiet des Fremdsprachenangebotes konnte ich hervorragende „Junge Löwen“ als Innovationsträger gewinnen. So hat zum Beispiel Bernhard Klima, der aus Oberösterreich zu uns kam, unser Sprachangebot mit Spanisch ergänzt und mit viel Engagement einen erfolgreichen Schüleraustausch mit Argentinien verwirklicht.

Es waren aber auch die ersten „Maestros der Küchenkünste“, die ich in die Lehrküchen meiner Schule geholt habe. Diese waren bis dahin an den Lehranstalten für wirtschaftliche Berufe die exklusive Domäne von, mit neckischen und reich bestickten, kleinen weißen Schürzchen gezierten Hauswirtschaftslehrerinnen.

Den Beginn dieses Wandels haben – aus erfolgreicher Praxis kommend – Otmar Stellner für die Lehrküchen und Thomas Wuppinger im Servicebereich gemacht. Otmar Stellner wurde später auch ein TV-Star und Wuppinger hat, nicht nur beim Aufbau des Kollegs wertvolle Arbeit geleistet, sondern mich auch bei manchem gemeinsamen Segelturn durch die Adria als Skipper betreut. Es sollten nach Dieter Kranzl, Michael Fackler, die mit mir später noch so manches Weinritterkulinarium gestalteten und Paul Chapman – der

sogar vom „Britischen Untertan“ zum waschechten Österreicher wurde – noch viele folgen, die engagierte und erfolgreiche Lehrpersonen geworden sind. Daraus hat sich dann auch ein vernünftiges Gleichgewicht der Geschlechter entwickelt, so dass schließlich Petra Streng in der Nachfolge von Johann Stickler zur erfolgreichen und geschätzten Fachvorständin wurde, die meinen Weg in der HLA Baden stets loyal begleitet hat.

Manche „meiner“ Lehrerinnen und Lehrer habe ich auch dazu motiviert, mit der Leitung von Schulen die Verantwortung für eine ganze Schulgemeinschaft zu übernehmen. Ich bin daher sehr stolz auf Gerhard Lechner, Wolfgang Ferstl, Gerhard Antl, Martin Pfeffer, Otto Krammer, Michael Messner oder Elisabeth Scheicher-Gálffy, die diese Verantwortung einer Schulleitung auf sich genommen haben, um ihren Schulen Halt, Richtung und Kontur zu geben. Leider musste Elisabeth Scheicher-Gálffy nach zwei Jahren die Leitung der HLA Baden aus gesundheitlichen Gründen an Bernhard Klima weitergeben, der diese als innovatives Flaggschiff der Berufsbildung – so wie Elisabeth – wieder auf dem von mir einst gemeinsam mit meinem jungen Team eingeschlagenen Kurs steuert.

Sie alle aber waren es, die unsere gemeinsame Vision, die ihnen anvertraute Handelsakademien, oder gewerblichen Schulen, und daher auch meine HLA Baden zu Flaggschiffen der modernen Berufsbildung zu gestalten, verwirklicht haben.

Auf die Etablierung von Schulaufsichtspersonen blicke ich weniger gerne zurück, denn dort war mein Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, möglichst das jeweils geringere von gleich mehreren Übeln zu akzeptieren. Noch dazu war der Andrang zu diesen einst sehr prestigeträchtigen Funktionen sehr rasch und stark zurückgegangen. Denn ihre ursprüngliche pädagogische Beratungs- und Unterstützungsfunktion war im Laufe der Zeit total verkümmert. Sie degenerierten immer mehr zu einer durchaus entbehrlichen und eher störenden Verwaltungsebene in der Schulbürokratie, jenseits allen vernünftigen Einflusses auf die pädagogischen Abläufe.

Während meiner Zeit als Direktor war ich mit einem besonderen Exemplar dieser Spezies gesegnet. Sie war mit dieser Funktion, um es höflich auszudrücken, schlichtweg überfordert, aber dafür umso mehr von sich selbst überzeugt.

Eines Tages beglückte sie uns bald nach dem Beginn des neuen Schuljahres für das ich neue Lehrer rekrutieren konnte. Einer dieser jungen Lehrer für die Fächer Spanisch und Englisch war von mir von einer Schule aus Oberösterreich geworben worden und nun zu uns gestoßen. Die Inspektorin traf in meiner Begleitung diesen jungen Kollegen, der sich noch an das neue Umfeld meiner Schule mit der obligatorischen Schuluniform für die Schülerinnen und Schüler und dem ungeschriebenen Dresscode für die Lehrerschaft gewöhnen musste, beim Eingang zum Lehrerzimmer. Ich stellte ihn geziemend vor und hob durchaus berechtigt sein Engagement hervor. Der scharfe Blick dieses Schulaufsichtsorganes entdeckte allerdings mit geschultem Auge für das Wesentliche einen kleinen Ohrstecker – ein sogenanntes Flinserl – im Ohr des Jungpädagogen. Ganz empört meinte die Dame mit dem unfehlbaren Blick für die wesentlichen Dinge der Pädagogik: *„Aber Herr Direktor! Eine solche Aufmachung duldest du an deiner Schule? Ich muss mich doch sehr wundern!“*

Dem so bloßgestellten jungen Kollegen sah man natürlich seine Verlegenheit an. Da ich mich grundsätzlich stets schützend vor mein mir anvertrautes Personal stellte, erhielt sie von mir postwendend folgende Antwort: *„Verehrte Frau Hofrätin! Du musst leider die Geschichte der Kurstadt Baden noch weit intensiver studieren. Der große Dichter Franz Grillparzer war nicht nur beamteter Hofrat wie wir beide, sondern auch Stammgast und Ehrenbürger dieser Stadt, und er trug Zeit seines Lebens sehr stolz ein Flinserl. Dieser junge Kollege setzt diese schöne Tradition dankenswerter Weise fort.“*

Während ich sie rasch und bestimmt in das Lehrerzimmer bugsierte, fügte ich noch sehr deutlich vernehmbare für alle, die diesen öffentlichen Auftritt mitbekommen hatten hinzu: *„Und im Übrigen muss der Kollege nun in den Unterricht, denn der beginnt bei uns ebenfalls aus guter Tradition pünktlich!“* Leider musste ich als Personalvertreter noch viele Kolleginnen und Kollegen vor den Bösartigkeiten und Eskapaden dieser Beamtin schützen. Sie wurde

schließlich frühzeitig in den Ruhestand versetzt. Der mit einem Flinslerl bewehrte Junglehrer wurde jedoch Jahre später ein geschätzter und tüchtiger Direktor meiner Schule.

Das endgültige Hinscheiden der Spezies Inspektoren haben, in spätpubertär inszenierter Freude über eine vermeintliche Jahrhundertreform der Schule in Österreich, im Jahre 2016 die Minister Harald Mahrer und Sonja Hammer Schmid mediengerecht „abgeklatscht“.

Nach der großartigen Umbenennung der Amtsführenden Präsidenten der Landeslehrerräte in Bildungsdirektoren war das einzige wirklich konstruktive Resultat dieser mehr als überflüssigen Reform tatsächlich die weitgehende Abschaffung der schulbeaufsichtigenden Gilde der Inspektorinnen und Inspektoren.

Interessanterweise gehen sie tatsächlich niemandem wirklich ab. Auch an der Qualität des Schulbetriebes hat sich damit nichts verschlechtert. Dies erinnert mich an einen uralten Witz über den Siemens-Konzern:

„Der breite Stiegenaufgang vor dem pompösen Hauptgebäude der Verwaltung dieses Weltkonzernes war repräsentativ auf beiden Seiten von zwei gewaltigen, aus Stein gemeißelten Löwen geschmückt. Allerdings haben die magischen Hände des Bildhauers bewirkt, dass diese beiden Löwen sich zeitweise mit Leben erfüllten. Sie haben jedoch unbemerkt weiterhin mit versteinelter Miene ihre Repräsentationsaufgabe erfüllt. Allerdings mussten sie sich natürlich auch ernähren. Daher verspeisten sie heimlich, nach strengem Reglement jeden Tag zwei der doch sehr zahlreichen Direktoren dieses Unternehmens.

Dieses Treiben der beiden Löwen blieb jahrelang unbemerkt. Es fand allerdings ein jähes Ende, als sie eines Tages versehentlich statt Direktoren zwei Putzfrauen verspeisten. Dies hat man sofort bemerkt und diesem Treiben der Löwen natürlich ein Ende bereitet.“

Unsere Inspektorinnen und Inspektoren wurden aber gottlob nicht von Löwen aufgefressen, sondern mittels Gesetzesbeschluss unversehrt in den Ruhestand versetzt.

Begegnungen an die ich mich gerne erinnere!

Die Lehrerstandesvertretung in Österreich ruht auf zwei Säulen, nämlich der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst und der gesetzlichen Personalvertretung. Die Kompetenzen der Personalvertretung sind gesetzlich genau umschrieben und abgegrenzt. Die Gewerkschaft, die auf freiwilliger Mitgliedschaft beruht, ist Kollektivvertragspartner und daher der starke politische Arm der Lehrerschaft. Die Führungspositionen in beiden Institutionen werden in regelmäßigen Abständen demokratisch gewählt, mit dem Auftrag, für den Lehrerstand und seine Stellung in der Gesellschaft, seine materielle Wertschätzung und seine soziale Absicherung sowie die Arbeitsbedingungen konsequent einzutreten und zu kämpfen.

Ich bin bereits in sehr jungen Jahren in meinem Bundesland Niederösterreich als Vorsitzender gewählt worden. Sehr bald wurden mir auch die beiden Gremien auf Bundesebene anvertraut, in denen ich jahrzehntelang, stets mit absoluten Mehrheiten, als Vorsitzender bestätigt wurde.

Einen Wahlerfolg zu erreichen, ist nicht gerade einfach, aber noch viel schwieriger ist es, eine satte, absolute Mehrheit auf Dauer, ja auf Jahrzehnte zu halten. Dies ist nur möglich, wenn es gelingt, Vertrauen und Glaubwürdigkeit bei der Wählerschaft aufzubauen.

Der Bereich der Berufsbildung zeichnet sich aber wie kein anderer durch seine Heterogenität in den Lehrerkollegien aus. Nicht allein die grundsätzlich unterschiedlichen, auch familiär geprägten Interessenlagen von Kolleginnen und Kollegen sind dabei ausschlaggebend, sondern auch das zu unterrichtende Fachgebiet. Es handelt sich bei den Fachgebieten um drei große Gruppen, nämlich die Allgemeinbildenden Fächer, die Fachtheorie und die Fachpraxis. Sie erfordern nicht nur unterschiedliche Ausbildungsschienen für die Pädagoginnen und Pädagogen, sondern auch unterschiedliche Berufsbiographien. Diese Unterschiede in der Lehrerschaft zu einem gemeinsamen, harmonischen Bildungsinstrument zu gestalten, wäre in erster Linie die Aufgabe der Bildungsbehörde. Diese allerdings überlässt dies weitgehend der Eigenverantwortung der Schulleitungen, die damit in sehr vielen Fällen über-

fordert sind. Wichtigster integrativer Faktor ist daher die gemeinsame Standesvertretung, die für einen steten, sehr schwierigen Interessenausgleich sorgen muss.

Die Schulbehörden aber fühlen sich für einen solchen Ausgleich, der für den Zusammenhalt der Berufsgruppe notwendig ist, kaum zuständig. Auch den zukunftsorientierten Blick auf die aktuellen Fortschritte in Wissenschaft und Technik sowie auf nationale und internationale Markttrends und gesellschaftliche Entwicklungen musste und muss vor allem die Standesvertretung übernehmen.

Als ich den Vorsitz in diesen Organisationen übernommen habe, existierte die BMHS in der öffentlichen Wahrnehmung nur rudimentär. Ihre gesamtwirtschaftliche Bedeutung wurde in den Medien beharrlich verschwiegen, ebenso, dass es sich nicht bloß um fachliches Training in einer HTL oder HAK handelt, sondern um ein komplexes Bildungssystem sui generis. Es galt daher, gegen hartnäckige Vorurteile und Meinungsdünkel anzukämpfen, die darin nur Anstalten sahen, die bloß ausbilden, aber nicht bilden und erziehen.

Im internationalen Bereich sprach man auch beharrlich lediglich von „Vocational Training“, und dies noch dazu als Institutionen von „Schools of second chance!“

Mit einem Wort, die berufliche Bildung war nur zweite Wahl, also wer für ein Gymnasium nicht taugte, dem blieb lediglich der Weg in eine berufsbildende Schule oder in ein Lehrverhältnis.

Es war ein zäher, hartnäckiger, aber schließlich erfolgreicher Kampf, bis sich die Begriffe „Berufsbildung“ im deutschsprachigen Raum und international der Begriff „VET“, also „Vocational Education and Training“, durchgesetzt haben und schließlich zu einem Gütesiegel wurden. Bei diesem Ringen ist auf der internationalen Ebene mein lieber Freund Knut Kraft aus Deutschland stets ein erfolgreicher Mitstreiter gewesen. Wir haben auch mehrere Jahre gemeinsam die weltweite „Task Force VET“ der „Education International“ in Brüssel entscheidend mitgestaltet.

Schließlich wurde nicht nur in Österreich das berufsbildende Oberstufenschulwesen durch die steigende Akzeptanz zu einem Erfolgsmodell, es

wurde auch für viele andere Länder zum guten Beispiel. In Österreich wurde sogar das Reifeprüfungszeugnis der fünfjährigen berufsbildenden Schulen mit einem zusätzlichen, europaweiten Berufsdiplom ergänzt und schließlich in den internationalen Statistiken als postsekundäres Bildungssegment anerkannt, das heißt dem Hochschulniveau gleichgestellt.

Dieser Wandel hat jahrzehntelangen mühsamen „Bohrens harter Bretter“ bedurft, wobei die zu vertretende Kollegenschaft dazu ebenfalls sensibilisiert werden musste. Wahlerfolge aber kann man nicht nur mit dem Er kämpfen konkreter Verbesserungen im materiellen Bereich und bei den Arbeitskonditionen erzielen, sondern man muss vor allem das Vertrauen der Wählerschaft gewinnen, solche Verbesserungen auch in der Zukunft durchsetzen zu können.

Die inflationäre Akademisierung vieler Berufe, bei denen aber neben dem Intellekt auch andere menschliche Werte vorrangig sein sollten, haben zu einer zunehmenden Nivellierung und Gleichmacherei geführt, leider auch zu einer Entwertung akademischer Grade. Aber die Bedeutung der Berufsbildung hat dies keineswegs geschmälert.

Ich habe mich auch immer bemüht, in der Standesvertretung hervorragende Mitstreiterinnen und Mitstreiter an meiner Seite zu haben, die gegenwarts- und realitätsbezogen, aber auch zukunftsorientiert über die enge Heimat hinausdenken und handeln. Dazu bedarf es allerdings fundierter Fachkenntnisse, des Wissens über politische Mechanismen und persönlicher Glaubwürdigkeit. Eben jener einmaligen und unverwechselbaren Person, die jedem von uns gegeben ist. Eine Person, wie sie Papst Benedikt XVI. in seiner Predigt in der Heiligen Messe zu seiner Amtseinführung so schön beschrieben hat:

“ Wir sind nicht das zufällige und sinnlose Produkt der Evolution. Jeder von uns ist Frucht eines Gedanken Gottes. Jeder ist gewollt, jeder ist geliebt, jeder ist gebraucht. Es gibt nichts Schöneres, als vom Evangelium, von Christus gefunden zu werden.“

Gemeinsam mit meiner motivierten und erfolgreichen Mannschaft haben wir daher immer unsere klaren Ziele verfolgt. Auch haben wir uns dabei nicht

von lautstarken Minderheiten treiben lassen, die leider ihre einzige Aufgabe im fundamentalen Dissens sehen.

Zum Erfolg gehört, neben einer klaren und straffen Führung, auch Konsequenz im Umgang mit der Opposition, die manchmal der originellen Meinung war und ist, dass der „Schwanz mit dem Hund zu wedeln“ hätte, und nicht umgekehrt.

Mein unmittelbarer Nachfolger in meinen Funktionen war mein Freund Jürgen Rainer, der nicht nur ein stets loyaler Mitstreiter gewesen ist, sondern unseren Kurs auch erfolgreich fortgesetzt und daher die entsprechenden Wahlerfolge erzielt hat. In seinem Wesen war er aber doch um eine gute Nuance harmoniebedürftiger als ich. Er versuchte daher, durch Einbindung von Mitbewerbern auch über das unbedingt notwendige Maß hinaus entgegenkommend zu sein. Man hat ihm aber dies nicht immer gedankt. Denn nach dem von ihm gereichten „kleinen Finger“ war sehr bald die ganze Hand in akuter Gefahr.

Aber auch er konnte ein wohlbestalltes Haus an seinen Nachfolger, Roland Gangl, weitergeben, der in dieser gewachsenen Tradition die Standespolitik mit ruhiger und sicherer Hand weitersteuert. Er war bereits in meiner Nachfolge im großen Bundesland Niederösterreich höchst erfolgreich tätig. Karl Ettinger, damals Redakteur der Tageszeitung „Die Presse“, der stets fair über die Lehrerschaft berichtete, hat ihn als meinen politischen Ziehsohn bezeichnet. Dem hat Roland freundlicherweise auch in keiner Weise widersprochen.

Auf Bundesebene habe ich noch die gewerkschaftliche Vorsitzführung von Heinrich Fritz-Berghold miterlebt, die fast ausschließlich auf Wien fokussiert war und die Bundesländer kaum einbezogen hat. Dies hat sich dann unter Oskar Krautforst aus der Steiermark geändert, der mit seiner Rednergabe und der Fähigkeit der politischen Analyse für mich ein großes Vorbild wurde. Im Gegensatz dazu stand der Oberösterreicher Josef Schwarzinger als mein unmittelbarer Vorgänger. Sein unkonventioneller Abgang mitten in einer laufenden Sitzung wurde bereits beschrieben. Allerdings hatte dieser Umstand

für mich den Vorteil, dass ich meine Kontakte und Positionierung völlig unbelastet und unvoreingenommen selbst gestalten konnte.

Ich war auch stets bemüht, zu den anderen Lehrersektionen ein gutes Arbeitsklima aufzubauen. Das hat dazu geführt, dass ich in der Nachfolge von Fritz Neugebauer den Vorsitz in der Arbeitsgemeinschaft aller Lehrersektionen jahrzehntelang führen konnte.

Auch ist es gemeinsam mit Oskar Mayer und später mit Eckehard Quin sowie Gerhard Riegler, den Vertretern der Gymnasien, gelungen, im Bereich der schulischen Oberstufe stets das Gemeinsame zu finden und zwischen AHS und BMHS keine Konkurrenten zu sehen, sondern die zwei wertvollen Träger einer erfolgreichen, weil differenzierten Bildungsarchitektur Österreichs.

Auch in der Pflichtschullehrerververtretung habe ich nach einem Vorsitzenden, der leider nur seine eigene, höchstpersönliche Karriere verfolgt hat, mit Walter Riegler und Paul Kimberger gemeinsame Kämpfer und Freunde gefunden.

Meine Kontakte auf internationaler Ebene führten auch dazu, dass die bisher sehr lockere Zusammenarbeit der Lehrerververtretungen in den deutschsprachigen Regionen Europas verstärkt und institutionalisiert wurde. Regelmäßige Kontakte der drei Lehrerverbände Deutschlands, der Schweiz und Österreichs (VEB, LCH und GÖD) haben beim Deutschen Lehrertag in Leipzig ihren Anfang genommen. Sie führten auch zur gemeinsamen „Wiener Erklärung“¹⁴ über die Professionalisierung des Berufsstandes. Diese wertvollen Kontakte wurden von Beat Zemp für die Schweiz und für Deutschland von Udo Beckmann in der Tradition von Wilhelm Ebert und Ludwig Eckinger gemeinsam mit seinen Mitstreitern Rolf Busch und Gerhard Brand fortgesetzt, mit welchen ich auch in der Education International viele Jahre bestens zusammenarbeiten konnte. Mit Gitta Franke-Zöllmer war ich viele Jahre gemeinsam im Vorstand des EGBW tätig.

¹⁴ „Wiener Erklärung“: Qualifizierte Lehrerinnen und Lehrer – ein Eckpfeiler der Demokratie. Ein Leitbild für den Lehrerberuf heute. Wien, November 2008.

Auch mit den Vertreterinnen und Vertretern der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im Deutschen Gewerkschaftsbund war ich ebenso freundschaftlich verbunden. Es waren dies vor allem der Vorsitzende und Mitbegründer der Education International Dieter Wunder, und später auch Ulrich Thöne, Marlies Deppe und Andreas Keller.

Im Europäischen Gewerkschaftskomitee für Bildung und Wissenschaft EGBW waren es die Generalsekretäre Alain Mouchoux, Martin Rømer und zuletzt Susan Flocken mit denen ich gerne zusammenarbeiten konnte.

Der weise Spruch eines deutschen Kardinals lautet: *„Jeder Mensch wird als Original geboren, leider sterben sehr viele als Kopien!“*

Natürlich erinnere ich mich vor allem gerne an all jene, die mir als unverwechselbare Originale begegnet sind.

Neben den vielen Unterrichtsministerinnen und Unterrichtsministern durfte ich auch Mitarbeiter von fünf Vorsitzenden der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst sein. Es waren dies Alfred Gasperschitz, Rudolf Sommer, Siegfried Dohr, Fritz Neugebauer und Norbert Schnedl. Jeder von ihnen war und ist sehr erfolgreich und dabei auch ein unverwechselbares Original geblieben. Aber auch bei den Stv. Vorsitzenden Wilhelm Gloss und Hans Freiler fand ich stets Unterstützung, genauso wie von Paul Sturm und Herwig Frad sowie den FCG-Bundessekretären Günther Engelmayer, Karl Klein und Andreas Gejca. Wichtige Stützen hatte ich auch in den Organisationsreferenten Erwin Kofler, Hermann Feiner und Otto Aiglsperger. Sie alle haben bleibende und prägende Erfolgsspuren hinterlassen.

Auch in der Standespolitik gibt es mehrere Denkschulen über das Führen einer Organisation. Eine davon ist: Je schwächer meine mich umgebenden Mitarbeiter, umso stärker strahlt mein eigenes Licht. Dieser Theorie bin ich nie gefolgt, sondern ich war immer bestrebt, die Besten an meine Seite zu holen, um so auch gemeinsam Erfolge zu erzielen. Manchmal wurde ich sogar davor gewarnt, mir damit vielleicht etwaige Rivalen selbst heranzuzüchten. Ich habe mich jedoch von solchen wohlgemeinten Warnungen nicht beirren lassen.

Denn nach dem weit verbreiteten Prinzip *„Umgeb dich immer mit Schwächeren, als du es selber bist“* gibt es am Ende nur Verlierer. Damit wird nämlich eine unaufhaltsame Abwärtsspirale der Unfähigkeit in Bewegung gesetzt, die schließlich in der Bedeutungslosigkeit enden muss.

„Groß ist jeder gerne allein!“ Dieser Spruch, den Herbert Schambeck gerne verwendet hat, ist sicher richtig. Denn es ist nur allzu menschlich und leider unterliegen viele große Persönlichkeiten diesem Egoismus immer wieder, und ihre präsumtiven Nachfolger werden so frühzeitig verbraucht. Es ist daher wichtig, auch darauf zu achten, seine treuen Weggefährten und möglichen Nachfolger nicht im dominanten Schatten, den die vermeintliche eigene Größe wirft, verkümmern zu lassen.

Diese Gefahr hat allerdings in meinem Fall als Vorsitzender, nicht zuletzt auch dank meiner für das Gardebataillon doch viel zu geringen Körpergröße, auch nie bestanden.

Gegen und mit dem Strom der Zeit

Der unbestrittene Großmeister der Etikette war und ist Prof. Dr. Herbert Schambeck. Er brauchte keine Begrüßungsliste, um den jeweils erforderlichen und unterschiedlichen Protokollbestimmungen Genüge zu tun und die erschienenen Persönlichkeiten bei Veranstaltungen in der richtigen Abfolge und mit der zustehenden Anrede begrüßen zu können. Er konnte dies geradezu im Schlaf in der protokollarischen Reihenfolge. Besonders bewundernswert waren seine Begrüßungsworte, wenn er diese mit der jeweiligen Thematik des Anlasses zu verbinden wusste. Auch das Placement der Gäste bei Veranstaltungen und die rechtzeitige Zu- oder Absage bei Einladungen waren ihm wichtige Anliegen.

Es wurde und wird auf dem Gebiet des Begrüßungsrituales auch eifrig experimentiert. So war es Bürgermeister Viktor Wallner überdrüssig, bei offiziellen Anlässen zur Begrüßung eine ganze Litanei von Namen herunterzubeten, wobei immer die Gefahr bestand, dass einer vergessen wird. So hat er ganz einfach bei Veranstaltungen Namenslisten der angemeldeten Personen auf

den Sitzplätzen deponieren lassen und lediglich drei bis vier der höchsten Würdenträger unter den Anwesenden, auch namentlich begrüßt. Alle anderen auf der Liste angeführten Personen wurden jedoch pauschal willkommen geheißen. Auch dieses zeitsparende System war leider nicht perfekt, denn es setzte voraus, dass alle Angemeldeten auch tatsächlich erscheinen. Sehr oft wurden aber auch gar nicht Anwesende begrüßt. Außerdem waren natürlich waren all jene, die sich ebenfalls für wichtig hielten enttäuscht, manche sogar beleidigt, weil sie nicht namentlich begrüßt wurden.

Allerdings ist es umgekehrt auch eine verbreitete Unsitte, wenn Redner entweder schlecht vorbereitet sind, oder grundsätzlich zum Thema nichts zu sagen haben, und ein gutes Drittel der Redezeit mit einem weiteren ausufernden Begrüßungszeremoniell vergeuden, welches möglichst alle nochmals apostrophiert, obwohl diese schon vom Gastgeber ausgiebig begrüßt worden waren. Allerdings ist es dies auch ein sehr probates Mittel, um die Redezeit tot zu schlagen, wenn einem zum Thema nichts einfällt.

Wenn jedoch die Redezeit knapp bemessen und daher kostbar war, hatte Schambeck auch dafür ein geeignetes Rezept der Anrede. Sie umfasste auch alle und war sogar ungewollt „gendergerecht“. Er begann nämlich mit den Worten: *„Festlich Versammelte!“*

Dazu hat er mir aber auch erklärt, dass ähnliche Floskeln manchmal zur Heiterkeit Anlass geben können. So wie dies in einer Anekdote über Raab und Figl in diesem Zusammenhang erzählt wird. Beide saßen bereits als Polit-pensionäre bei einer Festveranstaltung als Ehrengäste in der ersten Reihe. Der begrüßende Bürgermeister hat besonders ehrerbietig, seine Rede mit den Worten eingeleitete: *„Ehrwürdiger Kreis!“*

Da soll sich Raab seinem Freund Figl diskret zugewendet haben, und doch durchaus vernehmlich gefragt haben:

„Leopold, meint er dich oder mich?“

Anstand und Respekt sind und waren stets die Basis für gutes und korrektes Benehmen. Die Grundsätze für gutes Benehmen und den Umgang der Menschen miteinander, hat Freiherr von Knigge schon vor langer Zeit dankenswerter Weise zu Papier gebracht. Diese sind nach wie vor gültig, obwohl viele

meinen in einer freien Gesellschaft könne sich getrost darüber hinwegsetzen. Freiheit und Gleichheit werden nämlich höchst einseitig und egoistisch gesehen. Dies wird zum Beispiel durch provokante Missachtung bisheriger Bekleidungsgepflogenheiten jedoch zur unhöflichen Geringschätzung der Mitmenschen.

Es wird aber nicht nur die Freiheit der Kunst wird missbraucht, sondern auch die Macht der Sprache.

Man darf sich daher nicht wundern, das höchst Ordinäres in die Umgangssprache der Gesellschaft Einzug gefunden hat, wenn Fäkalien zum Gegenstand viel beachteter „künstlerischer Aktionen“ in Universitätshörsälen verwendet wurden.

Wie schwierig der allgemeine Sprachgebrauch leider geworden ist, hat mir auch Gerhard Schäffer einmal bewiesen. Als er nämlich in einer heftigen Auseinandersetzung mit dem damaligen Präsidenten der Wirtschaftskammer Rudolf Salinger über die Berufsberechtigungen der Schüler aneinandergeraten war. Da hat ihm nämlich der Herr Präsident angeblich folgende abschließende Antwort auf seine Argumente gegeben: *“Das interessiert mich alles nicht. Wir haben das Geld, und ihr könnt's gackn gehen!”*

Ich habe zu meinem Freund Gerhard, als er mir davon berichtet hat, gesagt: *“Lieber Gerhard, ganz stimmt das nicht. Wie ich den kenne, hat er schon statt gackn, das Wort sch...en verwendet!”*

Gerhard Schäffer hat dazu, nur nobel und lachend, zustimmend genickt. Heute sind solch derben und ordinären Ausdrücke leider nicht nur gesellschaftsfähig geworden, sondern gehören zum gängigen Vokabular einer gewissen Sorte von Parlamentarierinnen. Wobei der Begriff der Gesellschaftsfähigkeit immer mehr zu einem Anachronismus geworden ist

Sogar Sektionschef Walter Heuritsch, mit dem ich mich recht gut verstanden habe, hat anlässlich meiner Ernennung zum Direktor an der HLA Baden bei der Überreichung des Ernennungsdekretes in seiner Ansprache, auf die miesen Aktionen meiner „Parteifreunde“ in Baden missbilligend hingewiesen, aber dennoch umschreibend die Form gewahrt. Diese Individuen wollten mich nämlich mit aller Macht als Direktor verhindern. Diese sogenannten Ge-

sinnungsfreunde der Österreichischen Volkspartei in der Schwefelstadt Baden sind deshalb sogar beim Landeshauptmann Ludwig vorstellig geworden, als meine Bewerbung bekannt wurde. Ludwig schilderte mir, dass diese Gestalten aus Baden von ihm gefordert hatten: „Jeden, nur nicht den!“. Er fragte sie sichtlich ungehalten: „Soll ich vielleicht einen Kommunisten als Direktor in Baden vorschlagen?“ Sie antworteten unverfroren: „Ja, aber nicht den Skala!“ Das hat dem Landeshauptmann, der mich schon im Bezirk Mödling als einen verlässlichen Mitarbeiter schätzen gelernt hat, mehr als gereicht, um diese Vorsprache sehr rasch für beendet zu erklären.

Um Anstand und Sitte zu wahren verwendete Walter Heuritsch für seine Kritik zu dieser Vorgangsweise, die er sichtlich erstaunt mitbekommen hat folgende Formulierung:

„Da wundern wir uns, dass die Jugend sich immer mehr von der Politik angewidert abwendet. Denn diese hinterhältige Verhinderungsaktion der Ernennung durch einige Parteifunktionäre in Baden, kann ich nur als – S. C. H., wie Neißer – bezeichnen!“

Die Sektionschefs für Berufsbildung werden übrigens auf der internationalen Ebene als Generaldirektoren bezeichnet, da sie ein sehr breites Spektrum bildungs- und wirtschaftspolitischer Fragen zu verantworten haben. Eine der vielen sinnlosen Reformen hat aber auch diese Funktion im Hause am Minoritenplatz 5 von einer eigenen Sektion zu einer bloßen Abteilungsleitung herabgestuft.

Besonders gut sollte sich auch meine Zusammenarbeit mit Sektionschef Theo Siegl entwickeln. Er ist Wirtschaftspädagoge wie ich und kam aus der Berufsschullehrerschaft. Außerdem hat er auch meine „politische Blutgruppe“. Mit ihm gemeinsam ist es gelungen, das Image der Berufsbildung weiter anzuheben und zahlreiche wichtige Innovationen durchzusetzen. Zum Beispiel die bereits zur Tradition gewordene „Berufsbildungsforschungskonferenz“, die in der Stadt Steyr ihren Anfang nahm.

Die Schule als Familienersatz?

Der Erziehungsauftrag wurde ab den 70er Jahren Schritt für Schritt von den Familien in die Schulen transferiert, die zu einem Dienstleistungsbetrieb umgewandelt wurde. Dies war und ist ein wesentlicher Beitrag zur weiteren Untergrabung der traditionellen Familie und führte damit direkt zu einem Rechtsanspruch für staatliche Betreuung in allen Lebenslagen. Das Finale dieser gesellschaftlichen Entwicklung besteht schließlich in einem „betreuten Denken“ und einer freiwilligen Unselbstständigkeit und Unfreiheit. Die Corona-Pandemie hat zeigt, wie weit die Eigenverantwortung längst verloren gegangen ist und wie weit der Zusammenhalt der Gesellschaft bereits erodiert ist.

Mit Gleichmacherei, die auch keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern mehr duldet und sogar die Natur korrigieren will, obwohl ja gerade die Ungleichheit treibende Kraft der Evolution und somit Teil der Schöpfung ist, will man eine neue, angeblich bessere Gesellschaft schaffen. Allerdings lehrt uns die Geschichte, dass all diese Versuche kläglich gescheitert sind.

Diese auf die Spitze getriebene Ideologie der Gleichmacherei hat mit Gerechtigkeit überhaupt nichts zu tun, sondern führt direkt in die Respektlosigkeit. Das Subjekt wird nämlich immer mehr zum Objekt.

Alois Mock, ein großes Vorbild an menschlicher und politischer Integrität, hat mir das in zwei Begegnungen vor Augen geführt.

Einmal habe ich ihn zu einer Veranstaltung meiner Sektion gelotst, als er gerade mitten im Wahlkampf stand. Seine Wahlorganisatoren haben ihn bis zur Erschöpfung von einem Termin zum anderen getrieben. Als ich mich bei ihm für sein Kommen bedankte, sagte er zum Abschied sichtlich erschöpft zu mir:

„Weißt du, da predige ich landauf und landab das Bild vom mündigen Menschen, vom einmaligen Subjekt, aber ich selbst fühle mich nur mehr als hin und her geschobenes Objekt.“

Dabei bemerkte ich leider bereits beginnende Anzeichen seiner schweren Erkrankung, die wenige Tage später bei der gegen Vranitzky verlorenen Wahl auch öffentlich wurde.

Ein zweites Mal erlebte ich ihn etwas später als Ehrengast beim Gewerkschafts-Kongress der GÖD. Es waren turbulente Tage und Wochen eines brutalen Arbeitskampfes innerhalb der von Arbeitgebern und Bauernschaft dominierten ÖVP vorangegangen. Der Arbeiter- und Angestelltenbund war zum innerparteilichen Feind hochstilisiert worden. Dem habe ich mich natürlich als christlich-sozialer Gewerkschafter vehement, auch in der Öffentlichkeit, entgegengestellt. Das ging so weit, dass plötzlich sogar eine Verselbstständigung des Arbeitnehmerflügels der ÖVP im Raum stand.

Alois Mock kam nach einem Treffen mit einigen ÖVP-Bonzen in der Mittagspause des Kongresses noch einmal zu mir in den großen Plenarsaal des Austria-Centers zurück. Er teilte mir mit, dass über mein konsequentes Eintreten für die Arbeitnehmerschaft bei manchen ÖVP-Granden helle Aufregung und Empörung herrschen würden. Er hat mir aber auch sogleich versichert, dass er diesen Amtsträgern gegenüber jedoch ebenso energisch meinen Standpunkt vertreten hat. Außerdem hat er diesen Parteigewaltigen unmissverständlich erklärt, dass sie froh sein sollten, überzeugte und glaubwürdige Mitarbeiter wie mich in ihren Reihen zu haben. Willfähige Jasager hätten sie ohnehin mehr als genug, diese aber reichten für Wahlerfolge sicher nicht aus.

Er hat mir damit persönlich sehr entscheidend den Rücken gestärkt. Allerdings hat dies an der Grundhaltung dieser Parteigewaltigen reichlich wenig geändert. Denn die grundsätzliche Einstellung gegenüber Gewerkschaftsfunktionärinnen und -funktionären in den eigenen Parteien hätte schon damals zwischen ÖVP und SPÖ nicht unterschiedlicher sein können. Während auf der Seite der Fraktion Sozialistischer Gewerkschafter mir kein Spitzenfunktionär bekannt ist, dem in der beruflichen Laufbahn nicht nach oben geholfen worden wäre, so ist bei der Fraktion Christlicher Gewerkschafter eher das Gegenteil der Fall gewesen. Während die sozialdemokratischen Kolleginnen und Kollegen – oft auch nach sehr kurzer Funktionsdauer – auf Direktions- und Inspektionssesseln anzutreffen waren, war dies bei Christgewerkschaftern keinesfalls selbstverständlich. Solche Positionen, wenn sie überhaupt erlangt wurden, mussten oft gegen vehemente Widerstände aus

der eigenen Partei mühsam erkämpft werden. Man hat die Christlichen Gewerkschafter zwar als Stimmenlieferanten bei Wahlen geschätzt, sie aber innerparteilich gerne auf Distanz gehalten.

Leider sind solche Persönlichkeiten wie Alois Mock sehr selten geworden. Ich bin daher sehr froh, dass er die von mir gestiftete „Johannes Messner Medaille“, ebenso wie Prälat Prof. Dr. Rudolf Weiler im Rahmen einer kleinen Feier der Christlichen Gewerkschafter entgegengenommen hat.

Das Gedenken an Alois Mock ist und war mir stets ein großes Anliegen. Dr. Tode Todev, mein lieber Freund, der mit seiner Familie brutal verfolgt und mittellos aus der kommunistischen Diktatur Bulgariens geflohen war, hat seine Dankbarkeit und Loyalität zu seiner neuen Heimat Österreich sehr eindrucksvoll bekundet. Einerseits hat er als Genossenschaftsbanker und Risikomanager zeitgerecht, aber leider vergebens auf die unglaublichen Machenschaften und die drohenden Milliardenverluste in der österreichischen Bankenlandschaft hingewiesen¹⁵.

Man hat diese Warnungen mit Verbannung nach Malta und schließlich sogar Entlassung auch entsprechend „belohnt“. Die „erfolgreichen“ Spitzenmanager aber, die dieses Desaster zu verantworten hatten, genießen ihre unverdienten fürstlichen Pensionen, Abfertigungen und Boni.

Tode Todev ist aber nicht nur ein Bankwissenschaftler, sondern auch ein begnadeter und akademisch ausgebildeter Bildhauer¹⁶, der viele Büsten wichtiger Persönlichkeiten geschaffen hat. So auch eine von Johannes Messner im Auftrag von Prof. Dr. Rudolf Weiler für die „Johannes Messner Gesellschaft“.

Eine Bronzestatue von Alois Mock, den auch er sehr geschätzt hat, überließ er freundlicherweise mir zu treuen Händen. Sie ergänzt, nach langer Heimat in der Familie Skala, eine „Alois Mock Gedächtnisausstellung“ zum Fall des

¹⁵ Tode Dr. Todev; „Der Aufstieg und der Untergang der Österreichischen Volksbanken-AG -Analyse einer der größten Pleiten der österreichischen Wirtschaftsgeschichte“, Wien 2020.

¹⁶ Die Büste des Autors, welche die Angaben über den Verfasser ergänzt, stammt ebenfalls aus der Künstlerhand von Tode Todev.

Eisernen Vorhanges im Schloss Weitra als Leihgabe und sollte von mir später in die Obhut des Präsidenten des Nationalrates, Mag. Wolfgang Sobotka, und des „Alois Mock Institutes“ gelangen. Leider wurde dieses Institut aufgelöst, nachdem es andauernden widerwärtigen Attacken der politischen Opposition und der Medien ausgesetzt war. Es wird mir hoffentlich dennoch gelingen für diese Bronzestatue eine würdige und sichere Bleibe zu finden!

Non, je ne regrette rien!

Ich mag dieses bekannte Chanson sehr. Aber ganz so einfach und leicht, wie Edith Piaf in ihrem wohl bekanntesten Lied das Leben beurteilt, möchte ich es mir doch nicht machen. Denn man sollte sich stets ein gerüttelt Maß an Selbstkritik bewahren.

Und wer hat tatsächlich immer alles richtig gemacht? Wer hat gar nichts zu bereuen? Und wer sein Gewissen ehrlich erforscht, der findet immer reichlich Stoff zur Beichte und zur Reue. Allerdings – die wesentlichen persönlichen Entscheidungen und Weichenstellungen meines Lebens, die ich zu treffen hatte, bereue ich tatsächlich nicht.

Ich bereue weder meine beruflichen Entscheidungen, und schon gar nicht meine familiäre, die mich für viele gemeinsame und schöne Jahrzehnte mit meiner Christa verbinden sollte.

Nein, ich bereue es vor allem nicht, Lehrer geworden zu sein. Denn wie ich bereits kühn behauptet habe, ist das Bedürfnis, ja diese Freude am Mitteilen, an der Mitteilbarkeit bereits in den Genen einer jeden vollblütigen Lehrerpersönlichkeit sehr tief verankert.

Lehrperson zu sein bedingt jedoch, dass man selbst nie aufhört, mit Freude zu lernen, um zu lehren. Schon Seneca wusste dies nur zu gut:

“GAUDEO DISCERE, UT DOCEAM!” Man lernt tatsächlich am meisten selbst, wenn man andere unterweist und sein Wissen teilt!

DOCENDO DISCIMUS, diese ethische Lebensregel prägt auch die Schulfahrt und begleitet jede echte Lehrperson.

Allerdings ist es das oberste Gebot für alle Lehrerinnen und alle Lehrer, in ihren Fächern nicht nur sattelfest, sondern sogar hervorragend zu sein. Denn

bloßes Wissen, welches über den Lehrplan nicht allzu weit hinausgeht, also fachliches Halbwissen, wirkt sich verheerend aus, für beide, für Schüler und für Lehrer. Wer andere lehren will, kann oft das Beste verschweigen, das er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein und mehr lehren, als er weiß. PLUS DOCET QUAM SCIT!¹⁷

Leider wird gegen diese Grundprinzipien heute gröblich verstoßen und von Schultheoretikern behauptet, wer eine pädagogische Grundausbildung erhalten hat könne allein mit diesem Rüstzeug bereits jedes Fach unterrichten. Dies ist ein Irrweg, denn, vor allem die Fachkompetenz, gibt einer Lehrperson Autorität und Akzeptanz!

Die von mir bemühten Lateinzitate gebrauche ich nicht, um mit meinen bescheidenen Kenntnissen dieser Sprach zu renommieren, sondern weil ich überzeugt bin, dass Latein weit mehr als eine Fremdsprache ist. Latein ist, so meine ich, darüber hinaus ein Schlüssel zum europäischen Wesen und seiner Kultur. Meine Liebe zu Latein habe ich allerdings erst sehr spät durch Dr. Erich Roland entdeckt. Er war, als gelernter Jurist, auch ein begnadeter Lehrer. Und es war eine Freude, wenn er in der von ihm gegründeten Abendmaturaschule einen verhinderten Lehrer vertreten hat. Es war dies jeweils eine wunderbare Stunde, in der er Latein, Historie, Kunst und Politik spannend verwoben hat, eine Stunde, die stets viel zu rasch zu Ende ging. Er wurde aber damit zum Motivator. Er weckte die Neugier, über das von ihm Vermittelte hinaus noch mehr erfahren zu wollen. Dieses Wecken der Neugier auf noch mehr Wissen ist aber eines der Geheimnisse einer richtigen Lehrperson.

Sicher braucht es nicht unbedingt die alten Römer und ihre Weisheiten, um zu wissen, dass der Pädagogenberuf selbst steten Lernens bedarf und mehr als eine echte Profession ist. Ein Vorhaben also, das aber über den Erwerb ethisch weit hinausgeht und wie in seiner lateinischen Bedeutung zum Bekenntnis wird. Für eine solche Professionalisierung habe ich auch stets gekämpft. Denn zu diesem Beruf fühlen sich leider Krethi und Plethi durchaus

¹⁷ Heinrich G. Reichert, Urban und Human – Gedanken über lateinische Sprichwörter; Marion von Schröder Verlag, Hamburg, 1956, S. 308.

befähigt. Genauso, wie sich zur besserwisserischen Mitsprache in Bildungsfragen grundsätzlich alle als Experten berufen fühlen, auch wenn die Bildungsbemühungen an ihnen persönlich nur bescheidene Spuren des Erfolges hinterlassen haben.

Ich war tatsächlich mehr als vierzig Jahre lang ein begeisterter Lehrer, obwohl es einiger Umwege bedurfte, um diesen Beruf schließlich bis zum Ruhestand auszuüben. Es war eine stets bewegte, aber immer eine sehr schöne Zeit. So ungern ich selbst einst die Institution der Schule als Schüler besucht hatte, umso lieber tat ich dies als Lehrer.

Auch habe ich mich trotz meines vielfältigen Engagements in der nationalen und der internationalen Standesvertretung von der Basis des schulischen Geschehens nie entfernt. Ich blieb vielmehr bis zuletzt im Schulgetriebe mit den Schülerinnen und Schülern verbunden und verwurzelt, stets vom Ehrgeiz getrieben, den jungen Menschen nicht nur Wissen, sondern vor allem Orientierung, Halt und Haltung, Werte sowie Optimismus mit auf ihrem Weg ins Leben mitzugeben.

Epilog

Meine Hochachtung gebührt all jenen Lesern, die es bis hierher geschafft haben, mich zu begleiten. Ich wollte tatsächlich bloß ein kleines Büchlein mit einigen heiteren Anekdoten für meine Christa und eine Handvoll nächster Freunde zu Papier bringen. Aber so, wie ich mir Zeit meines Lehrerlebens von den Pausenglocken des Schulbetriebes nie habe etwas diktieren lassen, so ist es mir nun auch beim Schreiben ergangen, oder besser gesagt, es ist mit mir durchgegangen.

Das Erinnern ist wie eine Kettenreaktion. Jede einzelne Erinnerung weckt viele andere mehr, seien es schöne oder auch weniger schöne, sei es mein totes Äffchen im Prater oder die vielen wertvollen Menschen, denen ich begegnen durfte. Jeder Augenblick mit ihnen war eine Bereicherung, war ein wertvolles Geschenk.

Ja, das Aufhören ist halt schwer. Aber ist nicht auch jedes Ende auch ein Beginn?

Wie heißt es doch bei Goethes Faust, der der Jugend von heute leider immer fremder wird und mehr und mehr aus den Leselisten unserer Schulen verschwindet, so schön und trefflich:

„Werd ich zum Augenblicke sagen:

Verweile doch! Du bist so schön!

Dann magst du mich in Fesseln schlagen,

Dann will ich gern zugrunde gehen!“

Nein, die Zeit wird und kann nicht stillstehen, auch wenn der Augenblick noch so schön zu sein scheint. Leben ist Begegnung und daher stete Bewegung.

Doktor Faustus sagt daher auch weiter *„Wie ich beharre, bin ich Knecht!“*

Wenn man sein bisheriges Leben Revue passieren lässt, und man die folgenden Zeilen Walter Savage Landors auch nur ein wenig auch auf sich beziehen kann, dann muss man dankbar sein.

„I strove with none, for none was worth my strife.

Nature I loved and, next to Nature, Art:

I warm'd both hands before the fire of life;

It sinks, and I am ready to depart.“

Man muss dankbar sein, wenn man sich sehr oft beide Hände am Lebensfeuer wärmen durfte und sich nur wenigen Konflikte stellen musste.

Ich konnte und musste in meinem Leben mehrmals eine Gesellschaft im gefährlichen Umbruch erleben, aber auch eine im herausfordernden Aufbruch. Ich hoffe für die kommende Generation, dass sie nicht eine Gesellschaft in einem hoffnungslosen Ab- und Zusammenbruch erleben wird müssen.

Meine Altersgenossen und ich sind nie gefragt worden, welche Schäden uns in unserer Kindheit und Jugend zugefügt worden sind, und ob wir vielleicht traumatisiert worden seien. Man hat uns unsere Kindheit und Jugend zwar nicht gestohlen, aber sehr schwer und entbehrungsreich gemacht.

Meine Generation und unsere Familien waren bei der Bewältigung unserer Zeit damals auf uns allein gestellt, denn uns hat niemand geholfen, außer unser Glaube an Gott!

Zurufe zur Beurteilungen dieser Zeit durch naseweise und belehrende Besserwisser aus einer noch gesicherten Gegenwart – um die sie sich allerdings Sorgen machen sollten – finde ich daher mehr als entbehrlich!

Denn der gegenwärtig immer stärker werdende Egoismus, der mit der Zerstörung der traditionellen Familienstruktur einhergeht, sowie die Kultivierung eines geradezu biblischen Hasses auf politisch Andersdenkende lassen an der Lernfähigkeit und an einer positiven ethischen Evolution der Menschheit zweifeln.

Ich aber habe trotzdem stets versucht, optimistisch in die Zukunft zu blicken, und war somit allem Neuen gegenüber stets aufgeschlossen, allerdings auch durchaus kritisch und aus leidvoller Erfahrung auch manchmal zu Recht skeptisch. Denn wenn man die eigenen Grundsätze, das eigene Wertefundament bewahren will, ist Veränderung im täglichen Leben unausweichlich und prägend.

Giuseppe Tomasi di Lampedusa lässt daher in seinem Werk „Der Leopard“ Tancredi zum alten Herzog folgenden Satz aussprechen:

„Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, dann ist es nötig, dass sich alles verändert!“

Dies mag zunächst als ein Paradoxon erscheinen, als ein unlösbares Rätsel, also eine unmögliche Aufgabe sein. Trotzdem ist dieser Gedanke aber durchaus zutreffend, genauso wie das bekannte geflügelte Wort: *„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“*

Ich war auch immer redlich bestrebt, meinen Glauben tatsächlich zu leben und dabei auch meiner römisch-katholischen Kirche treu zu sein, was nicht immer einfach war und ist. Denn kein einziger Amtsträger der Kirche hat es zum Beispiel der Mühe wert gefunden, sich zumindest nach unserem Befinden auch nur zu erkundigen, als meine Parteifreunde nach meinem Ausscheiden aus der Kommunalpolitik in Baden wie tollwütige Hunde über mich hergefallen sind. Es ist mir und meiner Christa damals nicht gerade gut gegangen, als wir von unseren zahlreichen „Freunden“ geschnitten wurden. Als ich aber dann später Direktor der HLW wurde, haben sich ganz plötzlich viele von diesen Typen wieder gerne an uns erinnert.

Es ist mir auch mehrmals passiert, dass geistliche Herrn meine Bitte um ein Gespräch ignoriert, oder sogar verweigert haben. Dies müssen diese jedoch mit ihrem priesterlichen Gewissen ins Reine bringen. Meinen Glauben konnten solche Episoden allerdings nicht erschüttern. Ich habe nämlich weit mehr Geistliche getroffen, die ihrer Berufung in hervorragender Weise nachgekommen sind. Stellvertretend für sie alle darf ich Badens Stadtpfarrer Msgr. Mag. Clemens Abrahamowicz hervorheben, der mir bei der schweren Erkrankung und dem frühen Ableben meiner lieben Frau Christa sofort tröstend zur Seite stand.

Aber schließlich muss jeder von uns dereinst völlig allein vor seinen Schöpfer hintreten und Rechenschaft ablegen.

Ich habe daher versucht, mich an den Brief des Apostels Paulus an die Epheser zu halten:

„Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe, und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält.“

Das ist eine schwierige Aufgabe, denn dabei ringt man ein Leben lang immer wieder auch nach Erklärungen, sehnt sich nach konkreten Antworten, die man sich aber schließlich nur selbst geben kann.

Jedoch am Ende steht über all jenen Erinnerungen, die wir mit uns tragen, Dank sei Gott, ein gnädiges Bild der Verklärung!

Ich habe es zumindest versucht, jenen Aufträgen zu folgen, und sie an meine Schülerinnen und Schüler weiterzugeben, die Lothar Zenetti mit seinen schlichten Versen vorzeigt:

„Was keiner wagt, das sollt ihr wagen.

Was keiner sagt, das sagt heraus.

Was keiner denkt, das wagt zu denken.

Was keiner anfängt, das führt aus!“

Ich habe als Lehrperson zumindest versucht, mit Respekt stets für das Neue vorzubereiten, dabei aber das Bewährte zu wahren. Ich habe auch danach getrachtet, möglichst klare Ziele zu erkennen und vorzugeben, denn der Weg soll und darf niemals zum Ziel werden.

„Zum Misserfolg ist jene Erziehung verurteilt, die es mit den jungen Menschen vielleicht gut meinen kann, sie aber nicht ernst nimmt. Die zu Erziehenden dürfen niemals zum Objekt werden, sondern müssen stets Subjekte der Erziehung unter voller Wahrung ihrer Würde sein. Nur so kann ein Mensch erzogen werden, der befähigt ist, Gutes zu tun und Böses zu vermeiden; also ein Mensch mit Wissen, Können, aber vor allem mit Gewissen. Nur wer Gewissen besitzt, besitzt auch innere Freiheit und ist gegen Fremdbestimmung immun.“¹⁸

Die sieben Jahrzehnte des Friedens, die ich nach meiner Kindheit erleben durfte, waren vielen Generationen nicht gegönnt. Aber leider herrscht in dieser Zeit des Friedens mehr Unzufriedenheit als Dankbarkeit. Ich aber bin

¹⁸ Helmut Skala, „Erziehung, ein Auftrag an das Gewissen“ in „Diplomatie im Dienst der Seelsorge“ Festschrift für Nuntius Erzbischof Donato Squicciarini, Verlag Styria, 2002, S. 372.

dafür sehr dankbar. Leider zeigt der Krieg aber bereits wieder drohend seine hässliche und bedrohliche Fratze über unser geprüftes Europa.

Ich möchte daher dem lieben Gott danken, dass ich so vieles erleben und überleben durfte und er mir immer Richtung, Hilfe und Halt gegeben hat, wenn ich orientierungslos geworden bin.

Mein Dank gebührt meinen Eltern, die mich durch schwierige und entbehrungsreiche Zeiten sicher geleitet haben, und meiner gesamten Familie.

Besonders dankbar bin ich meiner geliebten Christa, die mich so viele Jahrzehnte lang in großer Liebe ertragen hat, und leider viel zu früh von dieser Welt geschieden ist. Ihr widme ich daher die niedergeschriebenen Geschichten und Anekdoten, die sie sich so oft geduldig angehört hat.

Mein Dank gebührt aber auch den vielen unwiederbringlichen Originalen, die meinen langen Weg durch manche Tiefen und so viele sanfte und schöne Höhen begleitet haben, freundschaftlich, geduldig, nachsichtig, hilfreich, streitbar und loyal.

Ich bin aber auch all jenen dankbar, die sich bloß gerne an mich erinnern. Ich hoffe, dass es doch möglichst viele sind!

Der Autor



Helmut Franz Skala kam am 17. Juli 1938 in Wien als zweiter Sohn von Rudolf und Maria Skala, geb. Weinhofer zur Welt. 1977 erfolgte die Verehelichung mit Christine Skala, geborene Wagner; verwitwet seit 1. Oktober 2021. Der Ehe entstammen zwei Töchter, Maria und Christine sowie zwei Söhne, Franz-Karl und Helmut-Rudolf.

Nach der Volksschule und der Unterstufe des Realgymnasiums erlernte er das traditionelle, väterliche Kleidermacherhandwerk. Neben der Gesellenprüfung legte er mit Hilfe der Abendmaturaschule Dr. Roland die Reifeprüfung als Externist ab. Er leistete freiwilligen Dienst beim Bundesheer, u. a. an der Theresianischen Militärakademie in Wr. Neustadt. Als Oberleutnant der Reserve war er jahrzehntelang in Stabsfunktionen beordert, mit zahlreichen freiwilligen Waffenübungen aktiv und dem Bundesheer eng verbunden.

Sein Studium an der Hochschule für Welthandel finanzierte er mit der Tätigkeit als Assistent für kaufmännische Fächer an der Handelsakademie Mödling.

Ab 1965 war er als Vertragslehrer an der Handelsakademie in Mödling tätig und wurde 1966 zum Diplomkaufmann graduert. 1971 schloss er als zweites Studium das der Wirtschaftspädagogik ab.

Wirtschaftspraxis eignete er sich als Mitarbeiter der Wirtschaftstreuhand-Kanzlei Prof. Herbert Falkenberg in Wien an und betätigte sich auch freiberuflich als Unternehmensberater und als Konsulent für Berufsbildung.

Nach Lehrtätigkeiten an den Handelsakademien Mödling und Baden sowie am Berufspädagogischen Institut leitete er die Höhere Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe (HLA) in Baden bei Wien als Direktor bis zu seinem Ruhestand.

Von 1971 bis zu seinem Ruhestand war er Vorsitzender der gesetzlichen Ständevertretung der mehr als 20.000 Bundeslehrer an berufsbildenden mittleren und höheren Schulen.

Von 1985 bis 2018 vertrat er Österreich im „Europäischen Gewerkschaftskomitee für Bildung und Wissenschaft“ des EGB in Brüssel.

Helmut Skala war geschäftsführender Gemeinderat der Marktgemeinde Wiener Neudorf und zehn Jahre Gemeinderat der Stadt Baden, davon fünf Jahre lang Vizebürgermeister und acht Jahre Klubobmann der Österreichischen Volkspartei in der Stadt Baden.

Er folgte auch dem Ruf des Ordo Equestris Vini Europae, der als europäische Wertegemeinschaft in der Tradition des Christlichen Abendlandes und unter der Patronanz des Erzhauses Habsburg steht. Als Consul Secundus und Praeses Senatus dieses Ordens hat er sich dem paneuropäischen Gedanken und der großen Geschichte Österreichs in der kulturellen Vielfalt Europas verpflichtet.

Auszeichnungen und Ehrungen:

Wehrdiensterinnerungsmedaille und Bundesheerdienstzeichen

Amtstitel Professor

Dank und Anerkennung des Unterrichtsministeriums

Silbernes Ehrenzeichen der Republik Österreich

Großes Ehrenzeichen der Republik Österreich

Berufstitel Hofrat

Dank und Anerkennung der österreichischen Bundesregierung

Großes Ehrenzeichen des Bundeslandes Niederösterreich

Commendatore mit dem Großstern des Heiligen Silvesterordens

Bundesverdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland

Consul Secundus et Praeses Senatus des Ordo Equestris Vini Europae

Ehrenzeichen des Landes Burgenland

Personenverzeichnis

Aff Dkfm. Dr. Josef, Universitätsprofessor, Vorstand des Institutes für Wirtschaftspädagogik der Wirtschaftsuniversität Wien.

Aiglsperger Otto, FCG, Organisationsreferent der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst-GÖD.

Antl Mag. Gerhard, Direktor der HAK und HAS Gänserndorf.

Beckmann Udo. Bundesvorsitzender des Verbands für Bildung und Erziehung in Deutschland – VBE.

Belcredi Carl Michael, Chefredakteur des Wetterdienstes des Fernsehens ORF.

Beneden Louis Van, Vorsitzender der Christlichen Lehrgewerkschaft in Belgien und des Weltverbandes der Lehrer-WVL.

Brand Gerhard, Bundesschatzmeister des Verbands für Bildung und Erziehung in Deutschland – VBE.

Busch Rolf, 1. Vorsitzender-Stellvertreter des Bundesverbandes für Bildung und Erziehung in Deutschland – VBE.

Busek Dr. Erhard, ÖVP, Vizekanzler und Unterrichts- u. Wissenschaftsminister.

Chapman Paul, Dipl.-Päd., Lehrer für Fachpraxis an der Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe HLA bzw. HLW Baden bei Wien.

Chesi Mag. Harald, Direktor der HAK und HAS Schwaz in Tirol, FCG, Landesvorsitzender der BMHS-Lehrgewerkschaft der GÖD Tirol.

Douschan Mag. Thomas, Direktor der „Peter Mahringer-HTL“ in Shkodra/Albanien.

Drimmel Dr. Heinrich, ÖVP, Unterrichtsminister vom 1. 10. 1954 bis 1. 4. 1964, Vizebürgermeister von Wien.

Egger Dkfm. Dr. Anton, Universitätsprofessor an der Wirtschaftsuniversität Wien und beedeter Wirtschaftsprüfer.

Ehmayr Waltraud, Direktorin HLW Stadt Haag, FCG, Landesvorsitzende der BMHS-Lehrgewerkschaft der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst-GÖD in NÖ.

Eichtinger Dr. Martin, Botschafter der Republik Österreich im UK, Landesrat von Niederösterreich, ÖVP.

Eisenmenger Arch. Dipl.-Ing. Hermine, Abteilungsvorständin an der Höheren Technischen Lehranstalt-HTL Mödling.

Enzenhofer Fritz, ÖVP, Präsident des Landesschulrates Oberösterreich.

Ettinger Karl, Redakteur für Innenpolitik von „Die Presse“ und „Wiener Zeitung“.

Fackler Michael, Dipl.-Päd., Lehrer für Fachpraxis an der HLW Baden bei Wien.

Feiner Hermann, Sektionschef im Innenministerium, FCG, Organisationsreferent und Vorsitzender des Schiedsgerichtes der GÖD.

Ferstl Mag. Wolfgang, Direktor der HAK und HAS Neunkirchen in Niederösterreich.

Figl Ing. Leopold, ÖVP, Bundeskanzler der Republik Österreich von 1945 bis 1953, Außenminister, Präsident des Nationalrates sowie Landeshauptmann von Niederösterreich.

Firnberg Dr. Hertha, SPÖ, Wissenschaftsministerin vom 24. 5. 1970 bis 23. 5. 1983.

Fischer Dr. Heinz, Bundespräsident der Republik Österreich von 2004 bis 2016.

Flocken Susan, Generalsekretärin des European Trade Union Committee for Education ETUCE – EGBW in Brüssel.

Franke-Zöllmer Gitta, VBE, Frauenvorsitzende des Europäischen Gewerkschaftskomitees für Bildung in der Education International-EI.

Freiler Dr. Hans, FCG, Vorsitzender-Stellvertreter der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst.

Fritz-Berghold Dkfm. Dr. Heinrich, Wirtschaftspädagoge am TGM Wien, FCG, Bundesvorsitzender der BMHS-Lehrergewerkschaft der GÖD und des Zentralausschusses BMHS von 1959 bis 1973.

Fürst Franz, SPÖ, Bürgermeister der Marktgemeinde Wiener Neudorf.

Gaal Anton de, SPÖ, Abgeordneter zum Nationalrat, Proconsul des Ordo Equestris Vini Europae-OEVE in Wien.

Galler Johann, ÖVP, Bürgermeister von Wolkersdorf im Weinviertel, Hauptschul-Direktor.

Gangl Mag. Roland, FCG, seit 2016 Bundesvorsitzender der BMHS-Lehrergewerkschaft der GÖD und Vorsitzender des Fachausschusses der BMHS-Lehrer in NÖ, Vertreter Österreichs im Europäischen Gewerkschaftskomitees für Bildung und Wissenschaft der Education International-EI, HLW Baden bei Wien.

Gehrer Elisabeth, ÖVP, Pädagogin, Unterrichtsministerin vom 4. 5. 1995 bis 10. 1. 2007.

Gejca Andreas, Bundessekretär der Fraktion Christlicher Gewerkschafter im ÖGB.

Giger Dr. Hans, Prof., Rechtsanwalt in Zürich.

Gloss Dr. Wilhelm, FCG, Vorsitzender-Stellvertreter der GÖD.

Gottbehüt Roswitha, Generalsekretärin des Europäischen Zentrums für Arbeitnehmerfragen-EZA.

Gratzl Dipl.-Ing. Alfred, Direktor der HTL Mödling in Niederösterreich.

Greinert Dr. Walter, Generalkonsul in New York, Botschafter der Republik Österreich beim Heiligen Stuhl.

Größing Dr. Sigrid-Maria, Lehrerin an der HAK und HAS Mödling, Germanistin und Historikerin, Autorin.

Hawlicek Dr. Hilde, SPÖ, Unterrichtsministerin vom 21. 1. 1987 bis 16. 12. 1990, Historikerin und Pädagogin.

Heck Josef, Oberst, 36. Kommandant der Theresianischen Militärakademie in Wr. Neustadt von 1957 bis 1959.

Heinisch-Hosek Gabriele, SPÖ, Unterrichtsministerin vom 16. 12. 2013 bis 17. 5. 2016, Pädagogin.

Heuritsch Dipl.-Ing. Walter, Sektionschef im Unterrichtsministerium, Generaldirektor für Berufsbildung.

Hickl Dr. Wolfgang, Direktor der HTL in Wien V, Spengergasse.

Holler Mag. Ingeborg, FCG, Schriftführerin des Zentralausschusses der BMHS-Lehrer.

Horwitz Dkfm. Kurt, Wirtschaftsjournalist/Chefredakteur, Absolvent der HAK Mödling.

Höss Dr. Fritz, Botschafter der Republik Österreich in der BRD in Bonn und in den USA.

Hurdes Dr. Felix, ÖVP, Unterrichtsminister vom 20. 12. 1945 bis 22. 1. 1952, Jurist und Mitbegründer der Österreichischen Volkspartei.

Israiloff Dr. Peter, Direktor der HTL Wien 10, FSG, Vorsitzender-Stellvertreter der Bundesleitung der BMHS-Lehrergewerkschaft und des Schiedsgerichtes der GÖD.

Jäger Dr. Ewald, Botschafter der Republik Österreich in Südkorea.

Jank Christoph, Direktor der HAK und HAS Gänserndorf, FCG, Organisationsreferent der Bundesleitung der BMHS-Lehrergewerkschaft der GÖD.

Janschka Herbert, Bürgermeister der Marktgemeinde Wiener Neudorf.

Katschthaler Dr. Hans, ÖVP, Landeshauptmann von Salzburg, Präsident des Landes-schulrates Salzburg.

Kerschagl Dr. Richard, Universitätsprofessor für Volkswirtschaftslehre an der Hochschule für Welthandel Wien, Rektor.

Kimberger Paul, Dipl.-Päd., FCG, Bundesvorsitzender der Gewerkschaft der Pflicht-schullehrer in der GÖD.

Klaus Dr. Josef, ÖVP, Bundeskanzler der Republik Österreich von 1964 bis 1970, Finanzminister 1961 bis 1963.

Klemt Ing. Peter, FCG, Organisationsreferent der Bundesleitung der BMHS-Lehrergewerkschaft der GÖD, HTL Krems.

Klestil Dr. Thomas, ÖVP, Bundespräsident der Republik Österreich von 1992 bis 2004.

Klima Mag. Bernhard, Direktor der HLW Baden bei Wien.

Klima Mag. Viktor, SPÖ, Bundeskanzler der Republik Österreich von 1997 bis 2000, Finanzminister.

Kloucek Rainhard, Generalsekretär der Paneuropa-Bewegung in Österreich.

Kofler Erwin, FCG, Organisationsreferent des Vorstandes der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst GÖD.

Kraft Knut, Bundesverband der Lehrerinnen und Lehrer an beruflichen Schulen BVLB, Mitglied der Taskforce Vocational Education in der Education International.

Kranzl Dieter, Dipl.-Päd., Fachvorstand für Fachpraxis an der HLW Biedermannsdorf.

Krasensky Dr. Hans, Universitätsprofessor, Vorstand des Institutes für Wirtschaftspädagogik der Wirtschaftsuniversität Wien.

Krautforst Dr. Oskar, Prof. HAK Graz, FCG, Bundesvorsitzender der BMHS-Lehrergewerkschaft und des Zentralausschusses von 1973 bis 1977.

Kreisky Dr. Bruno, SPÖ, Jurist, Bundeskanzler der Republik Österreich 1970 bis 1983.

Kubesch Dr. Erwin, Generalkonsul in Berlin, Botschafter der Republik Österreich in den Niederlanden, Dänemark und Slowenien.

Kunyik Roman, Vorsitzender der Schülerunion von 1989 bis 1991, Mitarbeiter des Parlamentsklubs der Österreichischen Volkspartei.

Lechner Dr. Gerhard, Direktor der BHAK und BHAS Neunkirchen, Wirtschaftstreuhänder, Mitglied der Landesleitung BMHS-Lehrer NÖ, FCG.

Lichal Dr. Robert, ÖVP, Bundesminister für Landesverteidigung, Vorsitzender-Stellvertreter der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst.

Lütgendorf Karl Ferdinand Freiherr von, Minister für Landesverteidigung der Republik Österreich von 1971 bis 1977.

Lutterotti Dr. Markus, Kabinettsvizedirektor der Präsidentschaftskanzlei, Botschafter der Republik Österreich in der Schweiz und in der BRD.

Mahringer Dr. phil. Peter, Sektionschef der Zentralsektion des Unterrichtsministeriums.

März Dr. phil. Adolf, Präsidialsektionschef des Unterrichtsministeriums.

Matejka Margareta, Sekretärin der Bundesleitung der BMHS Lehrergewerkschaft.

Mayer Dr. Alfred, Jurist, Präsidialsektionschef des Bundeskanzleramtes der Republik Österreich.

Mayer Dr. phil. Oskar, Vorsitzender des Zentralausschusses der AHS-Gewerkschaft, Abgeordneter zu Nationalrat, ÖVP.

Mayer Harald, Generaldirektor, Präsident des Österreichischen Radsportverbandes, Kämmerer des Ordo Equestris Vini Europae.

Mock Dr. Alois, ÖVP, Unterrichtsminister vom 2. 6. 1969 bis 22. 4. 1970, Jurist; Außenminister und Vizekanzler der Republik Österreich.

Moritz Herbert, SPÖ, Unterrichtsminister vom 10. 9. 1984 bis 20. 1. 1987, Journalist.

Mouchoux Alain, Generalsekretär des European Trade Union Committee for Education ETUCE – EGBW in Brüssel.

Müller Dr. Franz, Wirtschaftspädagoge an der HLW Baden bei Wien.

Neugebauer Fritz, Pädagoge, 2. Präsident des Nationalrates, ÖVP, Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst und der FCG.

Niesner Dr. Peter, Sektionsleiter im Außenministerium, Botschafter der Republik Österreich in Prag.

Olah Franz, SPÖ, geb. 13. 3. 1910, gest. 4. 9. 2009, Präsident des ÖGB von 1959 bis 1963, Innenminister von 1963 bis 1964.

Pasqualli Maria, Dipl.-Päd., Direktorin der Fachschule Stockerau, Landesvorsitzende der BMHS-Lehrergewerkschaft NÖ, FCG.

Paul Alois, Präsident „Sturm Graz“, Generalkapitän des Ordo Equestris Vini Europae.

Pecher Alkuin, FCG, Vorsitzender-Stellvertreter der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst.

Pendl Otto, SPÖ, Abgeordneter zum Nationalrat und Bürgermeister von Trumau in Niederösterreich, Generalkapitän des Ordo Equestris Vini Europae.

Pfeffer Mag. Martin, Direktor der HLA f. Mode/Design Mödling in Niederösterreich.

Plunger Dr. Hermann, FCG, Vorsitzender-Stellvertreter der Bundesleitung der BMHS-Lehrergewerkschaft, Abteilungsvorstand der HTL Innsbruck.

Prader Dr. Georg, ÖVP, Bundesminister für Landesverteidigung von 1964 bis 1970.

Presoly Arch. Dr. Egon, Direktor der HTL Baden-Leesdorf.

Pröll Dr. Erwin, ÖVP, Landeshauptmann von Niederösterreich.

Prosl Dr. Christian, Botschafter der Republik Österreich in der BRD und in den USA.

Quin Dr. phil. Eckehard, FCG, Vorsitzender-Stellvertreter/Dienstrechtreferent der GÖD.

Raab Ing. Julius, ÖVP, Bundeskanzler der Republik Österreich von 1953 bis 1961.

Rainer MMag. Jürgen, FCG, Bundesvorsitzender der BMHS-Lehrergewerkschaft und des Zentralausschusses BMHS von 2006 bis 2016.

Rau Johannes, SPD, Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland.

Rauch-Höphfner Dr. h. c. Herbert **von Brendt**, ÖVP, Bürgermeister von Laxenburg in Niederösterreich.

Rieder Sepp, SPÖ, Vizebürgermeister von Wien.

Riedl Dr. Johannes, ÖVP, Präsident des Landesschulrates Oberösterreich.

Riegler Dr. phil. Gerhard, FCG, Vorsitzender des Zentralausschusses der AHS.

Riegler Walter, Dipl.-Päd., FCG, Bundesvorsitzender der Gewerkschaft der Pflichtschullehrer der GÖD.

Riess-Passer Dr. Susanne, FPÖ, Vizekanzlerin vom 4. 2. 2000 bis 28. 2. 2003 sowie Bundesministerin für öffentliche Leistung und Sport.

Rihs Mag. Friedrich, Direktor der HAK und HAS Mödling.

Rømer Martin, Generalsekretär des European Trade Union Committee for Education ETUCE – EGBW in Brüssel.

Rüger Hildegund, Pädagogin/Direktorin, VBE, Bayrischer Beamtenbund, Präsidentin des Bayrischen Landesfrauenrates.

Sagbauer Edmund, ÖVP, Präsident des Landesschulrates Niederösterreich.

Schabl Emil, SPÖ, Landesrat von Niederösterreich.

Schäffer Gerhard Mag., ÖVP, Staatssekretär und Präsident des Landesschulrates Salzburg.

Schambeck Dr. Herbert, ÖVP, Dr. h. c. mult., Präsident des Bundesrates, Universitätsprofessor/Rechtswissenschaftler, Gründungsmitglied der Päpstlichen Akademie für Sozialwissenschaften, Päpstlicher Ehrenkämmerer.

Schauer Mag. Karl, Pater, Superior von Mariazell, Bischofsvikar in Eisenstadt.

Scheiber DDr. Ewald, Präsident des Landesschulrates Steiermark.

Scheicher-Gálffy Mag. Elisabeth, Direktorin der HLW Baden bei Wien.

Schleinzer Dipl.-Ing. Dr. Karl, ÖVP, Verteidigungsminister, Landwirtschaftsminister, Bundesparteiobermann der ÖVP von 1971 bis 1975.

Schnedl Dr. Norbert, FCG, Jurist, Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst-GÖD und der FCG, Vizepräsident des Österreichischen Gewerkschaftsbundes-ÖGB.

Schneider Dkfm. Dr. Wilfried, Universitätsprofessor, Vorstand des Institutes für Wirtschaftspädagogik der Wirtschaftsuniversität Wien.

Scholten Dr. Rudolf, SPÖ, Unterrichtsminister vom 17. 12. 1990 bis 28. 11. 1994.

Schwarzinger Dr. Josef, Dir. Berufspäd. Akademie Linz, FCG, Bundesvorsitzender der BMHS-Lehrergewerkschaft und des Zentralausschusses BMHS von 1977 bis 1982.

Siegl Mag. Theo, Sektionschef im Unterrichtsministerium, Generaldirektor für Berufsbildung.

Sinowatz Dr. Fred, SPÖ, Unterrichtsminister vom 4. 11. 1971 bis 23. 5. 1983, Historiker; von 1983 bis 1986 Bundeskanzler der Republik Österreich.

Sobotka Mag. Wolfgang, ÖVP, 1. Präsident des Österreichischen Nationalrates.

Sommer Rudolf, FCG, Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst, Mitglied des Bundesrates, ÖVP.

Spannocchi Emil Graf, General und Armeekommandant des Österreichischen Bundesheeres von 1973 bis 1981.

Spindelegger Erich, ÖVP, Abgeordneter zum Nationalrat und Bundesrat.

Squicciarini Donato, Erzbischof, Apostolischen Nuntius in Österreich.

Standenat Dr. Yuri, Botschafter der Republik Österreich in Cuba und in Argentinien.

Stärz Dkfm. Dr. Wilhelm, Direktor HAK und HAS Mödling.

Stehrer Mag. Dr. Wolfgang, Direktor HLA für Landwirtschaftsberufe Ursprung-Elixhausen.

Stellner Otmar, Dipl.-Päd., Lehrer für Fachpraxis an der HLT Klesheim Salzburg.

Stickler Johann. Dipl.-Päd., Fachvorstand für Fachpraxis HLW Baden bei Wien.

Streng Petra, Dipl.-Päd., Fachvorständin für Fachpraxis HLW Baden bei Wien.

Stricker Adolf, ÖVP, Präsident des Landesschulrates Niederösterreich.

Strohdorfer Werner, Dipl.-Päd., FCG, Organisationsreferent der Bundesleitung der BMHS-Lehrergewerkschaft der GÖD, HTL Hollabrunn.

Taus Dr. Josef, ÖVP, Staatssekretär von 1966 bis 1967 und Bundesobmann der Österreichischen Volkspartei von 1975 bis 1979.

Tischler Dr. Oswald, Ministerialrat im Unterrichtsministerium, FCG, Vorsitzender des Fachausschusses der BMHS-Lehrer NÖ.

Todev Dr. Tode, Finanzmarktexperte und Risikomanager, akad. Bildhauer.

Tombor-Tintera Alfred **Rákóczi de**, Comes, Magister Generalis und Generalconsul des Ordo Equestris Vini Europae.

Trawöger Rudolf, Direktor Glasfachschule Kramsach am Inn.

Türk Dr. Helmut, Kabinettsdirektor der Präsidentschaftskanzlei, Botschafter der Republik Österreich in den USA und beim Heiligen Stuhl.

Vitek Dr. Ernst, Polizeigeneral und Physiotherapeut.

Vranitzky Dkfm. Dr. Franz, SPÖ, Bundeskanzler der Republik Österreich von 1984 bis 1997, Doktor der Wirtschaftswissenschaften.

Wagner Mag. Helmuth, HAK und HAS Tulln, FCG, Landesleitung der BMHS-Lehrer NÖ.

Waldheim Dr. Kurt, ÖVP, Bundespräsident der Republik Österreich von 1986 bis 1992, Generalsekretär der Vereinten Nationen von 1971 bis 1981.

Wallner Mag. Viktor, ÖVP, Bürgermeister von Baden bei Wien von 1965 bis 1988, Abgeordneter zum Niederösterreichischen Landtag von 1974 bis 1983.

Wallnöfer Eduard, ÖVP, Landeshauptmann von Tirol von 1963 bis 1987.

Wassermann Josef, Vorsitzender der Lehrgewerkschaft ITU, Israel.

Wechdorn Franz, Dipl.-Päd., FCG, Landesleitung BMHS-Lehrer NÖ, HTL St. Pölten.

Weihs Monika, Absolventin der HAK Mödling.

Wolf Gerhard V., Proconsul des Ordo Equestris Vini Europae für Niederösterreich.

Woschnagg Dr. Gregor, Botschafter der Republik Österreich in Nairobi und bei der EU.

Wunder Dieter, Vorsitzender der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft GEW, Deutschland, Mitgründer der Education International-EI.

Wuppinger Thomas, Dipl.-Päd., Lehrer für Fachpraxis an der HLW Baden bei Wien.

Zahorsky Mag. Rudolf, FCG, Finanzreferent der Landesleitung BMHS-Lehrer NÖ, HAK und HAS Gänserndorf.

Zilk Dr. Helmut, SPÖ, Unterrichtsminister vom 24. 5. 1983 bis 10. 9. 1984, Pädagoge und Journalist, von 1984 bis 1994 Bürgermeister von Wien.

Zonschits Rene, SPÖ, Vizebürgermeister von Ollersdorf, Proconsul des Ordo Equestris Vini Europae in Niederösterreich.

Abkürzungen

BMHS	Berufsbildende mittlere und höhere Schule
EGBW	Europäisches Gewerkschaftskomitee für Bildung und Wissenschaft
ETUCE	European Trade Union Committee for Education
FCG	Fraktion Christlicher Gewerkschafter
FPÖ	Freiheitliche Partei Österreichs
FSG	Sozialistische/Sozialdemokratische Gewerkschafter
GÖD	Gewerkschaft Öffentlicher Dienst
HAK	Handelsakademie
HAS	Handelsschule
HLA	Höhere Lehranstalt
HTL	Höhere Technische Lehranstalt
ÖGB	Österreichischer Gewerkschaftsbund
ÖVP	Österreichische Volkspartei
SPÖ	Sozialistische/Sozialdemokratische Partei Österreichs